

Weg nach Weimar

herausgeber: F. Lienhard

Band 5
Schiller

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Druck u. Verlag v. Greiner u. Pfeiffer Stuttgart







Wege nach Weimar

Gesammelte Monatsblätter

von

F. Lienhard

WSW

Fünfter Band

Schiller

Mit den Bildnissen von

Schiller, Körner, Humboldt, Lotte Schiller, Karoline von Wolzogen,
Charlotte von Kalb, Richard Wagner, dem Goethe-Schiller-Denkmal
und Gobineaus Amadisbüste



102510
18/6/10.

Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer
1908



Inhalt

Leitartikelf

	Seite
Gobineaus Amadis und die Rassenfrage	1, 49, 97
Humboldts Bildungsideal	145
Von Kant zu Goethe	193
Gedanken über Richard Wagner	241

Lebensbild

Schiller I.—VI.	25, 63, 115, 164, 212, 251
-------------------------	----------------------------

Proben aus Bichern

Briefe von Frau von Kalb an Jean Paul	70
Aus „Agnes von Lilien“ von Karoline von Wolzogen	122
Schillers letzter Brief an Humboldt	171
Schiller an Goethe	221
Aus Schillers Briefwechsel	260

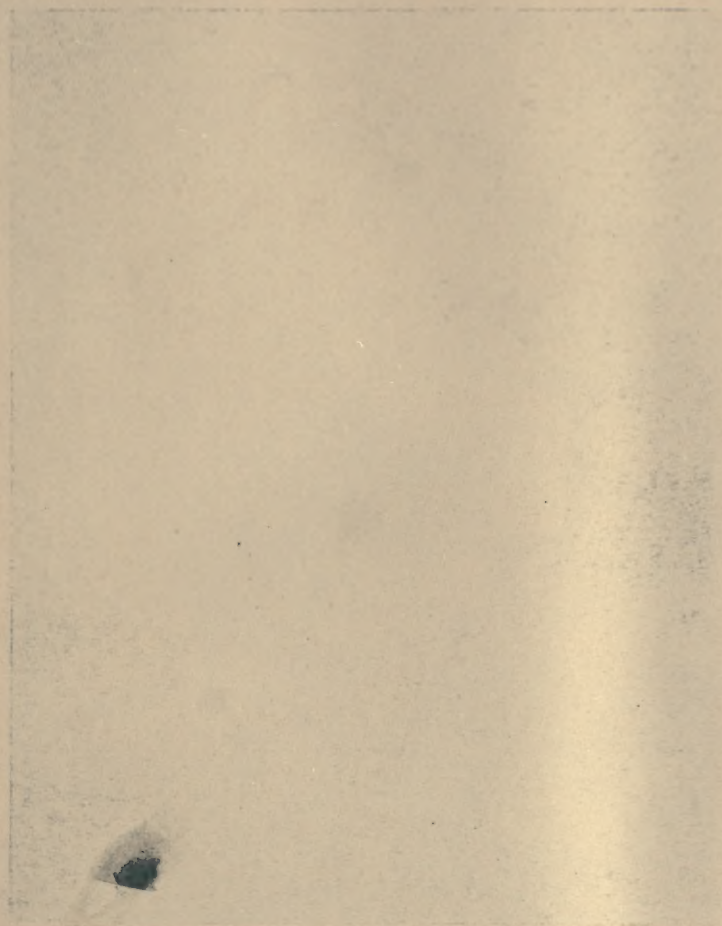
Dichterische Beitrage des Herausgebers

Prometheus	18
Szene aus „Luther“	44
Walther von der Vogelweide	94
Königin Luise (Gedicht)	191
Einkehr ins Kinderland	239
Zur Eröffnung des Weimarer Hoftheaters	286

Tagebuch

	Seite
Die Gobineau-Sammlung — Stein und Wolzogen — Schillers Leben — Drei Mängel — Durchbrochener Blankvers — Einführung in Luther	31
Sealsfeld — Die Räuber — Zwischen Journalismus und Akade- mismus — Einfachheit — Sonnenenergie — Wartburg und Gral	85
Weihnachten — Schillers Gattin — Vom Gesindel — Niezsches Werke — Schiller als Gottsucher — Dämon Auslese — Weimar aus der Vogelschau	132
Esoterik und Politik — Schillers Programm — Das Reimensch- liche — Selbsterziehung — Der Künstler — Schiller über Bürger — Vom Volkston — Friedrich der Große	175
Die Xenien — Ankündigung der Horen — Schiller-Goethes Brief- wechsel — Idealist und Realist — Schiller als Mensch — Die Amadis-Aufsätze	227
Schillers Männlichkeit — Vom Tragischen — Gedanken zum Drama — Schiller und das Theater — Schillers Tod	272







Schiller
Von Ant. Graff 1785 gemalt



Gobineaus Amadis und die Rassenfrage

Droben die Sonne — hier unten die Masse:
 Hier unten der Stoff — und von oben der Strahl!
 Taube schwebt auf Land und Rasse,
 Trägt das Heiligthum zu Thal;
 Liebe leuchtet herab dem Hasse,
 Lockt und läßt empor zum Wahl: —
 Und die da folgen sind Edelrasse,
 Sind Rasse der Ritter, sind Diener am Graf. L.



Man darf wohl einmal den Versuch wagen, die Rassenfrage von einem höheren Standort ins Auge zu fassen, ohne im übrigen die Tatsachen empirischer Wissenschaft anzufechten. Dieser Versuch, eine bisher allzu gegenständliche Behandlungsweise in das Licht des philosophischen Idealismus eines Kant und Schiller zu rücken und auch hier reinmenschliche Unbefangenheit zu finden, ist im folgenden unternommen. Die ererbte Rasse der Arier, zu der auch ich gehöre, gibt an sich noch kein Recht zu irgendwelchem persönlichen Stolz; solches körperliche Erbe begünstigt höchstens oder verpflichtet. Aber seelischer und sittlicher Adel wird durch andere Dinge gewonnen.

Gobineaus These

Man wird im folgenden etwas wie ein Auflehnen gegen des Grafen Gobineaus Rassentheorien bemerken; und doch zugleich eine begeisterte Zustimmung zum Heroismus seiner Lebensauffassung.

Ich darf mich dabei auf eine seiner mächtigsten, in Deutschland noch so gut wie unbekannte Dichtung berufen: „Amadis“, ein Helden-
gedicht von über 500 Seiten großen Formats, nach Gobineaus Tod
herausgegeben und bemerkenswert eingeleitet von seiner Freundin
Gräfin de la Tour (Paris, Librairie Plon, 1887).

Den äußeren Anstoß zu dieser Beschäftigung verdanke ich dem
Vorkämpfer Gobineaus und Übersetzer der „Renaissance“ und des
Rassenwerks, Hrn. Prof. Schemann, der mir schon vor mehr als
Jahresfrist ein Exemplar des „Amadis“ überreichte und vor einigen
Monaten durch folgenden Brief einen weiteren Anreiz gab:

... „die schöne Gegenüberstellung S. 45 Ihres Aprilheftes (Wege
nach Weimar) rief mir ins Gedächtnis zurück, daß Sie vor einiger Zeit
aus eigenem Antrieb eine Studie über Gobineaus ‚Amadis‘ in Aussicht
stellten. Darf ich heute daran erinnern? Je weniger ich selbst für die
nächsten Jahre die Möglichkeit sehe, mich mit dem Amadis eingehender
zu beschäftigen — auch meinen Lieblingswunsch, das Werk im Verein
mit meinem Freunde Hans v. Wolzogen zu verdeutschen, habe ich leider
vertagen müssen — um so mehr liegt mir daran, dies von anderer be-
rufener Seite geschehen zu sehen. Über Gobineaus andere Hauptwerke
(Rassen, Renaissance, Bücher über Persien) ist doch eigentlich schon
heute fast jedes Wort überflüssig; sie haben mit bei uns ungewohnter
Schnelligkeit ihren festen Platz und ihre endgültige Würdigung gefunden.
Ganz anders liegen die Dinge beim Amadis. Gewiß wird er, obwohl
Gobineaus größtes Werk, nie die Verbreitung und Schätzung der übrigen
Schöpfungen finden, aber daß buchstäblich eigentlich noch nicht ein
Wort bei uns öffentlich über ihn verlautbart hat, ist doch ein starkes
Stück. Einmal muß doch auch bei ihm der Anfang gemacht werden,
und mich dünkt, es wäre Ihrer in hohem Grade würdig, dies zu tun.“ ...

Auch in seinem neuesten Schriftchen über die Gobineau-Samm-
lung der Straßburger Universität bemerkt Schemann (S. 6):

„Wie wenig mit den bisherigen Erfolgen die Gesamtwirkung
Gobineaus erschöpft ist, ist schon damit gesagt, daß unter anderem das-
jenige Werk, das er selbst, und gewiß mit tiefer Berechtigung, als sein
größtes angesehen hat, ‚Amadis‘, in Deutschland noch kaum mehr als
dem Namen nach bekannt ist. Wohl wird dieser seinem esoterischen
Charakter nach stets auf intimere Kreise beschränkt bleiben. Aber

auch andere Schöpfungen noch harren der Erschließung und damit der ihnen gewissen Wirkung, wie seine ‚Aphroëssa‘, seine ‚Pléjades‘, seine ‚Abbaye de Typhaines‘ usw.

Schemann ist mit Recht der Ansicht, daß wir es in Gobineau mit einer „geistigen Großmacht“ zu tun haben, die „den goldenen Notschatz des Humanismus und Idealismus mehrten“ hilft, die sich auch für unsere heranwachsende Generation „als Gegengewicht gegen den bald allmächtigen Naturalismus immer unentbehrlicher erweist“.

Aber ich stehe meinerseits der auch hierbei so wichtig hereinlastenden Rassenfrage etwas anders gegenüber als Schemann, Wolzogen oder Chamberlain. Die Tatsächlichkeiten, die uns ein Lapouge, Graf Leusse, Wilfer, Ammon, Driesmans, Woltmann usw. emporgeschürft haben, sollen — soweit sie tatsächliche Nachweise und nicht Vermutungen und Phantasien sind — hier nicht bestritten werden. Diese und ähnliche Forschungen stellen nur die äußeren Beziehungen und Lebensbedingungen fest. Nun aber beginnt ja erst das seelische Problem: nämlich aus diesen schweren oder leichten Bedingungen heraus den Aufstieg zur Graßritterschaft zu versuchen, und zwar mittels einer inneren Kraft, die jene äußeren Bedingungen als ein Material knetet und zwingt. Hier beginnt also das innermenschliche Problem; hier beginnt Religion, Philosophie, Ethik. Hier wird nicht mehr nach sichtbaren Merkmalen äußerer Art, nach Rasse, Nation, Sprache, Stamm, Stand, Partei und was es sonst sein mag, gruppenhaft unterschieden und ausgewählt: hier tritt ein innermenschlicher, ein seelischer Einigungsfaktor in Kraft.

Auf diesen Faktor lege ich allen Nachdruck. Die irdischen Unterscheidungsmerkmale brauchen nicht verwischt zu werden; aber die neue Gruppierung setzt sich aus allen Rassen und Nationen zusammen nach einem viel feineren, viel reineren Prinzip und Gesichtspunkt. Dies auswählende Prinzip, diese vornehme Zuchtwahl ist schon im alten Gleichnis vom „barmherzigen Samariter“ deutlich dem bloßen Nationalismus und dem Standesdünkel gegenübergestellt. „Wer ist mein Nächster?“ wurde dort gefragt. Und die Antwort lautete: Der die Edeltat an dem Mißhandelten getan — und dieser

Edle war in diesem Falle ein Mischling, ein Samariter. Damit ist nun etwa nicht behauptet, daß „die“ Samariter, geographisch und national, „bessere Menschen“ seien wie etwa Seumes unüberfüllte Wilde, deren genereller Edelmut schwerlich feststeht; vielmehr ist damit nur gesagt, daß es in diesem Falle ein Samariter war; und weiter: daß der höhermenschliche Wert sich nicht deckt mit anererbtem Stand oder Rasse. Ein Reicher — man verzeihe das Aussprechen dieser Binsenwahrheit — kann gut, ein Armer schlecht, ein Arier verlumpt, ein Nicht-Arier vornehm sein — noch einmal: hier tritt ein inneres Gesetz in Kraft, eine Art „Gnadenwahl“.

Von den verschiedensten Seiten kann man ja dasselbe Menschengebilde betrachten. Gesundheitszustand, Kleidungsweise, Körperbau, Beruf, Familie, Religion, Konfession, geistige, politische, literarische, gesellschaftliche, künstlerische, ethische Bildung, Zugehörigkeit zu Stamm, Landschaft, Nation, Weltteil, Rasse, zu Klubs und Genossenschaften aller Art — wie viel Gesichtspunkte! Von Zeit zu Zeit rücken nun eine oder etliche dieser Betrachtungsweisen in den Vordergrund und beherrschen, vergewaltigen, verschlingen alle anderen. Solange eine solche Hypnose oder Lähmung andauert, ist Einsprache machtlos. Wir haben eben erst die Anschauungswut und Ausmalungsmanier des literarischen Naturalismus hinter uns; wer nicht auf diese Mode und Manie gestimmt war, mußte einfach abseits stehen. Und so herrschen vorerst noch die Gesichtspunkte „Milieu“ und „Rasse“, die fast gleichzeitig aufgetaucht sind (Buckle, *History of civilisation in England*, 1857; Taine, *Philosophie de l'art*, 1865; Gobineau, *Essay sur l'inégalité des races humaines*, 1853—55)¹⁾. Was auch während solcher Epochen in das Gesichtsfeld tritt: alles oder doch nahezu alles wird aus dem Milieu oder aus der Rasse „erklärt“. Es ist eine

¹⁾ In demselben Zeitraum — es ist eine merkwürdige Flutwelle — erschien auch Darwins „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ (1859). Aber auch Fehners, freilich nicht durchdringendes, poesievolles Weltbild: „Zend-Avesta“ (1851), dem „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen“ (1848) vorausging. In derselben Zeit aber tauchten auch die okkultistischen, spiritistischen, spirituellistischen Richtungen und Phänomene auf, als ein seltsamer Gegenpol zu der naturwissenschaftlichen Wucht des Zeitalters.

Befessenheit. Von diesen periodischen Befessenheiten frei werden, heißt in reines und klares Menschentum eintreten.

Und so lastet nun auf uns auch Gobineaus These und Hypothese.

Die Zivilisationen — sagt er — gehen zugrunde, weil ihre Träger degenerieren; und diese degenerieren nicht durch Luxus, Sittenverderbnis, schlechte Gesetze, Irreligiosität, sondern nur durch Mischungen einer guten Rasse mit einer schlechten. Die beste aller Rassen ist die weiße (er nimmt drei Urtypen: weiß, schwarz, gelb an); diese Edelrasse wird nach und nach durch Blutmischung mit den zahlreicheren geringeren Rassen aufgesogen — und die Erde verblödet zuletzt.

... „Die weiße Rasse, an und für sich betrachtet, ist hinfort vom Angesicht der Erde verschwunden. Nachdem sie durch das Zeitalter der Götter hindurchgegangen, in dem sie unbedingt rein war, dann durch das Heroenzeitalter, in welchem die Mischungen an Stärke und Zahl noch mäßig waren, durch das Adelszeitalter, während dessen immer noch gewaltige Kräfte aus versiegten Quellen keine Auffrischung mehr erhielten, steuert sie infolge ihrer heterogenen Verbindungen, je nach den Stätten mehr oder minder schnell, der endgültigen Verschmelzung aller ihrer Elemente zu. Folglich wird sie jetzt nur noch durch Blendlinge vertreten; diejenigen, welche die Gebiete der ersten Mischgesellschaften innehaben, haben natürlich Zeit und Gelegenheit gehabt, am meisten herabzusinken... Die Völker, nein, die Menschenherden, werden alsdann von düsterrer Schlassucht übermannt, empfindungslos in ihrer Nichtigkeit dahinleben, wie die wiederkläuenden Büffel in den stagnierenden Pfützen der pontinischen Sümpfe... Die betäubende Voraussicht ist nicht der Tod, es ist die Gewißheit, daß wir ihn nur entwürdigt erreichen werden; und vielleicht könnte selbst diese unseren Nachfahren vorbehaltenen Schmach uns gleichgültig lassen, wenn wir nicht mit einem geheimen Schauer empfänden, daß die räuberische Hand des Geschickes schon auf uns gelegt ist.“

So düster schließt Gobineaus Rassenwerk. Dogmen am Eingang des Buches — und Dogmen am Schluß! Dort die These: die weiße Rasse ist die beste; hier die These: die weiße Rasse wird aufgesogen werden und folglich (?) die Erde verblöden!

Ist das nun die Naturbetrachtung, die wir von Goethe gelernt haben? Stimmt das zu dem sieghaften Glauben an die überweltliche Macht der Idee und die innerweltliche Macht des Sittengesetzes, wie wir es bei Plato, Kant, Schiller achten gelernt? Sollte der göttliche Geist, der diesen Planeten belebt und durchdringt, wirklich derart ins Gedränge kommen, daß er schließlich wie Luft ausgepreßt wird? Und kann es uns ein Trost sein, daß seine letzten irdischen Vertreter — wie es am Schluß des „Amadis“ heißt — am Herzen Gottes Ehre, Liebe, Freiheit in Sicherheit gebracht haben?

Nein! Alles in mir sträubt sich gegen diese Auffassung der Natur und gegen diese Auffassung des Geistes, diesen kostbaren Polaritäten, deren Wirkung und Wechselspiel wir zwar beobachten und erleben, deren Einzelgeheimnis aber schwerlich lösbar ist für uns Menschen, die wir selber in dem großen Spiel mitteninne stehen. Der letzte Sinn und Zweck — wenn man sich so ausdrücken darf — des planetarischen Wachstums kann doch wohl nicht eine sinnlose Entartung sein, sondern nur eine Frucht: also wiederum und nur in anderen, herbftlichen Formen etwas Lebendiges, das als Inbegriff und Ergebnis alles planetarischen Geschehens alsdann in neue Verbindungen übergeht. Zu diesem schlichten Wahrscheinlichkeitschluß berechtigt uns wenigstens unsere Naturbeobachtung, unser geschichtliches Studium, unser eigenes menschliches Erleben — und nicht zuletzt unser eingeborener Glauben an die Kräfte des allwaltenden Geistes.

Und so sehen wir denn der Gobineau'schen These — und damit, zum Teil, auch der Degenerationslehre Wagners und Schopenhauers — eine andere Auffassung entgegen¹⁾.

1) Nicht der Regenerationslehre Wagners, der zwar unter Gobineaus Einfluß das Wort spricht, daß „die edelste Rasse die unedlen wohl beherrschen, durch Vermischung sie aber nicht sich gleich, sondern sich selbst nur unedler machen“ könne, der „die Weltgeschichte als das Ergebnis der Vermischung dieser weißen Rasse mit den Geschlechtern der gelben und schwarzen ansieht“ und daraus den „Verderb der weißen Rasse“ herleitet (Werke, X), der aber auf der andern Seite das prachtvoll klare Wort prägt: „Unser Ziel suchen wir einzig in einem Erwachen des Menschen zu seiner einfachen heiligen Würde“ (X, 350).

Lichtabstammung

Leben ist ein Feuerprozeß.
Rovalis.

Bei dem jetzt die Wissenschaft beschäftigenden Suchen nach Rasse, Milieu, Knochen, Trümmern, Pergamenten, Bazillen wird ein entscheidender Faktor ausgeschaltet, dem Natur und Menschheit die größere Hälfte ihrer Energien verdanken: die Sonne. Wir vergessen über dem Graben in der Erde die zum Erdball polarisierte, von außen hereinflammende Sonnenenergie — ein Wort übrigens, das der sehr exakte Chemiker Ostwald geprägt hat.

Zu allen Lebenswirkungen gehören zwei oder mehrere wirkende Elemente: Sonnenball und Erdball, Geist und Natur, Mann und Weib, positive und negative Kraft, Wärme und Kälte, Sommer und Winter, Tag und Nacht, verschiedene Temperamente, verschiedene Stämme, Nationen, Rassen.

Leben ist nun nicht hier oder dort allein, nicht isoliert: Leben ist ein — man gestatte den Ausdruck — elektromagnetisches Gegeneinander- und Ineinanderwirken „feindlicher“ Kräfte. Rasse, Milieu, Stoff, Blut und alle diese Dinge sind an sich noch kein Leben, sind nur Stromleiter, aus deren Zusammenprall mit Gegenkräften erst das Leben werden soll. Leben selbst aber ist ein Aufblitzen zwischen und durch diese Kräfte; Leben ist Feuer, Leben ist Licht, Wärme, Energie, Gewittererscheinung.

Demnach ist meines Erachtens die Rassenverschiedenheit von vornherein Grundbedingung des Lebensprozesses, wie die anderen Verschiedenheiten, wie die Widerstände im einzelnen Lebensschicksal, wie das Leid. So entsteht über die Erde ein Blitzen und Leuchten, eine Reibung und Mischung, ein Anziehen und Abstoßen. Darin liegt das Wesen des Lebens, darin sein Wert, seine Schönheit, sein Reichthum.

Die Zierden unseres Sternes sind also nicht die Rassen als solche. Schöne und große Handlungen, aufblitzend in einzelnen Menschen, ihren Freunden und Feinden — sie schmücken unseren Planeten; diese aber blitzen nur auf durch Kampf und Reibung

äußerer und noch mehr innerer Art. Denn auch in uns selber ist Polarität; ein geistiger Mensch in uns flammt auf im Kampf mit der zunächst ebenso berechtigten Triebnatur. Es ist also gar nicht gesagt, daß in den äußeren Schlachten und Kämpfen dieser Erde diese oder jene Rasse oder Nation unbedingt und absolut „die bessere“ sei. Wer will ein solch moralistisches oder abschätzendes Urteil wagen? Wir stehen ja doch mitten in Bildungen und Entwicklungen, die viele Jahrtausende erfordern. Wir können ungefähr feststellen, daß in der zu übersehenden Spanne tatsächlich die arische Rasse bedeutende Führungen hat und hatte. Aber das darf doch noch lange nicht zu einem endgültigen und ausschließlichen Werturteil verführen.

Vielmehr wissen wir, daß in vielen großen Zusammenstößen auch der „Wilde“, der Maure, der Inka, der Japaner ein ungewöhnliches Menschentum offenbarten. Ich kann mir schlechterdings nicht denken, daß der kosmische Geist, der Geist Gottes, grade nur auf uns Arier als auf ein auserwähltes Volk herabgeträufelt sei. Wir kommen ja damit auf altisraelitischen Dünkel zurück, mit dem der überweltliche Seelenblick eines Jesus doch wohl endgültig gebrochen hat.

Selbstverständlich bleiben die natürlichen Bedingungen, in die wir körperlich hineingeboren sind, an sich bestehen. Aber sie sind, wie ich schon sagte, unser Material, noch nicht unser Leben; sie sind oft sogar unsere heilsamen Widerstände, unsere Tragik; und oft gerade aus dem Kampf damit blüht in uns das Höhere, das eigentlich Wertvolle auf. Diese Kampfbedingungen sind für manchen, der zur Rasse der Schwarzalben gehört — ich erinnere an den neulich viel genannten Otto Weininger —, natürlich überaus schwer. Aber daß er kämpft, daß in ihm Leben blüht — jenes Leben, das von Kant und Schiller dieses Namens gewürdigt und das im Neuen Testament „ewiges Leben“ genannt wird —, dies erst macht den Menschen oder kämpfende, strebende Gruppen von Menschen der Achtung wert. Nicht aber die Zugehörigkeit als solche zu irgendwelcher Rasse oder Nation.

Wir lieben den symbolisch gewordenen Jung-Siegfried nicht um seiner Rassenmerkmale willen, obwohl Gold der Haare und Blau

der Augen entzückende Farben sind, sondern um des edlen Feuers willen, das in ihm wohnt. Dies grüßen wir über den Erdball hin; davon wünschen wir möglichst viel in unserer eigenen Seele, Familie, Landschaft, Nation, Rasse, Menschheit wirksam zu sehen.

Ich vergesse nicht, daß auch dies hier Gesagte nur einer der möglichen Gesichtspunkte ist; aber es ist der höchste: der religiös-philosophische, der praktisch die Flammen der Liebe zur Folge hat, überall da, wo besonnene Hilfe not tut, ohne Ansehen der Person. Es kann wohl sein — und war schon oft —, daß der religiöse Deutsche und der ebenso religiöse, ideale, gottbewußte Franzose, innerlich eins in höherer Gemeinschaft, das Gewehr dennoch auf ihre Körper richten müssen. Denn sie sind auch Mitglieder einer Masse, die den Gesetzen aller Masse gehorcht. Ich werde dies nicht weichlich bedauern, sondern der vielen Tragik beizählen, in die wir auf diesem Stern eingekettet sind. Wohl aber werden wir daran arbeiten, die Masse mit Geist und Seele immer stärker zu durchdringen, indem wir, von den inneren Bezirken aus, uns selber und dann immer mehr einzelne dem Massentum ablocken und in Mitglieder einer Edelrasse verwandeln, einer „unsichtbaren Kirche“, einer „Gemeinschaft der Heiligen“. Dieser noch lange nicht beendigte Feldzug ist die Mission aller Erzieher, Prediger, Denker, Dichter, Künstler — der Bergeistigter des Erdballs — die der Masse, Klasse, Rasse gegenüber das sind, was die Sonne zur Erde, was das Genie zum Bürgertum ist: die polare, Flammen erzeugende Geistkraft.

Als solche Sonnenhelden fühlen sich Amadis und seine Freunde, zu denen wir später übergehen werden. Vorerst aber müssen wir noch einige Folgerungen ziehen.

Zuchtwahl durch Leid

Es ist der Grundgedanke großer Seelen,
nicht zu zerbrechen.

Gobineau.

Als Gobineau eines Tages auf der kleinen schwedischen Felseninsel Djursholm stand, rief er begeistert aus: „Hier stand Ottar Karls Burg!“ Auf einen fragenden Blick seines Begleiters (Fürst

(Eulenburg) bekräftigte er: „Ja gewiß, hier stamme ich her, ich fühle das!“

Über dies „Ich fühle das“ haben wir schon früher in diesen Blättern unsere Bedenken geäußert (vgl. W. n. W., Bd. I, Märzheft: „Jenseits der Rassen“). Es ist Sache eines exakten wissenschaftlichen Beweises, ob Gobineau von Ottar Jarl und von der Insel Djursöholm stamme; dieser Beweis ist übrigens — nach Seillière — dem „normännischen“ Grafen nicht gelungen¹⁾. Dieser äußere Beweis muß von dem persönlichen Gefühl gesondert bleiben; Tatsachen des äußeren, des historischen Geschehens gehören der empirischen Welt an und haben die ihrer Sphäre eigentümlichen Gesetze.

Über Tatsachen der inneren Welt: ja, da ist das „Ich fühle das“ geradezu eine Macht. Um nachzuweisen, ob ich reinsten Arier sei, müßte man meinen Stammbaum bis zum Urvater aller Arier zurückverfolgen können; es ist unfruchtbare Scholastik und Spekulation, hier im Schutt zu graben; denn wär' es nun zufällig nicht der Fall, so ließe sich an dieser Tatsache auch nichts ändern. Fassen wir daher das Gegebene und das Mögliche ins Auge! Daß ich, wer ich auch sei, hinauf muß aus dem Dunklen ins Helle, aus dem Beengten ins Freie, aus dem Niederen ins Vornehme — das ist ein unmittelbar gegebener, ein realer Drang: „Ich fühle das!“ In dem Augenblick, wo ich das fühle, setzt in mir eine höhere Kraft ein; und je mehr sich diese Kraft meiner bemächtigt und die Widerstände — das Leid — in obigem Sinne verarbeitet, um so mehr nähere ich mich

¹⁾ Von Werken über Gobineau seien hier nur zwei deutsche und zwei französische genannt: 1. Graf Arthur Graf v. Gobineau. Sein Leben und sein Werk. Von Lic. Dr. Eugen Kreyer, Leipzig 1902, Herm. Seemann Nachf. [eine warme, sachliche Einführung]; 2. Studien über Gobineau. Kritik seiner Bedeutung für die Wissenschaft. Von Dr. Fritz Friedrich, Leipzig 1906, Ed. Avenarius [maßvolle Kritik]; 3. Rob. Dreyfuß, La vie et les prophéties du Comte de Gobineau, Paris 1905 [ungefähr Kreyers Standpunkt entsprechend]; 4. Ernest Seillière, La philosophie de l'Impérialisme, I: Le comte de Gobineau et l'Aryanisme historique, Paris 1903 [sehr kritisch]. Das Rassenwerk, übersetzt von E. Schemann, erschien bei Frommann, Stuttgart; eine schöne große Ausgabe der „Renaissance“ bei Trübner, Straßburg; eine andere Ausgabe dieses Buches, auch von Schemann, nebst den „Astartischen Novellen“ und einigen kleineren Erzählungen bei Reclam, Leipzig.

der Edelrasse großer Seelen. An der Stellung zum „Leid“ scheiden sich vornehme und geringe Naturen.

Die vornehme Seele hämmert den Schmerz zu Gold; der Schwächling nörgelt, schimpft oder verklümmert und kommt nicht darüber hinweg.

Mein Axiom u. dgl. exakt-wissenschaftlich festzustellen, ist demnach unmöglich und ist zwecklos; ob ich aber dem Edleren in mir folge oder den Zerfahrenheiten und Trivialitäten erliege, das vermag ich festzustellen. Und so ist dieser innere, dieser nahe und praktische Weg vorzuziehen unter deutlicher Trennung der Gebiete: dort Wissenschaft, hier Weisheit, dort Sachkultur, hier Seelkultur. Dort beweist man, hier erlebt man. Hier reicht kein Mikroskop und kein Spaten aus; die Kraft der letzteren Art von „Beweis“ ist auf manchem Scheiterhaufen, Schlachtfeld, Krankenbett, in manchem tapferen Leben unwidersprechlich erbracht.

Aus einem solchen wertvollsten Empfindungskern heraus ist Gobineaus düster-heroische Theorie mitten in der Fäulnis des französischen Kaisertums und der vorausgehenden Jahre entstanden. „Nichts stiftet so viel Gutes wie das Leid“, sagt dieser bedeutende Mann; wir fügen freilich auch hier hinzu: in Seelen, die dieser Polarität gewachsen sind. Der tiefste Kern seiner Rassenlehre ist eine poetisch-aristokratische Empfindung und ein sittliches Erlebnis. Nicht die dunkle Rasse als solche bekämpfte dieser stolze Geist, sondern das Dunkle der niederen Gesinnung; und nicht Haar und Hautfarbe der „weißen Rasse“ ist für ihn das Leuchtende, das Liebenswerte, sondern die lichtere Substanz der edleren Seelen.

Nun ist es wohl möglich, daß sich bis zu hohem Grade Rasse und Nation als Träger von darin eingekapselten sittlichen und geistigen Besonderheiten der Menschheit kundgeben. Es ist möglich, daß sie Träger von Ideen werden, daß sie Ideen Körper geben. Wie man den Schwaben, Rheinländern, Tirolern usw. einen bestimmten Gruppengeist zuschreibt, so daß man von schwäbischer Gemütlichkeit, rheinischem Humor usw. spricht, so bilden sich wohl auch in größeren Komplexen Grundrichtungen geistiger und seelischer Art aus. Ein Familiengeist großen Stils. So spricht man etwa von

„altpreußischer Zucht“ und verbindet also mit dem Stammesbegriff sofort eine sittliche Wertung.

Aber indem ich von altpreußischer Zucht spreche, will ich damit das gleichsam bürgerliche, historische, vergängliche Altpreußentum wieder zurückwünschen? Ich meine doch wohl damit — gegebenenfalls unter ganz neuen Formen — nur jene Zucht als solche, den geistigen und sittlichen Zustand, die Willensenergie, die damals im friderizianischen Kostüm und Ton in Erscheinung trat. Also etwas Geistiges. Ebenso wirksam und wertvoll kann diese geistige Kraft in Sparta, Alt-Rom, England, Japan sichtbar werden. Diese geistigen, sittlichen, seelischen Eigenschaften sind das Wertvolle; sie muß der durch die Formen hindurch Schauende im Auge behalten, ohne daß er deshalb die vergänglichen Formen hinwegzutaschenspiellern oder zu mißachten braucht.

Aber diese Formen wechseln; das Feuer wandert. Das Spanien eines Eid war stark und stolz, heut' ist es wenig bedeutend; das Italien der Renaissance war voll Genialität; Hellas, Agypten, Assur, Babylon — wieviel Trümmerstätten! Läßt sich nun wirklich überall nur durch Rassenänderung jener Aufschwung oder Verfall erklären — oder ist vielleicht auch die Rassenmischung nur eine Folge- und Begleitererscheinung des Ermattens?

Lieber sagen wir mit dem von seinem genialischen Freunde Ritter beeinflussten, tiefsinnigen Novalis, Leben sei „ein Feuerprozeß“, eine „galvanische Aktion“, eine „heilige und geheimnisvolle Flamme“, und zwar entstanden durch Zusammenstoß und Reibung. Wie es Nietzsche in einem bekannten Vers formt:

„Ja! Ich weiß, woher ich stamme!
 Ungefättigt gleich der Flamme
 Glühe und verzehr' ich mich.
 Licht wird alles, was ich fasse,
 Rohle alles, was ich lasse:
 Flamme bin ich sicherlich!“

Und von der Elektrizität — die merkwürdigerweise im Wortregister von Haeckels „Welträseln“ nicht einmal genannt ist! — sagt

schon Goethe das kühne Wort („Meteorologie“): „Sie ist das durchgehende, allgegenwärtige Element, das alles materielle Dasein begleitet und ebenso das atmosphärische; man kann sie sich unbefangen als Weltseele denken.“ Sind das auch keine Erklärungen, so sind es doch würdige Vergleiche.

Gleichzeitig mit der Milieu- und Rasttheorie tauchte der an sich und naturwissenschaftlich so wichtige Darwinismus auf, wurde rasch zu einem Alleserklärer und warf seinen Einfluß auf die Nachbargebiete — auch in die feinvibrierende Innenwelt der Seele, in das, was Novalis „Nacht“ nennt, wo eine besondere Beleuchtung und Sprachgebung herrscht. Vom altindischen Denken bis zum Methodiker Kant hat sich die Menschheit bemüht, die Besonderheit dieser Welt — gerade wertvoll durch ihre Polarität zur äußeren — umfriedet zu halten: und nun wird auch sie „erklärt“ aus den äußeren Bedingungen! Welch ein Rückfall!

Gobineau machte nun allerdings diese Wendung zu einem völligen Nationalismus nicht mit, hält sogar im „Amadis“ ironiestrohende Reden dagegen. Aber der Zug der Zeit prägte sich anfangs auch in seiner aristokratischen Rassenlehre aus; das reine, geistige Sittengesetz war dieser Generation zu unanschaulich, zu ungegenständlich. Wir unsererseits verschärfen das noch, was Gobineau in späteren Jahren immer freier herausgearbeitet hat, und sagen: Schon im Urgeist, weit hinter dem ältesten Protoplasma — denn aus einer Idee entsteht das Werk — war die Bilderfülle der Schöpfung keimhaft so empfunden und geplant, wie sie heute sichtbar und in buntesten Arten entfaltet ist. Nicht „aus dem Affen“ entwickelte sich die Idee Mensch, sondern dies Geistgeschöpf wuchs am Affen vorüber oder durch den Affenzustand hindurch bis zur heutigen Höhe, während jener auf seiner ihm innerst eigentümlichen Stufe stehenblieb. Nur aus einem Geistkeim wird ein Geistgeschöpf, nicht aus einem Affen; wie der Birnbaum schon im kleinsten Kern vorbestimmt ist und nicht aus einem Apfelbaum erwächst; wie der Pilz die ihm gemäßen Stoffe hart neben der anders gebauten Tanne aus Luft und Erde saugt — so saugt der Menscheng Geist aus Geiststoff aus

allen Dingen. Sowenig sich das Genie aus seinen räumlichen oder bürgerlichen Bedingungen, die es mit Tausenden teilt, als Sondererscheinung erklären läßt, ebensowenig das Genialste der Erde — der erköste Mensch — aus Milieu und Rasse, von deren Massentum er sich ja innerlich gelöst hat.

Wir wissen noch zu wenig von der Innengeschichte der Menschheit. Von ihr aus sieht sich die Rassenfrage anders an. Hier ist der Geist das Primäre: Menschen und Rassen sind in die Sichtbarkeit geschleuderte Ideen. Solange die ihnen mitgegebene Wurfkraft vorhält, sind sie lebendig und wirkend; ist ihre Mission erfüllt, so zieht sich der in ihnen wirkende Geist zurück oder hat sich auf andere verteilt; sie werden entseelt, entfernt, entgeistet, sie sinken zu Boden, wie am Ende seiner Flugbahn ein geworfener Stein, in dem die vom werfenden Arm und dem Geiste dahinter mitgegebene Schwungkraft verbraucht ist. Läßt man dies auch nicht als Erklärung gelten: es ist doch wenigstens ein würdiger Vergleich. Und können wir anders den Welträtseln gegenüberreten?

Immer bedrohlicher werden die Massen, die „imposanten Kundgebungen“, die Parteitage, Kongresse, die Kartells und Trusts. Und immer seltener die Menschen, die sich etwas zu sagen haben. Welch ein Wunderwerk, der Mensch! Welch eine unerklärbare Wundergabe: ein inniges, ein herzdurchdringendes Wort! Eine tiefe, gute, warme Menschenstimme — welch ein Wohlklang! Und diese Menschen werden Nummern, Mitglieder, Herde, Masse, Rasse, gefallen sich in den abgegriffenen, seelenlosen Phrasenklišees der Zeitungen, in Schlagworten, Systemen, Theorien, beobachten sich mißtrauisch hinsichtlich der etwaigen Zugehörigkeit zu anderer Partei, Konfession, Rasse, Nation — und lassen die Möglichkeiten und Augenblicke, sich im Begegnen etwas Förderndes tun oder sagen zu können, ungenützt vorübergehen.

Und so sehe ich immer mehr den Zeitpunkt herankommen, wo sich in der Rassenfrage — von der konfessionellen sprechen wir vielleicht noch — die jetzt zusammengepoppelten heterogenen Bestandteile trennen müssen. Ein ungewöhnlicher Anreger wie Chamberlain tritt

zwar für das „größte Ereignis der Weltgeschichte“, für Christus, ein — sichtet aber zugleich nach Rassenmerkmalen; er arbeitet in einem umfänglichen „Rant“ das Geistes- und Sittengesetz heraus, hat Interesse für den strengen Idealismus der brahmanischen Weisheit — und verbindet doch seinen arisch-germanischen Standpunkt auch mit diesen reingeistigen, urseelischen Bezirken ¹⁾. Wir könnten aber viel unerbittlicher und geschlossener das reine Geist- und Sittengesetz miteinander herausarbeiten und eine Gralsritterschaft von allen Seiten her sich entwickeln lassen, wären wir nicht belastet durch die Nebenabschätzungen nach irdischen Gesichtspunkten, diesen Resten der jetzt abfließenden materialistischen Epoche. Diese Fragen sollten der Ameisenarbeit der Wissenschaft, der Politik, dem wirtschaftlichen Leben überlassen bleiben. Daneben müssen sich wieder Worte der Stille und der Hoheit ausbilden, die von Seele zu Seele Kraft und Wärme geben. Denn wir hungern nach ewigen Ideen, nach der Genialität im Menschen.

Ewige Ideen . . . Und gerade da, sobald wir in Gobineaus Herz und in Gobineaus Poesiewelt eintreten, sind wir mit diesem guten und reichen Manne eines Sinnes. Hier verehren, hier lieben wir diese elastische, heroisch-heitere Lebensführung und eiserne Arbeitsamkeit; hier sind wir, es sei die Wendung erlaubt, von seinem Geschlecht und stammen mit ihm von Ottar Jarl ab.

¹⁾ Man sollte übrigens den mit deutscher Bildung durchsättigten Chamberlain und seine Kulturideale nicht im Gefolge Gobineaus nennen; jeder ist in seiner Art selbständig; es sind bedeutende Anreger. Oft finde ich auch bei Chamberlain wörtlich Ideale geprägt, die mir selber vorschweben, z. B.: „Die Vision einer Verschmelzung indischer Gedanken- und Gemütsstärke mit griechischem Schönheitsfönn und griechischem — das ganze Leben gestaltenden — rhythmischen Gefühl ist eben so schön, daß ihr Anblick trunken macht und man, wie ein kleines Kind, zu fassen wähnt, was an einem fernen Himmel glänzt. Aber etwas derartiges müssen wir uns vorstellen; betreffs der Anerkennung der vergangenen Vortrefflichkeiten können wir uns keiner Täuschung hingeben, betreffs der Angulänglichkeiten des jezigen Augenblicks ebensowenig; es bleibt uns nur die nackte Verzweiflung, wenn sich nicht irgendwo in unserem Innern das Bewußtsein regt: auch in dir sind alle Elemente vereinigt, die zu einer neuen, den früheren Höhepunkten des Menschenlebens vergleichbaren Geistesblüte führen können! Bessermetall und Entwicklungslehre können den Nachkommen der Arier und der Griechen auf die Dauer nicht genügen.“ (Bayr. Bl. 1894.)

„Hüten wir uns, aus den Leiden mit einem Gefühl der Bitterkeit gegen sie hervorzugehen! Es muß mit einem Gefühle der Dankbarkeit sein, selbst gegen den härtesten Schmerz. Denn sicherlich: nichts stiftet so viel Gutes wie das Leid“ . . .

„Die modernen Doktrinen und die modernen Raffinements haben die Schwäche mit einer Art von Heiligenschein umgeben. Ich denke, wir stimmen dieser Auffassung nicht bei. Jeder leidet, hat gelitten und wird leiden bis an die äußerste Grenze seiner Kraft. Aber es ist der Grundgedanke großer Seelen, nicht zu zerbrechen“ . . .

„Das Leiden ist untrennbar von einer Natur wie die Ihre. Sie müssen sich das immer wieder sagen und diese Tatsache als eine schmerzlich harte Folge Ihrer Organisation anerkennen. Aber Sie müssen auch bedenken, daß die Entschädigung nicht fehlt. Wenn Sie nicht litten, so würden Sie nicht in der intensiven Weise empfinden, wie Sie es zu tun imstande sind, und gerade jene Lebhaftigkeit der Empfindung, die Sie so schwer leiden macht, ist es, der Sie Ihren Wert verdanken. Ich sage Ihnen nicht, leugnen Sie das Leid oder unterdrücken Sie es — man vermag in der Tat weder das eine noch das andre — aber suchen Sie etwas daraus zu machen! Ein Herz, das leidet, ist tatsächlich ein wertvolles Gut: man muß es benutzen! Das Leid ist darum nicht geringer worden, aber angewendet auf ein bestimmtes Ziel, wird es nicht krank sein. Denn das, was sich bewegt, handelt und erschafft, kann keine Krankheit mehr sein; es wird vielmehr die Quelle einer höchsten Kraft werden“ . . .

Das sind solche Worte, wie ich sie meine. Und nun taucht „Amadis“ auf (ich zitiere aus Gobineaus Briefen an Philipp Fürsten zu Eulenburg; Stuttgart, Frommann):

„Die freudige Ritterlichkeit, das Gefühl gesunder Lebensfreudigkeit und das Vertrauen auf innere Kraft, selbst im tiefsten Mißgeschick: das ist der Grundgedanke meines Amadis“ . . .

Es ist ein Mann mit weißen Haaren, ein mehr als Sechzigjähriger, der das schreibt. Die Regierung hat ihn, nach vieljährigen Diensten in der Diplomatie, auf unwürdige Weise in den Ruhestand gedrängt. Ruhestand? Nun erst recht wird er arbeiten:

„In etwa zehn Tagen gedente ich nach Mailand abzureisen, um an dem Denkmal der Herzogin zu Melzi zu arbeiten . . . Ich war in

Genau, um mit dem Herzog die letzten Maßnahmen für das Denkmal zu besprechen. Jetzt bin ich am Werk, überhäuft mit Arbeit, aber sehr zufrieden! . . . Ich mußte mich (in Rom) logieren, und bin es genügend für meine Ansprüche — wie ein Student. Mehr bedarf ich nicht. Ich brauchte ein Atelier, und ich habe ein solches nicht weit von mir gefunden. So habe ich denn vier Räume, davon zwei sehr große — und dazu Gips genug! . . . Soeben habe ich die *Pia* von Dante beendet, eine kleine Statuette, 85 Centimeter hoch, die man in diesen Tagen in Marmor arbeitet . . . Ich bin beim dritten Gesange des „*Amadis*“ angelangt und denke Ihrer stets, wenn ich daran arbeite. Habe ich dafür die Stimmung nicht, so fördere ich die Familiengeschichte („*Ottar Jarl*“). Kurz, Sie sehen, daß ich völlig in der Welt von oben lebe, und mag der Teufel die von unten holen!“ . . .

Hier sehen wir ihn an der Arbeit. Die Wendung „Welt von oben“, polarisiert zur Welt von unten, stimmt anschaulich zu unsren oben ausgeführten Darlegungen vom Leben als einem Feuerprozeß. Und so fügt auch Fürst Philipp zu Eulenburg hinzu: „Unser modernes Geschlecht bedarf des Balsams, den der Verkehr mit solchen herzengewarmen Naturen mit sich bringt. Wir verdorren unter dem System. Die erwärmende Flamme des glühenden Geistes, die lodernd mit den Gluten des in Güte überströmenden Herzens zusammenschlägt, zündend, erquickend, aufrüttelnd — wo brennt sie? wo leuchtet sie? Sie ist eine Gabe des Himmels, die er uns selten spendet. Darum mögen wir jubeln, wenn sie uns glüht! Und mögen wir die Funken in unsren Herzen weiterglimmen lassen, wenn die Flamme vor unsren sterblichen Augen, unerbittlichen Gesetzen folgend, erlischt!“

Hier stimmen wir nun vollständig überein. Sogar die hier angewandten Bildworte klingen wie eine Zusammenfassung unsres Kapitels „Lichtabstammung“.

Doch nun ist es an der Zeit, der Dichtung selber näherzutreten.

(Fortsetzung folgt)





Prometheus

[Aus der zweiten Auflage meiner „Selden“]

I.

Zeus und Prometheus in der Versammlung der Götter

Zeus

Meine Stirn ist umschattet, Prometheus, meine Träume sind trüb . . . Wohl schmetterte mein Arm Kronos in den Tartaros: Kronos, den Trägen, Kronos, den Toten. Doch ahn' ich zukünftigen Kampf — und ahne den Kampf kommen durch Dich, Titan! . . . Ich liebe nicht dein Zwittergeschlecht, das du aus Rot geformt: ich liebe nicht deine Menschen.

Prometheus

Kein Zwittergeschlecht, Zeus. — Sage mir, was ich versäumte, als ich meine Gestalten schuf?

Zeus

Soll ich ein Gebilde achten, in dem nicht Funken meiner Flamme sind? Ich will Götter schauen — oder Tiere. Deine Zwitter sind weder Gott noch Tier!

Prometheus

Was hindert dich, deinen Finger auszustrecken und ihnen hinab-zusprühen dein Feuer?

Zeus

Daß sie stark werden wie ich?! Daß sie mich stürzen, wie ich Kronos gestürzt?!

Prometheus

Ist Furcht im König der Götter? — So wirst du stürzen, Zeus, auch du!

Zeus

Von meinem Hochsitz überschau' ich die Enden der Welt — zeige mir den Geschaffenen, der mich stürze!

Prometheus

Ich stehe tiefer als du und schaue tiefer hinab: ich schaue hinein in das Erschaffene und schaue hindurch. Und schaue geschlossenen Auges das Namenlose, das auch unsre Götterblicke umhüllt wie ein Okeanos das Erdrund: das Große ahn' ich, dem auch du dienst — wie ihm Kronos gedient hat. Ich spüre jenseits des Geschaffenen den Atem, von dem auch du dein Feuerchen empfangen. Das ewig Ruhende und ewig Wirkende — das Grenzenlose und immer sich Begrenzende — das Ungeheure, das keine Sprache hat und alle Sprachen in sich faßt: — mir, dem Schöpfer der Menschengestalten, raunte dies Gestaltlose Befehle zu. Da knetete ich den Rot und formte Gestalten, die uns gleichen, die aber leben in der Luft der Tiere. Von jenem Waltenden, das auch über Zeus steht, empfing ich Befehl, diesen Menschentieren ein Fünkchen von uns hinabzureichen: — und der heilige Drang wird sie überfallen, zu werden wie wir!

Zeus

Der heilige Drang? — Sage du kalt und kühn: das Gelüft, uns zu stürzen!

Prometheus

Wie du Kronos gestürzt hast.

Zeus

Ich — ein Gott! Aber dein Tiervolk?!

Prometheus

Ein Fünkchen trug ich ihnen hinab, Zeus — noch siehst du nicht seine künftige Gewalt. Himmelauf wird der Funke dringen, dich wird seine Flamme verzehren, so du nicht beizeiten Frieden schaffst zwischen dir und diesem himmelanstrebenden „Tiervoll“. Ich sage dir, was ich schaue: mit feinerem Feuer wird herrschen der leidengeläuterte Mensch! Du aber mußt hinab zu dem ächzenden Kronos. Und du samt Kronos — ihr müßt durch Drangsal und lichtlose Nacht hindurch und wieder empor und vollenden den ewigen Kreislauf, dem keiner entgeht — auch nicht wir Götter!

Zeus

Auch nicht wir Götter! . . . Ha, auch nicht der Seher Prometheus! Hüte dich, Seher! Stürz' ich, so stürz' ich auf dich! Du zuerst sollst mir vollenden den Kreislauf, den du mir weißsagst! Sollst mir hinab in die Schwere der Welt, in die Schatten der Nacht! Und du nicht stürmst mir den Himmel, Titan! — Hephaistos: diesen schmiede mir fest, den Reider der Seligen! Diesen wirf mir breit hin über die Felsen des Kaukasus! Diamantenen Stahl durch seine Rippen, Eisen um Hals und Fuß! Daß nicht Gott noch Gewürm von Mensch den Geletteten löse!

Prometheus

Wahrsager bin ich, nicht Reider, verblendeter Zeus!

Zeus

Mir weißsagst du — und deinen Erschaffenen hast du den Vorausblick versagt?

Prometheus

Weil sie zu schwach sind, ihren schweren Weg zu schauen! Dich, Zeus, hielt ich für stark. Jenen Kleinen verbarg ich das Wissen der Zukunft und pflanzte Hoffnung in ihr Herz — du aber: bedarfst du holder Täuschung, Götterkönig?! — So sag' ich dir: deine Schwäche ist enthüllt! Und meine Weissagung ist jetzt schon bekräftigt: du

mußt hinab in irdische Not und tierische Lust, damit du geschmiedet werdest zu wahrer Stärke, damit du ertragen lernst den eisernen Blick in das Wesen der Dinge! Danke dem unbarmherzig-allbarmherzigen Namenlosen, daß du hinab darfst in die fördernde Nacht, verfrühter Gott! Denn das Licht, das dich jetzt durchflammt, du Übermut, ist vergängliche Flamme! Du kennst nicht die feinere Sonne — und das ist dein Untergang!

Zeus

Lacht, Götter des Olympos! Dröhnend lacht, versammelte Götter der Macht! Wer unter euch versteht den weisagenden Toren?! — Ist es Gnade, hinabzudürfen in Geburt und Tod — ei, Prometheus, Zeus ist dir gnädig! Öffne dich, Gewölk! Hinab, Feuerdieb!
(Donnernd versinkt Prometheus.)



II.

Prometheus am Kaukasus

Wie ein Blitzstrahl fällt, weithin durch schwarzblaue Nacht, so zerriß der Himmel: und eine leuchtende Feuermasse stürzte durch den Äther hinab und schlug mit donnernder Wucht ein in den Stern der Drangsal, in die Erde der Menschen.

Das war der Bringer des Götterfunkens, Prometheus. Nun war er selber angeschmiedet vom Kraftgeist roheren Feuers, vom Feuergott Hephaistos; und dessen Gesellen, „Kraft“ und „Gewalt“, schlugen die Nägel ein unter dem weithin hallenden Jammern der Okeaniden.

Lang lag er über diesen Stern hingeschmettert. Ein Leuchten ging aus, wo er lag; über das Erdrund zuckte feuertwerfend ein Dampf auf, so oft er Atem holte. Und im Dampf bildete sich sein eigener Qualgedanke: ein Adler breiten Flügels, und senkte sich wieder herab und zerfleischte dem Gefeßelten Leber und Galle.

Tausende von Jahren lebte der Entgötterte die Gedanken der Menschheit, durchwogt von Trotz und Himmelsdrang, eingeschmiedet in alle Niedrigkeiten der ungereiften Erde. Und der Adler stieg auf über dem unberuhigten Titanen, der Adler senkte sich wieder . . .

Das Göttergeschlecht inzwischen, gewaltige, ungeläuterte Gestalten des Äthers, gemischt aus Tugenden und Leidenschaft, ward aufmerksam auf die Kinder des Prometheus: auf die wachsenden Menschen. Sieh an, sie waren schön, des Prometheus Mädchen und Frauen! . . .

Und die Lust zog ein im Olymp . . .

Die vordem menschenverachtenden Götter stiegen hinab unter allerlei Gestalt und gefellten sich zu den weiblichen Menschen. Zeus zumal, der kraftreichste Gott. Er, der den „Feuerdieb“ gezüchtigt, er trug nun, leidenschaftverblendet, mehr als einen Funken im Ferulstab hinab und verstreute ein Füllhorn göttlicher Flammen unter den Frauen und Mädchen der Menschen. Aus Lust zum Weib — zu des Titanen ehedem mißachteten Gestalten.

So besiegte ihn der Künstler durch sein Werk.

So entstand Herakles.

Herakles, der Sohn der Alkmene und des Zeus; Herakles, ein Sohn der Menschen und ein Sohn des Himmels! . . .

Ein Kreislauf nahte sich seinem Ende. Eine höhere Lichterkenntnis rollte flutend heran. Der Olymp zitterte; des Zeus Sohn, der Riese Herakles, wuchs und zog auf Siege aus, gefüllt mit Vaters Kraft — und doch durch seine Mutter den Menschen innig verwandt.

Auf der Suche nach den Goldäpfeln der Hesperidengärten kam Herakles an das steinerne Leidenslager des Gottes Prometheus, an den ungeheuren Sarkophag Kaukasus. Kein Erschaffener hatte bisher die Kraft und den Blick gehabt, den göttlichen Gefesselten zu ahnen, wie da seines Atems Rauch, einer Wolle vergleichbar, gewaltig lagerte über dem eifigen Gebirge.

Herakles ahnte — suchte — erschaute den Gott.



III.

Herakles und Prometheus

Herakles

Schau her zu mir, geketteter Titan! Wende dein Haupt zu deinem Enkel, o mein Urvater Prometheus!

Prometheus

Wer ruft mich in meiner unermesslichen Qual?

Herakles

Herakles, ein Mensch. Herakles, eines Gottes Kind.

Prometheus

Was suchst du, Sohn des Zeus?

Herakles

Des Lichtes Äpfel: das Gold der Hesperiden!

Prometheus

Suche nicht Gold noch Licht bei mir, dem peinvoll gefesselten Gott!

Herakles

Höheres Licht such' ich bei dir, ich suche des Lichtes Licht! Zeig mir den Weg dahin, herabgeschleudertes Gott!

Prometheus

Weit — weit der Weg! . . . Doch hast du mächtige Pfeile, scharfschauender Heros: o töte den Adler, der mich qualvoll zerfleischt! Dann hast du betreten den Weg zu den Gipfeln des Lichts. Denn, o mein Enkel, o meiner Menschen Kind, nichts verberg' ich dir. Tötest du, Kühner, was mich durch Jahrtausende fesselt, so steig' ich selber befreit und geläutert zum Himmel empor. An dich aber, mein Befreier, hängt sich die erwürgte Qual. O schlimmer Dank! Doch wisse, ich darf dir helfen, ich, dein Befreier, und wisse, daß Zeus dir hilft,

der dein Vater ist! Und wisse: von uns gelockt steigst du mir nach!
 Und wisse: wo du gezogen, bleibt eine Lichtspur — und Tausende
 ziehest du nach, o erster Mensch, der einzieht in den Olymp der seligen
 Götter!

Herales

Staunenswürdige, gewaltige Kunde! . . . Und der Olymp?

Prometheus

Hebes ewige Jugend wird dir Gefährtin! Und immer neu nach-
 strömende Menschen erfüllen die glänzenden Hallen in friedlichem An-
 sturm — und was unrein, zerschmilzt in den Flammen des neuen
 Lichtes. Du aber, Held — fühlst du dich Gott genug, zu tragen
 des Genius versengende Flamme? Bist du kühn genug, Führer zu
 sein dem neuen Titanengeschlecht? — Sieh auf mich, o mein Enkel,
 sieh auf den Dulder Prometheus — und sage mir Antwort!

Herales

Ja, du Dulder Prometheus! Ja, du unvergleichlicher Held!

Prometheus

Sei stark und vernimm dein Los! . . . In Flammen wirst
 du, nach Arbeit und Mühsal, aufrauchen vom Stagebirge. Du wirst
 verlangen nach Liebe, Weib und Herd — und du wirst nur Heil finden
 in Kampf und Irrsal. Denn irren wirst du, damit dich nicht Über-
 mut blende; getäuscht wirst du in Mark und Herz hinein, damit du
 nicht allzu fest dich an die Erde krallst. Halt aus! Lodre empor
 aus den Sümpfen der Hydra, aus den Augiasställen empor zu mir!
 Und wo du flogst, sei eine Lichtbahn für alle folgenden Geschlechter!
 — Willst du dies?

Herales

Da fliegt mein Pfeil! Da fällt der Adler! — Steig auf,
 Prometheus!





Schiller

Vorbemerkung. Das folgende Charakterbild Schillers, das sich durch die sechs Hefte dieses fünften Bandes ziehen wird, ist im ganzen ein wörtlicher Neudruck meines zum Jubiläum erschienenen kleinen Schillerbuches (Berlin, Schuster & Löffler, Bd. 26 der „Dichtung“, herausgegeben von Paul Kemmer). Das Werkchen hat bei den fachmännischen Beurteilern, in Literatur und Pädagogie, eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Eine nochmalige genaue Durchsicht gab keinen Anlaß, irgendwie Wesentliches zu ändern, zumal der Ton, unwillkürlich etwas auf das Jubiläum gestimmt, gerade so dem Schillerschen Ton entsprechen dürfte. Die oft wertvollen Ergebnisse des Schillerjahres machen wir uns aber jununze, wie man in unfrem „Tagebuch“ bemerken wird. L.

* * *

I.

Das Jahr 1780 ist in unfreer deutschen Literatur ein sehr merkwürdiges Jahr. In der strengen Zucht der Stuttgarter Militärschule Solitude, die man einen Ableger friderizianischen Systems nennen kann, schreibt der einundzwanzigjährige Friedrich Schiller heimlich seine unbändigen „Räuber“. Zu Sanssouci bei Potsdam veröffentlicht Friedrich der Große seine französisch geschriebene Schrift wider die Geschmacklosigkeit der deutschen Literatur. Und zu Weimar, gleich fern von Solitude und Sanssouci, beginnt der freie Goethe den reifen „Tasso“, mit einer Feder von Frau v. Stein.

Veranschaulicht man sich diese Stellung der Poesie, die nur die Anregung einer Muse — wie Lotte von Stein — nicht aber Drill

und Befehl verträgt, so weiß man, worum es sich bei der damaligen Entwicklung unsrer Literatur gehandelt hat. Gefühl und Phantasie kämpften gegen die Verstandesregeln des Absolutismus. Will man eine vierte anschauliche Tatsache hinzufügen, so denke man an Mozart, der in „Idomeneo“ um jene Zeit seinen eigenen Ton fand, indem er italienische Form mit deutschem Gemüt füllte. Mozart war beim Salzburger Erzbischof in schlimmerer Lage als Schiller beim ebenso absolutistischen Herzog Karl Eugen. Unvergeßlich bleibt die Behandlung dieses liebenswürdigsten Genius durch den erzbischöflichen Hofbeamten Grafen d'Arco. Wir sind im Zeitalter des fürstlichen, kirchenfürstlichen und geistigen Absolutismus. Dies Zeitalter zeichnete sich zwar durch bemerkenswerte Willensstrenge aus, verunehrte sich aber durch Sklavenzüchtung. Beispiele von Despotenlaune, wie Schubarts Kerkerhaft und Oberst Riegers Schicksale, die Schiller aus unmittelbarer Nähe beobachten konnte, waren im damaligen Europa keine Ausnahmen. Bis dann 1789 die französische Revolution den Druck sprengte.

In der Literatur hatte dieser Befreiungskampf schon zuvor begonnen. Bereits um 1770 hatte die sogenannte Sturm- und Drangperiode eingesetzt, und zwar gerade an der französischen Grenze, ja in Frankreich selber: im damals noch französischen Straßburg mit seinem gut deutschen Kern, im Kreise der jungen Leute um Herder und Goethe. Und in Frankreich selber hatten Voltaires glänzende Zeitkritik, die Enzyklopädisten um Diderot und Rousseaus Natur-evangelium diesen Stimmungen vorgearbeitet. Vom Schweizer Rousseau besonders spannen sich deutliche Fäden zur deutschen Sturm- und Drangperiode. In Norddeutschland aber hatte Klopstocks gefühlstarkes Dichtertum die Herzen freigemacht. Und von England her, das bereits durch seine empfindsamen Familienromane eingewirkt hatte (Richardson, Goldsmith), kamen nun vollends entscheidende Anstöße: der naturgefättigte Ossian des Schotten Macpherson und der Gestaltenreichtum Shakespeares befreiten Gefühl und Phantasie. Nach Klopstock, der seine begeisterte Gemeinde hatte, war noch besonders Herder für diese Einflüsse der ästhetische Vorkämpfer. Und unter

Serders Anregungen erwuchs Goethe. In Goethe aber ganz bedeutsam sammelte sich die neu auszubildende Kraft, die seit den Zeiten der Reformation oder sogar der Minnesängerzeit brachgelegen hatte: die Kraft dichterischen Gemütes und bildender Phantasie.

*
*
*

Besonders mühsam hat Friedrich Schiller dies Losringen aus dumpfen Widerständen durchkosten müssen. Aber seine Spannkraft wuchs in diesem Kampfe. Und so hat sich der uns allen bekannte eigentümliche Schillerton zu besonderer Stärke entwickelt: ich meine jenen Ton des Aufschwungs, der mit Freudigkeit Hemmnisse zurückwirft. Das Kriegsjahr 1813 war in Tat umgefester Schillerton; viele Freiwillige trugen im Tornister Werke des Dichters, der das Wort geprägt hatte: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!“ Freiheit, Stolz, Ehre — das sind dieses geistig und sittlich gerichteten dichterischen Denkers Ziele. Nicht nur persönliche oder politische Freiheit, überhaupt keine teilweise Freiheit: sondern ein wahrhaft Freisein im Kern unseres Wesens. Eine großzügige Unbefangenheit, die nur aus dem Göttlichen ihre Kräfte und Gesetze schöpft! Denn Schiller erkannte bald, daß schlimmer noch als äußere Tyrannisierung jener in uns selber auf Herrschaft erpichte Absolutismus ist, der in unsrer zwiespältigen Natur das Gemeine über das Höhere triumphieren lassen möchte. Und so verschob er die kämpfende Front. Der äußere Feind — etwa Geldnot, Widersacher, Krankheit — wurde geringer gewertet; ja, diese Feinde wurden zu Bundesgenossenschaft gezwungen, da sich an ihnen die „tapfere Gegenwehr des Geistes“ erst recht entfaltet. Als der eigentliche Feind der aufwärtswandernden Menschheit wurde aber das Gemeine und Niedrige erkannt. Und als der Kämpfer vom irdischen Schlachtfeld abgerückt war, konnte der Freund, der dazu am meisten berufen war — Goethe —, dem Sieger die Worte nachrufen: „Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!“

Goethe . . . Der hat nun aber Goethe nicht verstanden, der sich dem landläufigen Urteil anschließt, sein Erdenwallen wäre behag-

licher verlaufen als Schillers mühevollere Entwicklung. Goethes Kämpfe waren anderer Art. Der Frankfurter Patriziersohn, mit körperlichen und geistigen Gaben gesegnet und gesellschaftlich verwöhnt, fand zwar die äußeren Wege geebnet. Straßburg, Wehlar, Frankfurt, die Brausejahre des „Götz“ und „Werther“, des Faustentwurfs, der Friederikenslieder, der Entwürfe eines Mahomet, Cäsar, Prometheus — dieses „diesseits von Weimar“ war die genialste Epoche der damaligen Literatur. Sie sprüht noch in die Weimarer Jahre hinein. Dann aber begann der Umschwung: es begann das Erbauen einer inneren Welt, in zehnjährigem Herzensbunde mit der vornehmen Geistigkeit der Frau v. Stein. Und damit erst fängt der eigentliche Kämpfer Goethe an. Von nun ab ließ er sich nicht mehr treiben, sondern stand selber am Steuer. Sein Endziel ist die weise Beschränkung, in stetiger und vielseitiger Tätigkeit. Der äußere Mensch zerstäubte, der innere wurde wach.

So haben wir Nachgeborenen erst ganz spät den Altmeister kennen und achten gelernt. Er, der mit einem feinen Organismus begabt war, mehrfach unter ernster Krankheit leidend, sehr mitgenommen von seelischen Erschütterungen, war viel mehr ein Mann „grenzenloser Tränen“ als ein „ruhig-heiterer Olympier“.

Ein Kämpfer war Goethe wie Schiller — wie alle hohen Menschen. Nur war unser „felsiger“ Schiller, wie er in Körperstatur und Diktion knochiger und hochgewachsener war, auch mit derberen Widerständen gesegnet.

Während der Unruhen des Siebenjährigen Krieges ist unser Dramatiker zu Marbach im Schwabenland auf die Welt gekommen: am Samstag, den 10. November 1759. Seine Vorfahren waren Dorfbäuer, sein Vater erst Regimentschirurg, später Leutnant und Hauptmann. Energie — „angeborener Hang zu immerwährender Tätigkeit“, wie sich der kriegslustige Medikus selber ausdrückt — war ein Grundzug des ehrenfesten Vaters. Er hatte bunte Kriegsfahrten durchgemacht, hat einmal gegen Friedrichs Heer bei Leuthen mitgefochten — und wäre auf der Flucht unter die Kanonen von Schweidnitz beinahe in einem eisigen Morast umgekommen.

Wir finden wesentliche Züge seiner tatkräftigen Natur beim Sohne wieder.

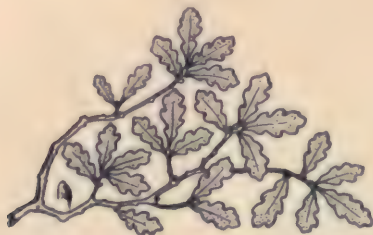
Und finden beim Sohne die große Seelengüte der Mutter Elisabeth Dorothea wieder. Auch sie kam aus einfachen Verhältnissen; sie war die Tochter eines Marbacher Gastwirts und war schon mit siebzehn Jahren — ebenso jung wie Goethes Mutter — dem Chirurgen zum Altar gefolgt, in demselben Jahre, als Schillers großer Freund zu Frankfurt auf die Welt kam. „Diese edle Frau“, schreibt Schillers prächtigster Jugendfreund, der Musiker Streicher, „war groß, schlank und wohlgebaut, ihre Haare waren blond, beinahe rot, die Augen etwas tränklich. Ihr Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmut und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirn kündigte eine kluge, denkende Frau an.“ Züge, die uns auch bei ihrem Sohne bekannt sind.

Dessen Kämpfe begannen mit dem Tage, an dem er der Freiheit im elterlichen Hause — zu Lorch und Ludwigsburg — und der Freiheit eigener Berufswahl von außen her entrissen wurde. Des Knaben Ideal war der vortreffliche Pfarrer Moser zu Lorch; durch ihn begeistert, gedachte der junge Schiller Theologie zu studieren. Aber der Herzog Karl Eugen war auf den begabten Jungen aufmerksam geworden; er gab mehrfach Winke, und der widerstrebende Vater mußte endlich den vierzehnjährigen Sohn wohl oder übel auf die herzogliche Akademie geben. Durch dieses Eingreifen (1773) begann die besonders geartete Laufbahn des Dichters der Freiheit. Unter dem fördernden Druck des Absolutismus schrieb der Mediziner seine „Räuber“; und seine wesentliche spätere Philosophie erhielt hier schon ihre Richtlinie. So greift eins ins andere. So formte der sinnliche und launische, oft wohlmeinende und nicht unbegabte Despot unabsichtlich den freiesten Dichter.

Außerlich verliefen jene Jahre harmlos. Der Herzog liebte seine Hochschule; und die Jünglinge erwiderten seine Anteilnahme. Noch am Tage der Entlassungsprüfung, als die Zöglinge an ihren langen Tafeln beim Essen saßen — Hermann Kurz gibt in „Schillers Heimatjahren“ von alledem eine gute Anschauung — unterhielt sich

der Herzog mit Schiller „auf das gnädigste“, hatte „den Arm auf dessen Stuhl gelehnt und sprach in dieser Stellung sehr lange mit ihm“ (Streicher). Es war im Dezember 1780; die „Räuber“ waren bereits geschrieben.

Dies verfängliche Trauerspiel erschien im nächsten Jahre zu Stuttgart im Druck. Und an seinem Mannheimer durchschlagenden Theatererfolg sowie an den Wirkungen des Buches wurde dem Herzog das eigentliche Wesen dieses bezopften, hochaufgeschossenen, ungelentstürmischen Regimentsmedikus klar. Schillers „Anthologie“, eine unreif-wilde Gedichtsammlung, kam hinzu; die Schwaben schüttelten die Köpfe, Schubart auf dem Hohenasperg freute sich; der Herzog aber machte dem Dichter, der, ohne Urlaub, der Mannheimer Darstellung seines Stückes beigewohnt hatte, ein Donnerwetter und steckte ihn einige Tage in Arrest. Daß mit Karl Eugen nicht zu spaßen war, wußte man genügend. Bevormundung und Herzogsglaunen zur Linken — Freiheit und zujauchzendes Publikum zur Rechten: es gab keine lange Wahl. Der Schwabe schüttelte die Heimat ab und entfloh mit dem treuen Streicher an einem Herbstabend nach Mannheim (22. September 1782). Auf der Solitude war gerade festlich Feuerwerk. Und als die Flüchtlinge auf einer Anhöhe von ihrem Wagen aus zurücksahen — Schiller mit schmerzlichem Aufruf seiner Mutter gedenkend —, stand das Schloß in taghellem Glanze und leuchtete dem Dichter in die Freiheit nach.





Gobineaus Büste des Amadis

Gipsentwurf in der Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek zu Strassburg



Tagebuch

Die Gobineau-Sammlung zu Straßburg i. E. ist in einem Eckzimmer der Universitäts- und Landesbibliothek untergebracht, mit dem Blick nach dem Münster und dem nahen Kaiserpalast. Also das erste „Dauerheim“ des rastlosen Wandrers! Schemann, dem auch dies Verdienst im wesentlichen zukommt, schreibt darüber in einer besondern Schrift (Straßburg i. E., R. J. Erlübner), der wir, mit Erlaubnis des Verlags und der Bibliotheksleitung, auch das nebenstehende Abbild der Amadisbüste entnehmen:

„Niemand wird sich mehr der Einsicht verschließen wollen, die sozusagen mit jedem Tage greifbarere Formen annimmt, daß tiefe Verschiedenheiten, ja Gegensätze obwalten zwischen der altgermanischen und der neugermanischen, der humanistisch-idealen und der praktisch-technischen Kultur. Hier und dort völlig andre Ziele, Werte, Ideale. Die erstere mag im Sinken begriffen, sie mag dem Untergange [?] geweiht sein — Gobineau selbst hat sich zweifellos als den Vertreter einer sinkenden Ära angesehen — das verpflichtet uns nur um so mehr, ihren vielleicht letzten großen Propheten festzuhalten . . . Dieser heiße Wunsch war es denn auch, der mich den Gedanken fassen und verwirklichen ließ, dem Schöpfer des „Amadis“ und der „Renaissance“ bei uns ein Heim zu bereiten, ihm, dessen Wirken noch den alten Geist eines erhabenen Idealismus in sich trug“ . . .

Und weiter erzählt Schemann von den erschütternden letzten Jahren des nimmermüden Grafen, der am 13. Oktober 1882 in einem Turiner Gasthof einem Schlaganfall erlag:

„Gobineaus letzte Lebensjahre bedeuten den Schlußakt eines erschütternden Trauerspiels. Seinem Vaterlande war er entfremdet, als Dichter und Denker auf die Dauer so gut wie unbeachtet geblieben. Seine Vermögensverhältnisse waren verfallen; seine amtliche Laufbahn, sein Familienglück, selbst seine einst den schwersten

Stürmen trotzende Gesundheit — das alles lag in Trümmern hinter ihm. Als ein schwer Schiffbrüchiger landete er in Rom. Es war nur eine Wiederholung und gleichsam Abspiegelung der inneren Auflösung, der Zerstörung seiner Erdenhoffnungen, der gänzlichen Ablehr von der Welt, wenn er sich am Ende sogar von seinem Hausrat, ja von seinem alten treuen Diener zu trennen beschloß. Und so wäre denn vielleicht auch das ganze sichtbare Bild seiner unmittelbaren Umgebung für uns zerstoßen, wenn nicht dieselbe Freundin, der wir in dem prächtigen Porträt, das unsere Sammlung ziert (vgl. auch „Wege nach Weimar“, Bd. I), seine leiblichen Züge verdanken, auch jenes festgehalten, und fast ohne es damals zu ahnen, in das jetzige Dauerheim hinübergerettet hätte. Diese Freundin, die hochbegabte Malerin Mathilde de la Tour, geb. de Brimont, hatte Gobineau zu eben der Zeit gefunden, da ihm so vieles andere verloren ging: während des Stockholmer Aufenthaltes. Gemahlin des dortigen italienischen Gesandten, war sie doch französische Blutes. Mit der Zeit ward sie die Seele eines kleinen Freundeskreises, in welchem Gobineau hohe Bewunderung und innigstes Verständnis fand. Sie vertrat so mit einigen wenigen Landsleuten, tiefsympathischen Musterbildern des alten Frankreichs, ihr Vaterland ehrenvoll bei dessen großem Sohne zu einer Zeit, da im übrigen fast alles, was französisch hieß, ihm fern blieb. Sie linderte, soweit dies überhaupt möglich, die Bitternis seiner letzten Zeiten und sorgte treu und liebevoll für sein Andenken, als sie für ihn selber nicht mehr sorgen konnte. Soll ich das Höchste nennen, was wir ihr verdanken, so ist es der *Amadis*, der 1887 in prächtiger Ausstattung, mit wertvoller einleitender biographischer Skizze von ihrer Hand und ihrem Porträt Gobineaus als Titellupfer auf ihre Kosten erschien. Als Gobineau in einem Gemisch von Ueberdruß und Apathie darauf verfiel, des größeren Theiles seiner Besitztümer sich zu entäußern, was in den meisten Fällen auf eine Verschleuderung derselben hinauslief, legte sie sich in einem entscheidenden Falle ins Mittel, indem sie, wie in der Vorahnung, daß diese Dinge der Nachwelt nicht verloren gehen dürften, das Mobiliar und einige Schmuckstücke seines Arbeitskabinetts selbst aufkaufte und für kommende Zeiten bei sich aufbewahrte.

Auch sonstige Erinnerungen und Kunstwerke, die ihr Gobineau in seinem Testamente vermacht hatte, sind auf diese Weise gerettet

worden. Vor allem aber wurde der Gräfin de La Tour durch die Verfügung seines Testamentes der gesamte handschriftliche Nachlaß und die literarischen Rechte übertragen. Ihr Plan, dies alles einst einem Enkel Gobineaus, dem jungen Artur de Guldencrone, der nach allen Berichten stark an den Großvater erinnerte, zu übertragen, scheiterte an dessen frühem Tode. So blieb ihr, da hiermit eine dauernde Forterbung in der Familie ausgeschlossen erschien, nur ein ganz anderer Weg zu beschreiten übrig . . .“

Sie übergab Schemann, dem Vorsitzenden der Gobineau-Vereinigung, dieses ganze Erbe; und er gab es — auf Anregung des Verlagsbuchhändlers Trübner — dem Elsaß zur Aufbewahrung, als dem „Bindeglied zwischen den Kulturen beider Länder“. Durch freundliches Entgegenkommen der betreffenden Behörden wurde dem Nachlaß Gobineaus jenes Eckzimmer in der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek eingeräumt.

Und so findet man dort das Mobiliar von Gobineaus Arbeitszimmer mit zum Teil persischer Ausstattung; das lebensgroße, oben genannte Porträt; sechs Originalmarmorwerke, z. B. eine Beatrice, eine Walküre, eine Königin Mab (Büsten), eine Anzahl Gipsentwürfe, darunter besonders die Büste seines Helden Amadis und eine Statuette Lord Byrons; Originalhandschriften des Amadis, der Renaissance, der Plejaden usw.; und dann besonders die zahlreiche Korrespondenz — Briefwechsel mit der Gräfin de la Tour, mit dem Grafen Prokesch-Osten, nahezu 600 Briefe an Vater und Schwester — auf deren Veröffentlichung wir ganz besonders gespannt sind.

Es ist erstaunlich, wie genau der Geist des Bildhauers Gobineau dem Dichter und Schriftsteller entspricht! Kommt man von einer französischen Ausstellung und tritt vor diese schlichten, klaren, vornehmen Gebilde, so muß man erst den Blick wieder umstellen. Denn dies alles ist reizlos neben jenen Überreizen, ist frei, freudig, offen neben jenen kunstvollen Kniffen einer höchstausgebildeten Technik. Und so sind auch die Stoffe, die er wählte, vornehm. Was für ein klares, männlichfestes und doch gleichsam staunendes Gesicht hat dieser Amadis! Nase, Mund, Kinn bedeutend, groß angelegt; aber er ist sich dessen gar nicht bewußt. So etwa, mit solchen Augen, zieht der jüngste Märchenheld auf Abenteuer aus, ohne Tücken und Raffiniertheiten; aber mit ihm ist Sieg und Glück.

Stein an Wolzogen. Im Zeichen eines Heinrich v. Stein sind unsere Hefte im Herbst 1905 begonnen worden. Dieser ästhetisch und philosophisch durchgebildete, sachliche, vornehme Geist schien mir neben dem weltweiten, großherzigen Gobineau ein würdiges Portal zu unserem Unternehmen, das historische Weimar mit den vornehmeren Kräften der Gegenwart wieder in Verbindung zu bringen.

Stein und Gobineau werden uns durch die ganzen drei Jahre begleiten. Auch jetzt wieder ergibt sich ein Anlaß, beide in diesem ersten Schillerheft nebeneinander zu nennen. Hans v. Wolzogen veröffentlicht in den „Bayreuther Blättern“ (1907, siebentes bis neuntes Stück) eine Anzahl Briefe, die Heinrich v. Stein seinerzeit an ihn geschrieben hat. „Stein“ — sagt er einleitend — „ist aus dem Dunkel seiner leidensvoll bescheidenen Existenz hervorgetreten als ein über seine Zeit hinausleuchtender Geist aus der Edelschar deutscher Genien, und auch das geistige Bayreuth hat sich befestigt als eine abgeschlossene Erscheinung, an welcher nicht mehr zu rütteln und zu deuteln ist, über welche vielmehr selbst die unsterblichen Gegner — diese mit einer gewissen Beruhigung — urteilen: sie ist Geschichte geworden. Wir fassen es anders, aber wir dürfen daraus unseren Vorteil ziehen; und so habe ich jetzt, der vordem schon erhaltenen gütigen Zustimmung der Familie Steins erneut versichert, eine weitere und weitherzigere Veröffentlichung aus seinen Briefen an mich persönlich, aus den Jahren 1881—87, unsern Blättern anzuvertrauen nicht gezügert, um sein Gedächtnis insonderheit als meines getreuen Mitarbeiters und Korrespondenten möglichst lebensvoll in unserem Kreise zu feiern.“

Einiges aus diesen ersten Bekundungen einer tiefsympathischen Persönlichkeit sei im folgenden mitgeteilt. Wir gewinnen dabei zugleich einen nahen Einblick in die innere Arbeit der Bayreuther Kreise, eine treue, wahrlich nicht immer leichte Arbeit.

Halle, 29. Januar 1882.

Besten Dank für die Zusendung der Blätter! Besonderen Dank auch für Ihren Wilhelm Raabe, dessen freudige, und ich möchte sagen schlagfertige Sicherheit mir sogleich viel sagte — dagegen erscheint mein „Rousseau“ doch gar akademisch verlaufen und verlehrt: aber ich will es mit dem „Luther“ wieder besser zu machen versuchen. Die Skizze dieser Arbeit ist bereits fertig; dazu wird mir die Aufgabe: „Schillers Gedanke einer ästhetischen Er-

ziehung des Menschengeschlechts“ immer bezugreicher und lebendiger.

Ich sende Ihnen in diesen Tagen die Chemnitzer Zeitschrift, in der mein G. Bruno erscheint; sie ist in Programm und Tonart sehr, sehr stilllos, aber vorwiegend gut gemeint, und vielleicht allmählich zu einer nicht unwürdigen Gestalt zu bringen.

Ganz besonders hierbei wieder kam mir der stolze Abstand der „Blätter“ zum Bewußtsein. Ich habe das doch deutlich und nicht etwa ungeschickt in meinem letzten Briefe ausgedrückt: wie sehr ich glaube, daß dieselben als ein einzigstes Ferment dessen, was in der Literatur wirklich lebt, erhalten bleiben müssen, selbst wenn man sich eingesteht, daß ihre erste, engere Aufgabe abgeschlossen sei. Darf ich nun hieran eine Frage schließen: Wie steht es mit den selbständigen Ausichten der Blätter? Aber im Grunde ist das schon die Frage nach etwas, was frühestens der Herbst beantworten kann, nämlich nach den Modalitäten des Vereins nach dem Parsifal. Wird sich eine Gemeinde finden? Entschlossene, gläubige Menschen zu ernstester, lebendiger Gemeinschaft, auch im Tun in weltlicher Stellung? Es ist meine feste Überzeugung, daß eine allergrößte Möglichkeit zu einem solchen Gebilde, wie es in seiner Art z. B. auch Düring vorschwebt, mit den Aufführungen dieses Jahres gegeben ist. Und ich glaube, das darf uns wohl aufs allerernsteste beschäftigen.

Was mein Geschick hier betrifft, das ist bittere Not, im Sinne unseres Meisters gesprochen. Deshalb drängt es mich eben auch zu so ausschweifend kühnen Überlegungen, wie die eben angebeuteten. Wir sind ja wohl belehrt darüber, daß sich die Umbildung in Geist und Gemüt durch das Kunstwerk auch ohne äußere Umgestaltung vollziehen könne; und gewiß wären alle trivialen, korporativen Formen gänzlich auszuschließen: aber die Frage nach einer wirklichen und kenntlichen Gemeinschaft der Betenner unserer Kunst bleibt dennoch bestehen und ist wohl gar der Reife nahe, wenn dieses Sommers Sonne Segen bringt. —

Salle, 15. Dezember 1882.

Sie werden es gewiß nicht auf Müßiggängerei meinerseits geschoben haben, wenn meine ausdrücklich angesagte, ausführlichere Antwort bis heute ausblieb. In der That beschäftigt mich die herrliche Arbeit am „Lexikon“, ich kann beinahe sagen: Tag und Nacht. Den-

noch hatte ich über Dühring zu schreiben angefangen — aber das Blatt liegen lassen müssen, und dann vernichtet. Ich kann also nicht in der besprochenen Weise über ihn schreiben; was ich auf sein letztes Buch zu sagen habe, will die Form einer solchen „Besprechung“ nicht annehmen.

Niezsche hat mir sein Buch mit freundlichen Zeilen geschickt; wir haben dann nochmals über die ihm dafür gesandten Bogen von „Selben und Welt“, ohne uns über irgend einen Punkt zu vereinigen, unsere Ansichten herzlich und ehrerbietig ausgetauscht. Hier wäre eine Besprechung kaum irgendwem Nutzen bringend, eher nach mehr als einer Seite hin persönlich nicht genehm . . .

Berlin, 14. Oktober 1883.

C. Poststraße 23, III.

Meine Schrift wird zwar heute noch schlimmer sein als gewöhnlich, da ich ein Auge einer Entzündung wegen verbunden trage; ich schreibe aber trotz dieses Hindernisses. Sie haben mir so schöne und erhebende Dinge über den Eindruck gesagt, den Sie vom Verikon [Wagner-Verikon] empfangen, daß es mich drängt, hierauf sogleich einzugehen. Freund Blasenapp und ich haben ja nur Hand anlegen dürfen, so stand ein Tempel da — der bleiben wird. Wir haben an dem Buche um so mehr rein aufnehmende Freude, als wir es genauer kennen. In der That, wohin fühlt man sich versetzt, wenn man etwa von Nietzsche, wenn man von fast jeder anderen Lektüre her in den Gängen dieses Tempels einkehrt! — Ich bin freudig gespannt, was Sie in den Blättern hierüber sagen werden; Schemann hat inzwischen sehr gut in der Augsburger geschrieben: mich interessierte vor allem, ihm abzumerken, ob unsere Art der Bearbeitung gerade ihm etwas gesagt habe, und durfte mir, daß dies der Fall sei, etwa auch aus der stofflichen Benutzung einer Reihe von Artikeln (gegen Schluß der Besprechung) entnehmen. — Ich erwähnte schon Nietzsche's; er hat mir sein Neuestes abermals geschickt, und vielleicht nach unserer vorhergegangenen Korrespondenz nicht ganz ohne Bewußtsein davon, daß ich eine in diesem Buche doch wieder weit mehr hervortretende Verwandtschaft unserer Gesinnung herausfühlen werde. Über die Form, die er wählen zu müssen glaubte, das affektirte Pathos, mit welchem er Nebenzüge auszustatten pflegt, den Grundzug dadurch verwischend — hierüber sind wir von vorneherein

einverstanden. Aber selbst in dem „tanzenden Gott“ erkenne ich noch den „künstlerischen Menschen“ Wagners, freilich durch die Willkür eines „Sprachvirtuosen“ entstellt. Schön erschien mir nur das: „Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu“ (S. 9) und was an wirklich lebensvoll Empfundnem in dem ganzen Buche hiermit zusammenhängt. Denn enthält nicht gerade dies etwas von der besonderen Aufgabe, die wir als uns zugefallen ansehen? Das Ideal besaß der Mystiker, besaßen auch die „vereinsamten Kunstarten“. Der Gedanke, „die Absicht der Künste zu verwirklichen“, mit jenem Ideal der Wirklichkeit uns zuzuwenden, ist unser Erbe; und die unaussprechliche Bedeutung des Irdischen gewiß der Grundzug einer künstlerischen Weltanschauung. — In einem sehr weiten Sinne gehört N. sicherlich zu den unsern. Dies ändert nichts daran, daß er uns persönlich fernbleiben muß: ich würde z. B. eine Besprechung seines Buches in den Blättern jetzt für noch weniger möglich halten als früher . . .

Berlin, 27. November 1884.

Daß Sie mir nun zuvorkommen, da ich gerade morgen Ihnen schreiben und meine „Idee“ [Schopenhauer-Scholien] schicken wollte, sollte mich beschämen, und beschämt mich auch ein wenig; noch herzlicher aber freut es mich, daß unsere Gedanken sich begegnet sind.

Nietzsche habe ich kennen gelernt und einen außerordentlichen Eindruck von ihm erhalten. Ich suchte und fand in ihm den Verfasser der „Geburt der Tragödie“, den ich nun als Persönlichkeit sogar noch ganz wohl im Zarathustra unterscheide. Ein schweres Verhängnis lastet auf ihm; voll Sehnsucht nach freundschaftlich lebendiger Gemeinsamkeit findet er sie nicht mehr, seit er jener höchsten Gemeinsamkeit einmal untreu ward. In jedem Sinne traf N. das Rechte, als er der Stimmung nach unsere Zusammenkunft mit der Handlung des Philoktet verglich. Die ruhige Erhabenheit eines schönen Tages dort oben in Sils im Oberengadin ließ uns aufatmen aus tiefstem Gefühl des Welttragischen heraus, atmen im Lichte des Aschylos, des Heraklit.

Auf meiner Reise erfuhr ich fast zu meiner Überraschung, daß mein Gefühl für Naturschönheit sich gegen früher noch gesteigert hat, gleichsam leidenschaftlicher geworden ist; ich kam erfrischt und gestärkt zurück. — Mit zwei Freunden studiere ich allwöchentlich einmal im

Lexikon. Ein zweiter ähnlicher Zirkel bildet sich. Ferner sind meine beiden besten Schulfreunde beide Privatdozenten; sie sind jung verheiratet, ich bin oft bei ihnen. Nehmen wir die mir sehr lieben Abende bei Gräfin Schleinig hinein, so bleibt immer noch ein gutes Stück Einsamkeit übrig, und soll ich aussprechen: „Das ist meine Welt“, wird und darf dieses auch niemals fehlen.

Die letzten Briefe kann man nicht ohne tiefe Ergriffenheit lesen. Stein spricht einmal da von einem „persönlichen Eindruck des treuen Ernstes“: diese Wendung „treuer Ernst“ paßt vorzüglich auch auf diesen unermüdblichen Arbeiter.

Berlin, 12. Nov. 1886.

Welch ein Klang ist das, der aus Ihren Worten zu mir dringt. Vergleichen werde ich nicht zum zweiten Male über meine Arbeit hören [Die Entstehung der neueren Arbeit]. In die bange Welt der Gespinnster, in welcher ich hier verharre, klingt er als Mahnung, wo ich doch einzig und eigentlich lebe. Ach, man muß das erleben, die verlegenen Gesichter der Leute, denen man, mit Ernst und Mühen, etwas hat sagen wollen. — Nichts mehr davon. In jedem Falle wird es nun bei dieser Gelegenheit sich entscheiden, ob es nicht eine freche Verschwendung alles guten Willens ist, der Sache des Ideales an einer deutschen Universität zu dienen. Das klingt unfreudig; es ist eine Art von Schreckenruf, der mir wider meinen Willen entfährt, da Ihre Art, mir etwas über mein Buch zu sagen, mir zeigt, was doch eigentlich das Schweigen der andren zu bedeuten hat. Die herzliche Freude über Ihre Worte selbst ist dadurch nicht ausgelöscht. Mit Innigkeit denke ich dem Bilde nach, welches Sie gebrauchen: von dem Strome, den Dingen, die man auf dem Grunde sieht, dem Menschenantlig, das sich aus den Wellen hebt.

Berlin, 7. Mai 1887.

Saben Sie den herzlichsten Dank für Ihren Brief, der mich erfreut und stolz macht. — Ich bin mit Arbeit, wie Sie sich denken werden, für den Augenblick überhäuft: der Anfang der ästhetischen Vorlesungen macht immer wieder viel zu schaffen. Heute war mein Publikum recht besucht und die Zuhörerschaft aufmerksam belebt. Ich atme also für den Augenblick auf — sei dies Aufatmen hier das einzige Wort, mit welchem ich des Druckes der berlinisch-akademischen Welt gedenke. — —

In betreff des Glafenapp-Stückes bin ich erst zu einem Überblick gekommen, der mir aber Eindruck machte; der persönliche Eindruck des treuen Ernstes, mit dem hier diese Fragen behandelt sind, tritt deutlich hervor.

Heute also nur diesen kurzen Gruß. Treu und herzlich

H. v. Stein.

Schillers Leben. „Wenn wir Goethes Leben mit dem Interesse des Forschers betrachten, so ist Schillers Leben mir wenigstens immer Gegenstand einer wahrhaft andächtigen Vertiefung, ja geradezu der Erbauung gewesen. Nie habe ich ohne tiefe Erschütterung den Brief lesen können, in dem der Dichter seinem Körner kurz nach der ersten Bekanntschaft schreibt, daß er den ‚herkulischen Vorsatz‘ gefaßt habe, mit seinem bisherigen Leben zu brechen, seine Erfolge für nichts zu achten und ‚den edlen Wettlauf zum höchsten Ziel von neuem zu beginnen‘. Und welchen Eindruck macht es auf jeden empfänglichen Leser, wenn der unglückliche Mann — denn so dürfen wir ja wohl den Mann nennen, der weiß, daß er einen tödlichen Feind im Innern trägt, der das Leben täglich gefährdet —, wenn, sage ich, der unglückliche Mann an Goethe schreibt, daß leider, nachdem er gelernt habe, seine moralischen Kräfte recht zu gebrauchen, eine Krankheit seine physischen zu zerstören drohe; daß er schwerlich Zeit haben werde, eine allgemeine Geistesrevolution in sich zu vollenden; daß er aber tun werde, was er könne, und hoffe am Ende doch, wenn das Gebäude zusammenbreche, das Erhaltenswerte aus dem Brande gerettet zu haben. Ich wenigstens kenne nichts Größeres als die Arbeit der letzten zehn Jahre Schillers, nichts Ergreifenderes als diesen Zusammenbruch mitten im heißesten Streben, seinen letzten kummervollen Blick auf das Antlitz seines jüngsten Kindes, sein friedliches, verklärtes Totengesicht, seine nächtliche Fahrt zum Grabe, sein Wieder-auferstehen in der mitten unter verderblichen Kriegswirren aufflammenden Liebe der Nation. Ich habe es in meiner Jugend immer wieder gelesen und habe es nie gelesen ohne das Gelübde, dem Ideale treuzubleiben, ohne die neue Überzeugung, daß die Menschheit, die ihn hervorgebracht hat, nicht dem Verderben, sondern einer besseren Zukunft entgegengehe. ‚Solche Menschen‘, sagt Carlyle in einem Aufsatz über Schiller, ‚sind weit mehr als Alphen und Koliseen, die wahren Weltwunder, und es

muß uns alles daran gelegen sein, sie deutlich zu sehen und unserer Erinnerung auf immer einzuprägen. Große Männer sind die Feuersäulen auf der dunklen Pilgerfahrt der Menschheit, sie stehen als himmlische Zeichen da, als ewig lebende Beweise dessen, was sein wird, die geoffenbarten verkörperten Möglichkeiten der menschlichen Natur. Wer diese Größe niemals gesehen, niemals mit seinem Verstande aufgefaßt, niemals mit seinem ganzen Herzen leidenschaftlich geliebt und verehrt hat, der ist auf immer verurteilt, klein zu bleiben.'

Mir scheint, die Macht, mit welcher das Leben dieser wahrhaft großen Geister auf uns wirkt, beruhe vor allem darauf, daß sie uns eine lebendige Bürgschaft von dem Rechte des Idealen sind. Wir wissen ja alle, wie die Welt geschäftig ist, unsre höheren Anforderungen an sie selbst und uns herabzustimmen und zu zerstören; ja es muß als eine Art natürlicher Aufgabe jeder gesunden Entwicklung betrachtet werden, daß wir einst in die Lage kommen, in der Schiller gesungen hat:

Von all dem rauschenden Gekelte,
Wer harrte liebend bei mir aus?

in der wir statt unserer Träume das Wirkliche sehen und unsre Ideale an den Himmel versetzen. Aber daß wir sie nicht im Schmutz des Lebens, in der Armllichkeit persönlicher Stimmungen und Interessen verlieren, dazu hilft uns das Leben großer Männer . . ."

Max Diez („Schiller“, Stuttgart, Frommann)

* *

Drei Mängel. Sollte man mit kurzen Worten sagen, welche chemische Substanz in der jetzigen Geistesmischung zu fehlen scheint und wodurch sich unsereins in dieser Literatur vereinzelt fühlt, so wäre es etwa dies: es fehlt geschichtliche und philosophische Durchbildung. Durchbildung im Sinne des Einblicks in das Gewebe der Zusammenhänge und im Sinne der Anwendung auf den eigenen Standort: nur durch jene Schulung wird der richtige Abstand von dem Gewirr der Tagesreize gewonnen, an denen hangen zu bleiben das Los des bloßen Eindrucksmenschen ist.

Diese wichtigen Kräfte waren in Herder, in Schiller, in Friedrich dem Großen lebendig; sie erklären es, warum sowohl Herder als auch

später Schiller auf den ursprünglich mehr sinnenhaften als ideenschaffenden Goethe so anregend und belebend gewirkt haben.

Nicht minder wertvoll wäre ein drittes Ferment, das auf die moderne Kälte, Behäffigkeit oder Sinnenzerrüttung wohlthuend wirken könnte: das Erlebnis wahrer Liebe. Hier tritt eine Grundkraft Goethes in Wirksamkeit: die künstlerisch geadelte Liebe zu der Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt. Ja, hier könnten wir sogar ein Mehr brauchen, das der Klassizismus noch nicht hatte. Liebe, in Verbindung mit jenen beiden vornehmen Geisteskräften, breitet Wärme und Duft über alle Dinge, mit denen man sich beschäftigt, über alle Menschen, die in unseren inneren Bereich treten. Daraus erwächst Sorgfalt, Anmut, Feinheit der Einfühlung, Gewilligkeit der unbekanntenen Helfer, die jede Tat begleiten und Glück und Gelingen weben helfen. Es ist, wie schon Schopenhauer in berühmten Worten bekannt hat, das größte Reifeglück, das man hienieden ernten kann: wahre Güte, helfende Menschlichkeit, warme und vornehme Sachlichkeit.

Wie anders auch sollten die vielen Wunderlichkeiten und Irrungen der Menschheit ertragen werden? Das Leben sorgt genug für Reizungen der Leidenschaft; sorgen wir für die Gegenkräfte!

* * *

Durchbrochener Blankvers. Natürlich und edel, fest und biegsam — das schwebt mir als Sprachideal vor. Auch für die Bühnensprache. Doch scheint mir, obwohl ich ihn selbst oft anwandte, der überkommene fünffüßige Bühnenvers, der Blankvers, einer Erweiterung bedürftig, die zumal für moderne Stoffe die Jamben beflügeln und elastischer, freier, natürlicher machen könnte. Diese Art ließe sich „durchbrochener Blankvers“ nennen; er würde die fünf Hebungen festhalten, aber nicht in regelmäßiger Skandierung, sondern der deutschen Sprachbetonung sinngemäß folgend, demnach hüpfende Silben nicht scheuend, sobald es Sinn, Wortfolge, rhythmisches Gefühl verlangen.

Ich habe diesen durchbrochenen Blankvers in einem historischen Gespräch „Königin Luise“ angewandt („W. n. W.“, Bd. III, Märzheft; auch abgedruckt in den „Helden“). Als weiteres Beispiel folgt unten ein lyrisches Nachtbild.

Tatsächlich ist ja dies Betonungsprinzip schon im üblichen jambischen Vers angedeutet: nämlich durch die Erlaubnis, die Endsilben männlich

oder weiblich enden zu lassen, wodurch dann, in letztem Falle, durch schnelle Verbindung mit der nächsten Seile, beim Sprechen eine belebende, gleitende Bewegung entsteht.

Nachtgedanke

Der Wind schweigt . . . der Horizont hat stumme Gewitter . . .
 Blitze springen empor und fallen zurück,
 Wie Fische der Flut . . . Die Nacht ist groß und schwer . . .
 Nun leugne nicht, daß in der Menschheit Seelen
 Ein Leid wohnt, unerklärlich, wundertief!
 Wir wandern stumm und tragen dasselbe Leid;
 Wir wandern uns vorüber und sagen's nicht;
 Wir finden die Worte nicht, die das Sagen braucht;
 Wir sind zu scheu, so überdeckt Geheimes
 In schlichten Seelenworten zu offenbaren . . .
 So sitzt, wo jene Blitze Gebirge krönen,
 Eine Fee im Wald: ausleuchtet ihr schöner Leib,
 Wenn über das Teichgewässer die Flamme fällt,
 Die Augen glühen empor zur andern Glut,
 Und machtvoll, übermächtig entsprüht der Brust
 Ein dunkler Seufzer . . . Aber der Mund ist stumm . . .
 Lieder genug, Schönheit die Fülle birgt
 Daß wilde, wilde Herz — — der Mund ist stumm.

* * *

Einführung in „Luther“. Im neuen Hoftheater zu Weimar wird im Laufe des Winters mein „Luther auf der Wartburg“ zur Auf-führung kommen. Dies veranlaßt mich, behufs leichteren Verständnisses einiges zur Gliederung des Werkes zu sagen, denn es war keine leichte Aufgabe, die vielen Strömungen der Reformationszeit in jenes eine Wartburgjahr zusammenzudrängen.

Das Stück beginnt mit kriegerischen Lauten, an einer Kanone, auf einer Burgbastion: bei Hutten und Sickingen auf der Ebernburg. Der Katholizismus scheidet in diesem Jahr naturgemäß aus, ragt nur herein; die Fragestellung der Evangelischen ist jetzt: Schwert oder Wort? Huttens „perrumpendum est“ (es muß dreingehauen, mit Gewalt durchgebrochen werden) gibt auf der Ebernburg den Ton an; er kommt eben

von einem mißglückten Anschlag wider die päpstlichen Legaten aus der Wormser Gegend (Reichstag) zurück. Statt der Legaten bringt er den heißblütigen Konrad Hellgraf mit — einen Nachkommen des Diethelm Hellegreve im „Osterdingen“ und des Rupert in der „hl. Elisabeth“ —, einen durchgebrannten Mönch, der sich ihm unterwegs angeschlossen hat. Durch Konrad erfahren die auf der Burg vom Gerücht, Luther sei gefangen, legen es sich aber rasch und richtig zurecht. Und eben dieser Hellgraf — mit seiner später auftretenden Schwester der Jüngste des Geschlechts — schafft nun die Verbindung zwischen Ebernburg, Wittenberg und Wartburg.

Sutton nämlich gibt ihm einen Brief an Luther mit. Konrad zieht aus und sucht den Reformator: wenn er ihn willig findet, wenn sich auch Luther zum Schwert entschließt, so ist der Aufruhr allgemein. Mit dem Brief zieht er durch Thüringen: eine Szene zeigt die Gärung unter den Bauern, die Arbeit der „Zwickauer“, der Anhänger eines Thomas Münzer; sie schließen sich an, der Schwarm dringt nach Wittenberg vor; dort, in einer entsprechend größeren, weiter wirkenden Szene, wird der Bilderstürmer Karlstadt samt Zwickauern an der Arbeit gezeigt; und immer dazwischen Konrads gesteigerter Ruf: „Wo ist Luther?“ Der hilflose Melanchthon gibt zum Schluß dieser Szene Luthers Aufenthalt dem jungen Hellgraf kund und fügt dem Briefe Suttens ein eigenes Schreiben hinzu: einen Vittruf an Luther, nach Wittenberg zurückzukehren.

Luther inzwischen macht auf der Wartburg genau die entgegengesetzte Entwicklung durch: aus einem sorgenvoll ernstern Monolog und Gebet, in das noch die Wormser Erregung nachklingt, wächst er in das Patmos-Idyll hinein: aus dem Schelten in das Singen. Der schlechte, gute, geisteschwache Silvanus Hellgraf bringt ihm ein Erbstück dieser alten Spielmannsfamilie, deren Ahne dem wilden Osterdingen das Nibelungenlied singen geholfen: — eine Laute. Und auf dieser Laute entsteht nun „Ein' feste Burg ist unser Gott“, durch einzelne Motive durch das ganze Stück hindurch angedeutet, bis es im machtvollen Wittenberger Gemeindegesang schließt.

So steht denn nun, hart neben der Wittenberger Tumultszene, eine Szene im Sängersaal der Wartburg: Luthers Krönung durch das Töchterchen des Schloßhauptmanns, den Wildfang Ursula — eine Krönung, die er freilich bescheidenerweise ablehnt, die aber doch die innere Verbindung mit den beiden ersten Stücken der Trilogie klarlegt.

In diese Wartburgszene verwebt sich nun aufs engste das Bürgerthum von Eisenach. Den Mittelpunkt bildet hier Muhme Lene, die gelähmte Mutter Konrads, Gattin des Apothekers und Alchymisten Hellgraf, in dem — ebenso wie im Mönchlein Silvanus — ein Stück Mittelalter in die Reformation hereinragt. Muhme Lene ist eine Frau im echten Geiste Luthers, ebenso wie ihre vorerst noch ringende Tochter Elisabeth und deren Bräutigam Gottfried, eine Vertreterin des neuen, des frisch zugreifenden Geistes schöpferischer Liebe. In ihrer Stube stoßen nun die gesamten Gegensätze dieser verwickelten Zeit zusammen, (im vierten Akt): Konrad mit den Briefen von Hutten und Melancthon; der düster-wilde Waldschmied Runibert, Anhänger Münzers; der Mustikant Gottfried, der den Namen Bach trägt (er ist der Reiter, der den „Junker Jörg“ ständig begleitet); Muhme Lene, Elisabeth, Silvanus; der bissige, alte Apotheker, der Schloßhauptmann, Franziskanermönche aus Eisenach, die der neuen Lehre geneigt sind: sie alle sind hier in der einen Bürgerstube. Und draußen singen durch den Wintertag die Kurrendeschüler „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ — in der Ferne aber auch dröhnt zum Trommelschlag betrunkenen Landsknechte Kriegslied. Hier erfolgt Luthers Absage an das Schwert: das Wort allein soll die Arbeit leisten. Und dieser endgültige Entschluß steigert sich in der sofort anschließenden nächsten Szene: in der Teufelerscheinung.

So klärt und scheidet sich alles; jeder zieht an den Ort, der seinem Temperament und inneren Wesen entspricht: Konrad zu Sickingen, Runibert zu Münzer, Gottfried Bach auf die Orgel, Luther aber zur Reformationsarbeit nach Wittenberg.

Szene aus „Luther auf der Wartburg“

(Vierter Akt; Eisenach, Stube der Familie Hellgraf. — Diese Szene ist in der Buchausgabe nicht vorhanden: sie steht auf S. 89 des Buches, oben, ergänzend ein.)

Schloßhauptmann Berlepsch (zum Apotheker Hellgraf). Aufgeföbert aus dem Mausloch, Meister Finsterling!

Hellgraf (glistig einfallend). Aus dem Heiligtum, Herr Amtmann! Bin kein Kirchenläufer, doch ich vergleiche die Kirche meinem laboratorio: mir sollt' einmal einer in meine medicamenta und Kochereien hereinreformieren, Gift und Galle, auf den Scheiterhaufen den Hussiten! So werden

nun mit groben Bauernschuhen alle Geheimnisse und arcana plattgetreten! Wär' ich Klosterpförtner und wollt' mir einer auslaufen — ich erwürgt' ihn, eh' ich vom Plage wiche! Und nun ist gar mein Sohn darunter! Das vergeh' ich Euch, sogenannter Junker Jörg, noch im Tod nit. Kann ich Euch als Alp oder Vampyr zwacken, so — — (er entdeckt Konrad und erstarrt jäh; dann bemerkt er auch Runibert. Die Gruppierung ist nun so, daß Elisabeth steht; Runibert sitzt stier und mit zerrüttetem Haar auf der Ofenbank; Konrad kauert bei der Mutter; Luther steht bei Berlepsch, der ihn während der obigen Worte Hellgrafs auf die Anwesenden flüsternd aufmerksam macht; die Franziskaner mit Prädikant Strauß bilden eine Gruppe für sich. Der alte Hellgraf tritt mit vorgebeugtem Kopfe auf Konrad zu, der sich stolz erhebt, von der Mutter beruhigend an der Hand gestreichelt).

Hellgraf. Wer ist denn das da?! — Konrad — Runibert — Berlepsch (verb.). Die ganze Sippenschaft Hellgraf! Die schaut Euch an, Herr Doktor!

Hellgraf (herumfahrend, zu Luther). Eure Ausfaat! Die schaut Euch an! Das treibt Aufruhr, das läuft aus den Klöstern fort — (ferne Trommeln) hört Ihr? — Das fängt mit Fürsten und geistlicher Obrigkeit Krieg an! — Euer Evangelium, Doktor Martin Luther! — Was will der Säufer? Was will hier der abtrünnige Mönch?

Konrad (hat seine zwei Briefe herausgeholt, stolz). Er sucht einen anderen abtrünnigen Mönch. Für den bring' ich einen Brief von Ulrich von Hutten — und einen Brief von Magister Philipp Melancthon. (Gibt sie Luther. Start.) Ich komme von Wittenberg, habe mit Karlstadt und den Zwickauern den Brand geschürt; ich komme von der Ebernburg und tue Euch kund, Martin Luther, daß auch dort das Schwert blank ist! (Ganz fern wiederholt sich das Lied der Kurrendeschüler: „Vom Himmel hoch da komm' ich her“; zugleich aber auch, ebenso fern, Trommelwirbel und Landsknechtslied.) An Euch ist's, Dr. Luther, so erhebt sich jezo ganz Deutschland — nimmer mit Wort und Schrift, sondern mit der Faust! Ritter und Bauern, Bürger und Studenten! Sprech' das Wort, Martin Luther, denn ich suche Euch und dies Wort von Land zu Land, bis ich Euch hier gefunden in meiner Mutter Stube! Helft uns! Denn Deutschland verdirbt!

Runibert (ist aufgesprungen, wild.) Seid Ihr der Martin Luther, so habt Ihr ein Herz für uns! Ihr habt geredet wider Seelennot: seht nun an unsres Leibes erbärmliche Not! Wir verhungern — und was gibst du uns?! Du gibst uns Bücher und Worte! Das ist Schalkshandel, Doktor Luther! (Erregung.)

Muhme Lene (zornig zu Kunibert). Sag' doch auch, wodurch du Hab' und Gut verloren!

Silvanus (ängstlich, nach der Stubentür schauend, trippelnd). Wär' ich doch nur im Wald!

Der alte Hellgraf (händerelbend, wildlachend). Haha, drauf! Das Schwert! Bläut ihnen die Liebe ein! (Unruhe unter den Versammelten.)

Luther (hat mit gerungenen Händen bald gen Himmel geschaut, bald fährt er zornig auf; man sieht, wie es mächtig in ihm kämpft. Jetzt wendet er sich zu den Franziskanern, aus gepreßter Seele ausbrechend). O meine Brüder Franziskaner, o weh uns, ihr Männer der Liebe! Spürt ihr, wie grob sie da draußen das Evangelium dolmetschen?! — Meine Ausfaat, Meister Hellgraf?! Diese da, die mein Werk verwirren und ins Fleisch übersetzen, was des Geistes ist?! Da seht Euch Muhme Lene an — oder seht an euer Kind Elisabeth: die sind meine Ausfaat, denn sie üben den Glauben, der Früchte der Liebe trägt! Wo aber steht in meinem Buch dort überseht oder geschrieben, daß weltlicher Aufruhr und fleischlicher Haß Werke des Evangeliums seien?! Hab' ich mich unter Blut und Wunden losreißen müssen vom heiligen Mutterleib der Kirche — oh, Gott sei's gellagt, so geschah es aus übergroßer Marter des Bewissens! Aber meine Seele hab' ich gesucht — und bin für die Seelen ein Sendling Gottes, für die verängsteten, trostbedürftigen Seelen — o du trunkener, wüster, widerhaariger Gesell dort, nit für ungesättigte oder gesättigte Bäuche, merk' das! Ich kämpfe nur mit dem Wort! Ist das Wort Gottes im Herzen, so hat allda weder Tyranei noch Wucher Platz! Für eures Leibes Elend, wahrlich, will ich bei den Fürsten und Herren inbrünstiglich zum guten reden und Gott bitten und selber geben, was ich habe: — aber nie mit dem Schwert — nie und nimmer durch Krieg und Aufruhr!

Kunibert (höhnisch). O gar guter Herr Doktor, redet, redet, redet! Und seht, was es fruchtet! Ich für mein Part — geh' zu Thomas Münzer! (Ab.)

Luther (zu Berlepsch, der eine heftige Bewegung macht). Laßt den Mann ziehen! Scheidung! Es sucht jeder seine Stätte — so auch dieser — und so auch ich. Meine Stätte aber heißt: Wort und Schrift, Predigt und Gesang! (Gottfried tritt ein.) Sehet an unsren Musikanten Gottfried, wie er ein Leuchten in die Stube bringt; ist ein Blühen von innen, hat sich in der Sankt Georgenkirche das Herz froh gespielt. Den seht Euch an,

Konrad, der Ihr nimmer im Kloster seid und noch nit an Eurem Ort: dieser hat seine Stätte gefunden! Und hebt euch nun ihr andren alle aus der Stube hinaus, auf daß ich mit diesen Hellgrafen allein spreche — sonderlich mit Vater und Sohn! (Er liest, unter offensichtlicher Erregung, die Briefe.)

Elisabeth (vorn, hastig zu Gottfried, während sich die Gäste murmelnd von Ruhme Lehne verabschieden). Friedel, bleib' bei uns —

Gottfried (ebenso rasch). Wie nennst du mich?

Elisabeth (rasch und innig, seine Hände fassend). Friedel nenn' ich dich — und will dir nur flink sagen: sei uns gut, ich ertrag's nit! Uns ist jetzt allen so angst!

Gottfried (aufleuchtend). Es hätt' nie so scharf gestochen, hätt' ich dich nit so über alle Maßen lieb! Über alle Maßen! Dich und auch den Konrad — sag's ihm!

Elisabeth (rasch Konrad an der Hand fassend und heranziehend, mit energischem, vollem, offenem Empfinden). Wo du auch hingehst, Konrad — und wo du auch bleibest, Gottfried: ich hab' euch beide lieb!

(Zwischenvorhang.)



Das Erhabene



So hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen, verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angeficht der Notwendigkeit einen Schleier wirft und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen! Stirne gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängnis. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muß doch endlich aufhören —, nur in der Bekanntschaft mit denselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden und wieder erschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung, des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemälde der mit dem Schicksal ringenden Menschheit, der unaufhaltbaren Flucht des Glückes, der betrogenen Sicherheit, der triumphierenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maß aufstellt und die tragische Kunst nachahmend vor unsere Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bei einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago lesen und bei solchen Szenen verweilen kann, ohne dem ernstesten Geses der Notwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, seinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten und, ergriffen von dieser ewigen Antreue alles Sinnlichen, nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen?

Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist also eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprunges aus dem selbständigen Denk- und Willensvermögen unsere Achtung, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwicklung verdient.

Schiller („Über das Erhabene“)





Christian Gottfr. Körner
1790 von F. E. Wagener gez.



Gobineaus Amadis und die Rassenfrage

II.

Inhalt des „Amadis“

Ein frohes, heitres Gemüt ist die Quelle alles Edlen und Guten; das Größte und Schönste, was je geschah, floß aus einer solchen Stimmung.

Schiller

Aus den Gesprächen mit Christiane von Wurmb,
16. März 1801.

Ich bin das Mittelalter“ — so beginnt das erste Buch dieser Ritterdichtung — „ich habe den jungen Konradin geköpft, ich habe die Albigenfer auf die Scheiterhaufen geschickt, ich habe viel Blut vergossen und viel Rechte zerbrochen. Aber ich ließ vom Nordland her Flutwellen von erobernden Helden kommen: die beste der menschlichen Rassen, die das faulende Rom zertrat! Ehre, Freiheit, Liebe — das sind meine drei Heldenkinder, die ich euch zugeführt habe, das sind eure Gebieter!“

Diese drei großgeschriebenen Worte bedeuten die Vergeistigung der Rassenfrage: „L'Honneur, la Liberté, l'Amour“. Sie sind das durchlaufende Leitmotiv des ganzen Werkes; für sie und gegen sie wird gekämpft.

„Ehre, Freiheit und Liebe: nirgends fand ich
 In der Natur den Schauplatz — groß genug,
 Zu singen diese gottesfüllte Dreieit.
 So schuf ich denn, und Schaffen war mir Spiel,
 Von Flüssen, Bergen eine Wunderwelt,
 Hallende Meere, Feuerhorizonte,
 Waldung, Paläste, Städte, Licht und Dunkel . . .
 Denn Helden wollt' ich, groß wie meine Träume!
 Doch Größres fand ich nichts als Amadis.“

So schließt der Dichter die Einleitung und springt nun sofort zur Handlung über.

Hier sei gleich bemerkt, daß Gobineau im allgemeinen den gereimten französischen Alexandriner benutzt hat, aber öfters das Versmaß wechselt. Meine rhythmischen Übersetzungen wolle man nur als belebtere Inhaltsangaben auffassen. Was übrigens die Betonung dieses aus dem Spanisch-portugiesischen stammenden Amadis de Gaula (Amadis von Gallien) anbelangt, über den ja im späteren Mittelalter zahlreiche Ritterromane verbreitet waren, so betont der Franzose naturgemäß erste und letzte Silbe mit schwebendem Gleichklang, der aber nach der letzten Silbe neigt. Unser deutsches Gefühl neigt zu Amadis (Ton auf dem zweiten a); wir werden uns aber entschließen müssen, das erste A zu betonen.

Eines Abends also, mit dem Stallmeister Gandalin durch Island reitend, trifft Ritter Amadis eine weinende Dame. Ihr Vater ist vom Zauberer Garamant gefangen worden. Amadis, sofort hilfsbereit, zerstäubt die Räuberschar, Garamant flieht, der Vater wird frei. Auf die junge Briolanie aber macht Amadis einen so starken Eindruck, daß sie vor der Gewalt dieser Gefühle in ein Kloster entflieht. Von dort jedoch wird sie von der herrlichen Fee Urgande, der „Anerkannten“ (la déconnue: geschaut nur von reinen Herzen), herausgeholt und in die freie Wildnis entführt, um später dem Bruder des Amadis — Galaor — zuteil zu werden.

Immerhin hat dies Abenteuer genügt, um zwischen Amadis und seine Dame — Oriane — Eifersucht zu werfen. Oriane, die

weibliche Ergänzung zu Amadis, wird als Typus der arischen Heldin geschildert:

„Blau-Augen, reine Stirn und keuscher Mund,
 Kein eitles Lächeln, das gefallen will,
 Von Lücken weit und nahe nicht ein Schatten —
 Nein, überall der Wahrheit Rosenfarbe.
 Zum Sauchzen stimmten ihre blonden Haare,
 Gold wie die Sonne, fein wie Seidenfäden,
 Gewunden über langem, weißem Halse;
 Der Körper schlank und hoch — emporgewachsen
 Aus einem lilienweißen Kleid, als wolt' er schweben,
 Von kleinen Füßen kaum zurückgehalten“ . . .

Tapfer, treu und stolz ist diese hohe Frau. Aber sie ist auch heftig und hochmütig, zum wenigsten sehr hochgemut, wie wir dies „orgueilleux“ mindestens übersetzen müssen. Sie ist die Tochter des britischen Königs Lisvart. Übel empfängt sie ihren vermeintlich untreuen Ritter, schmäht und entläßt ihn. Zornig wirft sich Amadis in eine unbekannte Rüstung, reitet mit geschlossenem Visier an den Hof und fordert seine Verleumder zum Zweikampf heraus. Aber am festgesetzten Kampftage wohnt er zuvor einer Andacht eines Waldbruders bei, erkennt in diesem Verkappten seinen Feind Garamant, fällt über ihn her — und wird durch ein Sturmgewölk, das der mächtige Zauberer Ugolant sendet, jählings ans Raspische Meer entrückt. Am Hofe wartet man vergebens; Oriane, die ihren Amadis in jener Rüstung wohl erraten hatte, wirft sich tollkühn selber in Waffen und reitet an seiner Stelle als „Ritter“ auf den Kampfplatz, um den Geliebten nicht wortbrüchig zu machen — aber auch sie wird von einem Adler der Fee Urgande hinweggetragen.

Amadis erwacht am Rande eines — auch im Rhythmus der Dichtung — sehr melodischen Gewässers. Es spricht aus dem Bach, feufzerfein, zart wie das Summen von Bienenflügeln: sieh da, die Stimme wird erkenntlich, die Worte werden vernehmbar — es ist Florizel, der durch Ugolants Magie hierher verzaubert worden, Florizel, der Geliebte der Fee Urgande! Ihn beschließt Amadis zu be-

freien, indem er den Herenmeister Agolant, ihren gemeinsamen Feind, auffucht und tötet. Bricht also auf und findet, durch unwegsame Gebirge und Wolken von Dämonen hindurch, Agolants Schloß; und unter Sankt Genovevas Beistand erwürgt er den boshaften Magier.

Florizel ist frei; und alles findet sich nun rasch zusammen. Driane erkennt die Grundlosigkeit ihres Mißtrauens, Briolanie wird ihre Freundin, Urgande slicht die zerrissenen Fäden wieder ineinander. Amadis, an den Hof zurückgekehrt, schmettert seine Verleumder in den Sand und erhält von König Lisuart die Tochter Driane zur Gattin — die ihn aber nicht annimmt!

Die ihn ausschlägt! . . . Das ist die überraschende Schlußwendung dieses ersten Buches. Denn Driane will nicht, daß ihr Held in sattem Besitz am Hofe roste; er soll ausziehen auf Heldentaten, sie wird ihm Treue halten als seine Dame, nicht als seine Gattin:

„Den Schafen geziemt die Wiese,
Den Löwen aber die Waldung“ —

— ruft sie stolz und herb. „Il faut qu'il grandisse et grandisse“ — wachsen soll er und wachsen!

„Er wandre grabaus und weiche nicht!
Rufen soll ihn Drommetenschall
Der Pflicht!
Und suchen soll er allüberall
Das GroÙe allein! . . .
Nie soll dein Ziel die Ruhe sein!
Wandre, sag' ich dir, wandre über die weite Welt!
Geh hin! Glaub an mein Herz wie an das Licht,
Wie an die Wahrheit selber, wie an Gott!
Als erstem hab' ich dir mein Herz geweiht —
Ich trag' dein Bild mit mir in Ewigkeit!“

Und Amadis neigte sich tief über die Hände seiner Dame; sein Gesicht erglühete von einer himmlischen Flamme; unsterblicher Mut entzündete sich in seinem Herzen. Kraft strahlte davon aus auf alle erwählten Seelen; und das Entsagen (le renoncement) und das

gewollte Leiden (les peines voulues) ersetzen diesem Helden die leichtwiegenden Götter von ehemals.

So schließt das erste Buch.

Nun vergegenwärtige sich der Leser den ganzen Stolz und den ganzen Ernst dieser Worte: „renoncement“ und „peines voulues“! Entfagung und tatkräftig aufgesuchte Leiden, Kämpfe, Widerstände! Es ist jene „erhabene Geistesstimmung“, die Schiller als „das Los starker und philosophischer Gemüter“ bezeichnet, worin „durch fortgesetzte Arbeit an sich selbst der eigennützige Trieb unterjocht ist“ (Über die tragische Kunst). Es ist jene Wendung, die Goethe am Anfang des 16. Buches von „Dichtung und Wahrheit“ schildert: „Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereignis, alles ruft uns zu: daß wir entsagen sollen . . . Diese schwere Aufgabe zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Tätigkeit und Fähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zu Hilfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hierdurch wird er fähig, dem einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andren; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, alles probieren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß alles eitel sei. Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, ja gotteslästerlichen Spruch; ja, man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen gibt es, die solche unerträgliche Empfindung vorausahnen und, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im ganzen resignieren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzlíchen und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüßlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichlichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden.“

Etwas „Übermenschliches“ nennt dies Goethe, in dem wir hier Kant und Schiller wirksam sehen; wir können noch schärfer sagen: das Übermenschliche tritt hier in Kraft und löst — erlöst — den

genialen und von dieser Erkenntnis begnadeten Einzelmenschen von den Trieben, Instinkten, Genüssen und Nöten der Masse. Er lernt entsagen, um Geistiges und Seelisches zu erringen; er lernt die Drachen und Leiden dieser Welt aufsuchen, bekämpfen und im rastlosen Kampf, auch mit sich selber, die Materie unterwerfen, den „Übermenschen“ aus dem Herdenmenschen emporzüchten.

„Und solange du dies nicht hast,
Dieses ‚Stirb und werde!‘ —
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde“ (Goethe).

Es ist ein religiöser und philosophischer Vorgang, verbunden mit einem ritterlichen Willensentschluß. Jenseits dieses Vorganges beginnt eben die höhere Kunst, die sich von der landläufigen Kunst unterscheidet wie Genie vom Bürgertum, wie Geistkraft vom satten Behagen, wie Wandererstimmung vom gegenständlichen Besitz. Diese Menschen besitzen auch, aber im Geist; der ungeläuterte Mensch besitzt nur Sachen als solche. Der alternde Gobineau, der sich auch feines äußeren Besitzes entschlägt, bewußt unempfindlich gegen äußere Gunst oder Ungunst des Lebens, ist ein glänzendes Beispiel dieser vornehmen Geistesart.

Das zweite Buch dringt in die Bezirke des Luzus und des Verfalls vor. Die Zauberin Viviane steht hier im Mittelpunkt; sie lebt am Hofe von Nicäa, Hauptstadt eines römischen Kaiserreiches, Hauptstadt der schwarzen Mischlingstrasse.

Mit einem gallisch-lebendigen Gesang an die blühende Frische der Freude beginnt dieser Teil.

„La joie! oh! le joyau de l'âme!
La fleur, la fraîcheur de l'esprit!
Est-ce un fée? Est-ce une femme?
L'une vaut l'autre! O joie! ô flamme! . . .
Jetons joyeusement aux embarras du monde
L'insouciant regard qui le sait disperser! . . .
(Werft freudig in den Widerstand der Welt
Sorglosen Blick: — und Widerstand zerfällt!)“ . . .

Amadis lehnt an einem Baum und lacht, lacht, lacht über die Verführungskünste der geschmeidigen, lianendünnen Hege Viviane. Diese falsche Frau ist der Typus des Weibes aus gemischtem Blut, schwarz, tückisch, Wollust als Mittel zur Macht gebrauchend, von wahrer Liebe nie berührt. Und tatsächlich wird einer von Amadis' Freunden, Nyglain, von ihr beschwast und folgt der Raze nach Nicäa, wo er ihr unter pomphaften Festen angetraut wird. Ein Abtrünniger also. Überfülle von geistreicher Ironie, worin er überhaupt stark ist, giebt Gobineau über jenes Völkerchaos und dessen Lebensanschauung aus. Theophrast heißt der Emporkömmling, der hier regiert; systematisierter Materialismus ist hier die Weltanschauung, die sich aber mit kaltem Kirchenpomp recht gut verträgt. Uebermals eine seltsame Figur taucht hier auf, die man tragisch nennen könnte, wäre sie nicht so erbarmungswürdig schwächlich: der kluge Zauberer Merlin, der mit Gewissen und Seele bei Amadis, mit den Sinnen aber rettungslos gefangen ist von Viviane und im Willenskern sich entmannt fühlt. Ein hinsiehender Einsiedler, ein sich selbst verachtender, vor sich selbst sich schämender, scheuer Uhu! Eine weitere Gestalt dieses Kreises ist die Tänzerin und Sängerin Diamante, Theophrasts Tochter, in deren Neze Galaor eine Zeitlang gerät. Szenen voll Wort- und Farbenreichtum!

Mitten in diesen auch rhythmisch sehr belebten Szenen steht als besonderer Gesang „Amadis et ses amis“. Darin fesselt uns eine Episode zwischen dem Gralsucher Parzival und einem indischen Büßer, auch sie bezeichnend für Gobineaus beredete Art, gern und leicht seine aristokratische Lebensanschauung ins rhythmische Wort umzusetzen.

„Welch strahlend Eden wär' die weite Welt,
Suchte nur jeder selber seinen Gral
Und täte Gutes, wollte nie das Böse!
Doch diese Besorger ‚allgemeinen Wohles‘ —
Der Teufel hole die unverschämten Lügner!
Denn das verspricht der Menschheit Wunder was —
Und steckt ihr schließlich Kiesel in die Zähne!

Auf! Lauschen wir den Träumen des Genies!
 Da seht ihn: heiter, hell, auf Harmonien
 Bedacht, das Haupt voll Silbermelodie,
 Des Ideales Ebene durchwandernd!
 Durch lachenden Azur, durch Morgenpurpur
 Trägt er die Flammenstirn' und steigt zum Äther
 Mit seines Herzens Kraft und Überschuß.
 Was will er? kann er? tut er? wohin geht er?
 Er geht!
 (Que veut-il? que peut-il? que fait-il? où va-t-il?
 Il va!)

Il va! . . . So fährt Gawain (den Gobineau, Gowineau, Gauwain als Ahnherrn beansprucht) auf dem Drachenschiff durch nordische Fluten. Und so wandert Parzival (perceval) in Indien am Ufer des Ganges und sucht unter Banjanen den heiligen Gral.¹⁾ Eines Tages kehrt er in der Hütte eines Asketen ein. Lächelnd hört er des Büßers Weisheit an und erwidert ihm: „Ich habe nur den einen Ehrgeiz: das zu sein, wozu der Himmel mich bestimmt hat. Du möchtest Gott gleich werden? Mir genügt es, ich selbst zu sein. Wohl such' ich den heiligen Gral: aber ich fordere von ihm, daß er mir die Kräfte, die ich in mir spüre, voll entfalten helfe. Und wenn ich weiß, was ich kann, werde ich ganz von selber den Klauen des Teufels entrißen sein: ich werde der sein, der ich bin!“ Der hagere, zerbrechliche, halb vertrocknete Büßer lächelte nicht minder; ihm hatte sich alles Lebensgefühl aus dem Körper in die Seele zurückgezogen. Er betrachtete den imposanten Eisenritter, dies Antlitz voll Mut, diese starken Arme, und sprach: „Dich also ermüdet das Leben nicht? Und nicht entzückt bist du vom Gedanken an ewige Ruhe?“ — „Nein! Leben ist mein Ruhm und mein Entzücken, ich will es nicht verlieren, will nicht sterben. Noch voller, noch größer will ich das Leben!“ So saßen sie sich gegenüber und verstanden sich nicht. „Sage mir,“

¹⁾ Hier auch ist eine Prachtstelle, die lebhaft an des Normannen Byron Ansprache an den Jean (Ehilde Harold IV) erinnert: „Immortel océan, que mon regard contemple: mon cœur, grand comme toi, t'a pris pour son exemple“ usw. (S. 283).

begann wieder der Mönch, „was ist der heilige Gral?“ — „Es ist ein Glaube der Edelmänner. Uns geziemt dieser Glaube, die wir gewohnt sind, jenseits bekannter Pfade zu suchen. Er ist Helmschmuck und Schwertspitze, er ist der Reiz, der ein adlig Herz rastlos belebt, er ist der Inbegriff aller unerfüllten Wünsche.“ Und er erzählt die Sage: Joseph von Arimathia fing in grünem Kristall des Heilands Blut auf, das aus der Speerwunde floß: „Das Heil floß hernieder; dies Blut betrachten, heißt Heil erkennen“; es ist ein „Liebestrank“ (liqueur d'amour), der da von oben den Sterblichen geschenkt ist. „Und die tapferen Sterblichen, die das Abenteuer suchen, die sich lange geübt haben in jenem stolzen Entfagen, ohne das nichts emporsteigt, die stets Ehre und Liebe hochhalten und nicht von andren Genüssen träumen, die der Schande aus dem Wege gehen und nach heiliger Freiheit dürsten: diese Gralsucher werden endlich finden!“ — „Du erwartest also von dieser Welt nur einen Kampfplatz, du willst durch diese Kämpfe deine Materie läutern? Willst als glänzend Licht emporbringen in die Ewigkeit, nachdem du abgetan, was Niedriges dich besleckt?“ — „Ja, das will ich.“ — „Wohlan, wandere deinem Flammenideal entgegen,“ ruft der Mönch, „lächelnd eile zum heiligen Gral und zum Glück! Doch nein: du hältst ja schon das Glück, von dem du sprichst! Du besitzt schon, was die Seelen entzückt: Ehre, Liebe, Freiheit!“ So scheiden die beiden Heroiker — und verstehen sich.

Der Kampf zwischen Amadis und den Mischvölkern beginnt. Mit Zauberei, Tücke, vergifteten Waffen wird Amadis von Aylglain verwundet; es ist eine traurige Heimkehr, ein traurig Krankenlager; man wird inne, mit welchen Kampfmitteln man fortan rechnen muß. In einem zweiten Kampfe wird Amadis, da auch Merlins Künste gegen ihn gewonnen sind, durch schwarze Magie gelähmt und besiegt; doch wagt ihn Aylglain nicht zu töten. Orianes ganzer Stolz flammt noch einmal auf; sie will den ruhmlos Heimkehrenden nicht empfangen, sie stürzt hinaus in die Wälder — wird aber Zeuge eines niedergeschlagenen Gespräches zwischen den gegnerischen Mächten (Merlin, Aylglain, Viviane) und erkennt, daß dort nur Zauber und

Tüde siegten. Unverbrüchlich, ja mit Leidenschaft hält sie, heimlehrend, von nun ab für immer zu ihrem Helden. Diese Stellen strahlen vor Freudeglück und Energie des Empfindens. So stehen denn Stolz, Offenheit, Freudigkeit, Liebe scharf getrennt wider Gemeinheit, List, Berechnung, Wollust. Ist überhaupt auf solcher Erde noch Raum für Rittertum? Unmerklich geht jetzt die Dichtung in symbolische Vorgänge über: ein verpesteter Nebel verbreitet sich, Sümpfe verschlingen die alten Feudalschlösser. Und die hienieden Heimatlosen, die arischen Ritter, ziehen gespenstisch dahin, ziehen an den Hütten vorüber wie das wilde Heer, wie vergeisterte Götter der alten Zeit — ziehen auf den Parnas.

Auf den Parnas . . . Wir verstehen das Symbol: nur in der Poesie noch ist Freiheit für Heldentum — nur noch im Ideal, wie sich Schiller ausdrückt, nicht mehr im Leben.

Aber es läßt auch jetzt jener Meute der Mischlinge keine Ruhe: auch hieher folgt sie. Es entsteht ein Kampf um den Parnas . . .

Amadis aber und Oriane sind unverzagter als je, gefüllt mit Kraft von oben; und jener spricht mit ihr, abseits von den Selten der Genossen, auf einem Felsen stehend:

„Mais tant de bruit qu'ils font ne saurait changer rien —
 Sie lärmen — doch sie ändern nichts daran!
 Denn ewig ist das Leben — und die Ehre
 Ist ein Geschenk des Himmels — und die Liebe
 Unsterblich gleichfalls — und die Freiheit
 Samt jenen dreien ist der Gottheit Freude.
 Mag doch die Welt, Spielball der Höllenkraft,
 Sich brüsten und sich breiten — sei es drum!
 Ihr Blick ist kurz, und unklüß ist ihr Herz —
 Sie finden auf den Höhen keine Stätte!
 Wir aber halten auf dem heil'gen Gipfel!“

Oriane beugte auf den Fels das Knie.
 Ihr Herz war voller Kräfte des Gebets
 Und fühlte sich geschwellt von Gotteskraft.
 Und, ihre Hand gestützt auf grüne Decke

Des Felsenbergs, hob sie das Auge lichtwärts
 Und fand ein gleiches Blau im Himmelsauge;
 Eindringend in des höchsten Aethers Reinheit,
 Flog ihre Seele wie ein Pfeil empor.
 Dort sah sie, wie in schönsten Jugendtagen,
 Das leuchtende Versprechen ew'ger Wonne,
 Dort sah sie Glück, bestimmt für die Getreuen,
 Die fern vom Niedrigen ihr Heldendasein
 Nach festem Vorsatz führen. Und die beiden —
 Oriane, Amadis — so schön und stolz,
 Großherzig, reinen Sinnes, schauten nun
 In dieser keuschen Nacht, weitab vom Lärm,
 In dieser ruhigen, trostvollen Nacht,
 Die gut und lächelnd nahte — beide schauten
 Die klare Heiterkeit, die nie verwirrt,
 Die dem verstehenden Herzen Gutes bringt
 Und nur verlangt, was edel und was groß.

„Ich weiß nicht, weiß nicht“ — Oriane rief's —
 „Was mich durchglüht, ich kann es dir nicht sagen.
 Ich fühle mich in Lichtes Schoß getragen —
 Und bleibe dennoch hier und bin dir nahe
 Mehr als zuvor, ja, liebe dich noch mehr!
 Mehr lieb' ich dich, weit über alle Worte!
 Von unbekanntem Kräften seh' ich dich
 Belebt, und seh' dein Haupt von Glanz umwogt.
 Was hast du? wer denn bist du? Und ich selbst,
 Ich fühle mich samt dir im Strahlenwirbel
 Emporgetragen zu den höchsten Sphären —
 Ich fürchte mich!“

„Nein, fürchte nichts! Wir bleiben auf der Erde“,
 Erwidert Amadis. „Schaust du denn nicht
 Die schmutzige Meute, die uns dort umbellt?
 Doch ein Geheimnis wirft du nun begreifen:
 Von jeher wohnten zwischen Mensch und Heil'gen
 Halbgötter, eine urchenschaffne Welt,

Ein auserwähltes Reich, wo schrankenlos
 Das Herz sich öffnen darf und wo es findet,
 Was je die Menschen von der Schönheit ahnten.
 Hier ist der Aufenthalt der Poesie!
 Wem sie das Herz berührt, der hebt sich jauchzend
 Zu ihrer gnadenvollen Majestät.
 Erkenne ihres heil'gen Wesens Spur:
 Hier fühlst, hier schaust du sie — auf dem Parnas!

Noch ein Kampf — Ulygain fällt, zerschmettert von Amadis
 — Staub, Lärm, Wurfmaschinen — der ganze Parnas verschwindet
 in Wolken von Dampf: — und Theophrast ruft endlich aus:

„Pourquoi tant de travaux, d'efforts et d'apreté?
 Calmez-vous! Amadis n'a jamais existé!“

Amadis ist Fabel! Helidentum ist Sage! Mit dieser heißen
 Ironie bricht das zweite Buch ab.

Das unvollendete dritte Buch schildert die Zustände der ent-
 götterten, entheldeten Welt des Materialismus. Das Frankreich der
 Delabenz hat hier Züge geliefert; der rednerisch-düsteren Enlastungen
 gegen die crapule, die brute, den boue, die race mélangée — und
 wie die immer neu und in reicher Abwechslung zufließenden Ausdrücke
 lauten mögen — sind hier fast zu viele. Wir sind — von Episoden ab-
 gesehen, z. B. Florizels Heimkehr — in Gegenwart übergegangen.

„Un peuple qui se moque, un peuple qui se pique
 De rire à tous venants ainsi qu'à tous propos,
 D'abord de ce qu'on dit, puis de ce qu'on réplique,
 Et des convulsions qui font craquer ses os,
 Un peuple qui s'amuse avec ses propres larmes
 Et qui trouve des charmes
 A voir dans les bourbiers se teindre ses drapeaux . . .
 Toujours content de lui, se faisant bonne mine,
 S'estimant admirable — — où s'arrêtera-t-il?“

Dieses ganze dritte Buch, besonders das Kapitel „La Boue“,
 hält zwar die Formen des allegorisch-symbolischen Gedichtes fest, ist

aber eine Predigt wider Sozialismus und Pöbelherrschaft. Theophrast ist tot und vergessen; Viviane im Elend: der Pöbel herrscht und erwählt zum König einen aus ihrer Mitte. Merlin liegt versteint und vermoost, nur noch mit Tränen am Scheinleben festgehalten, zu keiner Auskunft mehr bereit, tief im Walde. Das Sinnbild dieser verrotteten Welt ist die Wölfin.

Und Amadis? Ihn und die Seinen muß man sich seit jener Verklärung auf dem Parnas nur noch als unsichtbare Schutzgeister, an dieser Welt haftend, vorstellen. Sie ermuntern die wenigen Tapferen zu einem letzten Kampf auf den Katalaunischen Feldern — wo einst die Sunnenschlacht sich tief in das Gedächtnis der europäischen Menschheit eingegraben hat. Schwere Vorzeichen in den Lüften gehen dort dem Untergangskampf voraus. Dann bricht die Flut der gelben Rasse herein; die letzten Arier erliegen; der Mischmasch aber bequemt sich zu Kompromiß und Unterwerfung. Amadis, Oriane und die ihres Geistes sind — sie haben auf dieser Erde nichts mehr zu suchen. „Tu ne mourras jamais, Amadis!“ heißt es wohl: „Nie wirst du sterben, Amadis!“ Aber seine Stätte ist fortan anderswo. Amadis wird hier „ein ewiger Strahl“ genannt, „herabgefallen aus den Höhen des Himmels, und macht die Sterblichen so groß wie Götter“ —

„Ihr werdet niemals sterben, Gottgeschöpfe!
In unveränderter Gestalt und Form
Unsterblich steigt ihr aus dem Abgrund auf!“

— so beginnt der nur skizzenhaft vorhandene Schlußgesang: „Le crépuscule des Dieux“ — die Götterdämmerung. Wir sind nun gänzlich in den Regionen des Geistes. Und die letzten Zeilen, die uns erhalten sind, lauten, die ganze große Tragödie abschließend:

„C'est l'âme qui triomphe et triomphe à jamais.
Elle vit! Elle vient éclairer les sommets,
Et la terre et les cieus tréssaillent d'allégresse.
Le sang sorti du sang que Dieu mit ici-bas
A traversé vainqueur le monde des combats
Et vers son Dieu se dresse!

Il conservait l'Honneur, l'Amour, la Liberté,
Et garde au sein de Dieu son immortalité" —

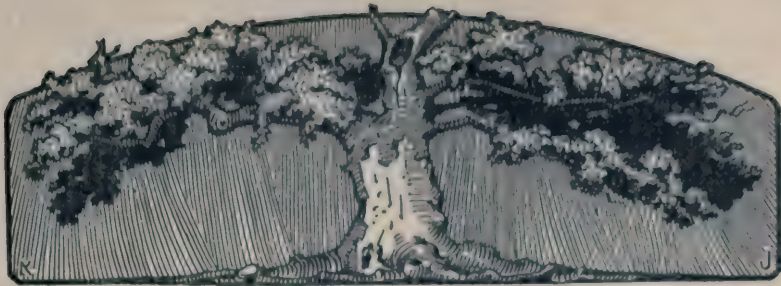
— was sich deutsch etwa mit folgenden Worten wiedergeben läßt:

„Die Seele ist's, die triumphiert für immer!
Sie lebt! Sie wirft ihr Licht auf alle Gipfel —
Und Erd' und Himmel beben vor Entzücken.
Das Blut, entstammt dem Blut, das Gott entsandte,
Hat siegreich diese Kampfeswelt durchflogen
Und kehrt nun heim zu seinem Gott.
Es trug in Treuen Ehre, Liebe, Freiheit —
Und birgt sein ewig Teil am Herzen Gottes.“

Damit schließt das monumentale Werk. In einem Schlußvermerk fügt die Herausgeberin die Worte hinzu: „Der Dichter hat die Schlussszene, von der diese Bruchstücke eine schwache Vorstellung geben, nur skizzieren können. Amadis, Oriane und ihre Gefährten, Typen der Edelmenscheit, hervorgegangen aus der arischen Rasse, sind der immer wachsenden Mischlingsrasse erlegen. Deren Sinnbild, die Wölfin, regiert fortan auf Erden. Aber die Helden haben dennoch durch die Unsterblichkeit triumphiert. Ahriman, von Amadis besiegt, erkennt, daß er machtlos war gegen die Auserwählten der Gottheit.“

(Eine Schlußbetrachtung folgt.)





Schiller

II.

Schillers „Räuber“! Wen haben sie nicht in elektrischen Jugendjahren, als äußere Erziehungsstrenge und inneres Phantasiebedürfnis zusammenprallten, zu Begeisterung entflammt! Es liegt über diesem düster-einsamen Karl Moor, der in böhmischen Phantasiewäldern (wie Shakespeares „böhmische Rüste“ in Nirgendheim!) seine bombastischen Reden wider die menschliche Gesellschaft schleudert, weil seine Liebe mißkannt, verleumdet, ins Innere zurückgejagt wird und darum in Haß umschlägt — die Fernstimmung der Indianer- oder Piratengeschichten, die wir alle gekostet haben. Defoes Robinson-Stimmung, aus dem Idyll ins Heroische gesteigert!

Dieser elementare Heroismus, hier noch in fremdartige Romantik getaucht, hat sich später bei Schiller vergeistigt: im eigenen Innern fand der Dichterphilosoph seine „böhmischen Wälder“. Aber er haßte später nicht mehr; er zahlte die erlittenen Enttäuschungen mit adligen Kunstwerken zurück.

Kein deutscher Dichter hat diesen stolzen Heroismus fortan in gleichem Schwung herausgearbeitet. Man muß in dieser Hinsicht den Engländer Byron — und auch Shelleys Vergeistigungskraft — als eine Fortsetzung Schillers ansprechen; wie man Miltons Cromwellstimmung und den von dort beeinflussten weicheren Klopstock als Vorfahren beanspruchen darf. Und im Puritaner Carlyle — der

ein „Leben Schillers“ schrieb — tritt diese Lebensauffassung in profaischer Form als „Heroenverehrung“ auf. Von da geht diese Entwicklung zu dem sonnig-einsamen Emerson und zu Ruskins Prophetentön; und bei uns Deutschen nahm Richard Wagners Kreis diesen Lebens- und Künstlerstolz wieder auf. In Wagners engstem Bezirk aber schuf Heinrich von Stein. Es ist sinnigster Zusammenhang, daß dieser letzte idealistische Ästhetiker des 19. Jahrhunderts einerseits eine feine „Ästhetik der Klassiker“ und andererseits gehaltvolle dramatische Skizzen „Helden und Heilige“ schuf. Hier, in diesen Vereinzlungen, blühte Schillers Heldenidealismus auf. Die eigentlichen Schillerschen Epigonen aber besaßen nur die Form, nicht den stolzen, alle Anschauungen und die Lebensführung selbst erhöhenden und straffenden Schillerschen Geistesgehalt.

*
*
*

Nun war Schiller im Rheinland. Und damit war er gewissermaßen in die Literaturlinie eingerückt. Denn Straßburg (Herder-Goethes Tafelrunde), Darmstadt (Herders Anhänger) und Frankfurt (Goethe diesseits Weimar) bedeuten so etwas wie eine Aufmarschlinie des neuen Geistes.

Aber wie anders zog der späte Schiller in Mannheim ein! Schillers Begleiterin war von vornherein die Sorge. Der Deserteur hatte Stuttgart mit 200 fl. Schulden verlassen. Er sah sich gleich in den ersten Wochen genötigt, mit gepreßtem Gemüt seinem Gönner, dem sehr aristokratischen und sehr vorsichtigen Baron Dalberg, Intendanten des Mannheimer Hoftheaters, ein Bekenntnis seiner Notlage abzulegen. „Ich habe die nötigen Hilfsmittel nicht, die mich in den Stand setzen, meinem Mißgeschick Trost zu bieten. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamrot machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse tun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. So höchst notwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem ‚Fiesko‘ erwartete, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Schnelle

Hilfe ist alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann.“ So bat der Dichter. Aber der rührende Brief hatte keinen Erfolg. Kaltblütig lehnte der Intendant Vorschuß und „Fiesko“ ab. Letzterer sei in der vorliegenden Gestalt unbrauchbar und müsse umgearbeitet werden.

Die Art, wie der Dichter diesen niederschmetternden Bescheid aufnahm, ist bezeichnend. Er schaute lange Zeit gedankenvoll durchs Fenster und sprach kein Wort; nur aus seinem Angesicht ließ sich der Inhalt der empfangenen Antwort ablesen. Aber keine Klage wurde laut: er durchsah und beriet mit dem Freunde, was nun weiter zu tun wäre.

Arbeiten und nicht verzweifeln! In einem Gasthause zu Oggersheim nahm er billige Wohnung und arbeitete neben „Fiesko“ an „Luise Millerin“. Mit spärlichem Honorar und neuen Schulden wurde das Notwendigste bestritten; aber unheimlich mehrten sich die Kreidestriche an der Tafel des nicht eben liebenswürdigen Wirtes vom Viehhof. Der trübe Winternebel der Rheinebene legte sich auch über des Flüchtlings Gemüt. Da kam eines Tages seinen Sorgen von außen her unvermutete Hilfe. Frau Henriette v. Wolzogen, deren Sohn Wilhelm mit Schiller die Solitude besucht hatte, lud den von ihr herzlich verehrten Dichter nach ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen ein. Schiller sagt zu, bestreitet notdürftig die Gasthofs schulden und reist im eisigen Dezember vierzehn Tage lang mit dem Postwäglein nach dem thüringischen Winterdorf. In Abwesenheit der Damen empfängt ihn der Verwalter im abendlichen Hause, im freundlich-warmen Zimmer. Und zum erstenmal kann der Dichter seit seiner Flucht aus Stuttgart recht eigentlich aufatmen und ausruhen (7. Dezember 1782).

Bauerbach ist ein erster Vorschmack seines künftigen thüringischen Glückes. Denn die Familie Wolzogen war mit der Rudolstädter Familie Lengefeld verwandt: und unmittelbar durch die Wolzogens, mit Freund Wilhelm v. Wolzogen eines Herbstabends in Rudolstadt einreitend, lernte der Dichter später die Familie seiner künftigen Braut kennen. So knüpft sich ohne viel eigenes Zutun eins ans andere.

In Bauerbach hat Schiller zum erstenmal in der Fremde herzliche Freundschaft gefunden. Das richtete seinen inneren Menschen wieder auf. „Sie glauben nicht,“ schreibt er in einem seiner Briefe an die begeistert verehrte Frau v. Wolzogen, „wie nötig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinahe abgeworfen hätte. Es ist ein Unglück, meine Bester, daß gutherzige Menschen so gern in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen kalten Eisklumpen in den Armen hatte.“

Mit solchen Herzensempfindungen trat der dankbare Dichter der bald darauf aus Stuttgart ankommenden Guts herrin und ihrer sechzehnjährigen Tochter entgegen. Frau Henriette war eine noch nicht vierzigjährige Witwe, einfach, edel, von mütterlicher Güte; und ihre Lotte eine lindlich-unbefangene Blondine, „noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnißes am lauterem Spiegel ihres Gemüthes“ (Schiller). Etlliche Eifersucht auf einen angekündigten adligen Herrn flammt zwar von vornherein im Einsiedler auf; aber von einer besonders starken Liebe zu Lotte, wie ein Biograph dem andern nachredet, verraten die besten Zeugnisse — Schillers Briefe — wenig. Es sind stürmisch-zärtliche Dank sagungen an die mütterliche Freundin, nicht an deren Tochter, stellenweise sogar, vom Schillerschen Redestrom abgesehen, mit Goethes Briefen an Frau v. Stein vergleichbar. „Aus einem Tumult von Zerstreungen“, schreibt er z. B. später aus Mannheim, „fliege ich an Ihr Herz, beste Freundin, denke mich zu Ihnen in Ihr neues Stübchen hinein, wo auch ich vielleicht jetzt Ihr Gedanke bin, und erzähle Ihnen mein jetziges Schicksal. Vor allem anderen tausendfachen Dank für Ihren lieben zärtlichen Brief! Also weiß ich gewiß, daß Ihr Herz noch für mich das vorige ist. Womit beweise ich Ihnen doch, daß es auch das meinige bleiben wird?“ Mehrmals verspricht

er am Schluß solcher seitenlangen Briefe: „Unserer Lotte schreibe ich im nächsten Briefe ganz gewiß“ — tut es aber hernach doch nicht. Und Henriettens „zärtlichsten Sohn“ nennt er sich auch später noch, als ihn bei Körner bereits eine ganz andere Welt umfing.

Wir haben hier zum erstenmal ein Beispiel von Schillers umfassender, geistig gerichteter Art von Liebe. Diese Liebe, etwa Jean Pauls „Alliebe“ vergleichbar, war immer mehr Freundschaft als Leidenschaft; und seine Ehe war ein treues Zusammenarbeiten, ein gemeinsames Reisen, wobei nicht der Besitz an sich, sondern das geistige Gut, das dieser Besitz einer Gattin und einer Häuslichkeit beiden Lebenskameraden gewährt, als das eigentlich Wertvolle empfunden wurde. So verstehe man Schillers späteren Verkehr und Briefwechsel mit den Schwestern Karoline und Lotte von Lengefeld. Man hat über diesen Punkt, überhaupt über Schillers und noch mehr Goethes Beziehungen zu Frauen, viel Unzulängliches geschrieben. Der naturhafte Goethe hatte wohl mehr als Schiller eine künstlerische Sinnlichkeit als lebenslange Begleiterin: aber die dichterische Gabe der Verklärung und Vergeistigung war auch in ihm schon frühe als Gegenkraft gegen den Reiz der Materie mächtig. Und daß diese künstlerisch-sittliche Gegenkraft in beiden Dichtern die eigentlich beherrschende Feldherrnkraft geworden ist, weit über die etwas frivolen gesellschaftlichen Anschauungen jener Zeit und jede Triebverherrlichung überhaupt empor, das hebt auch hierin wieder beide Heroen von den landläufigen Bücherschreibern ab, ohne sie aber — in Pöbels biederer Art — ins Familienhafte einbiegen zu lassen. Freie Kunst und bedeutende Geistigkeit behielten die Führung.

Die Anfänge des „Don Carlos“ fallen in dies Bauerbacher Waldidyll. Und zugleich machen sich Anfänge einer Klärung und Verinnerlichung des stürmischen Theaterdichters bemerkbar. Ich denke vor allem an jenen bedeutsam schönen Brief, den Schiller an einem Aprilmorgen „früh in der Gartenhütte“ an den befreundeten Bibliothekar Reinwald nach Meiningen hinüberschrieb.

„In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in

einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr . . . Jede Dichtung ist nichts anderes als wie enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes. Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsere Empfindungen und unsere historische Kenntnis von Fremden in andere Mischungen bringen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unserer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen . . . Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Land der empfindenden Schöpfung, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobet. Er erblickt sich, sein großes unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut . . .“

Hier liegt Urweisheit. Nur ist dies All-in-einem und Eins-in-allem kein „glücklicher Betrug“, sondern die Wahrheit der Wahrheiten, von Schiller selbst mit Bewußtsein ausgesprochen, als er einige Jahre später den Dithyrambus „an die Freude“ sang und gleichzeitig in den philosophischen Briefen schrieb: „Die Natur ist ein unendlich geteilter Gott“ und „das Universum ist ein Gedanke Gottes“. Er neigte, wie man sieht, vorerst noch zu einem echt dichterischen Pantheismus. Kant war ihm noch unbekannt.

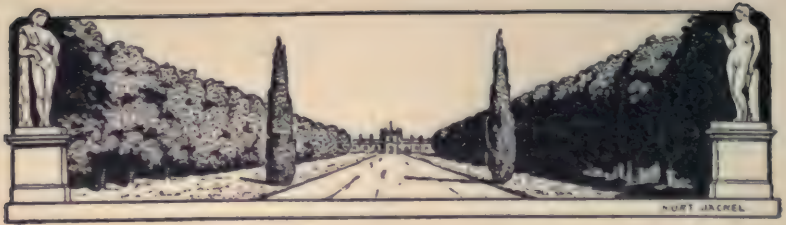
Hier liegt der Kern zu einer einheitlichen Kunstlehre, die zugleich Gottes- und Schöpfungslehre wäre. Die adelnde Liebe steht im Mittelpunkt: das große Schillersche Herz, das den Stolz der persönlichen Geistesführung einigen möchte mit gerechter Würdigung der historischen und naturhaften Außenwelt. Bei Schiller überwog das Persönlichkeitsgefühl, die Idee, die Innenwelt; bei Goethe überwog die ruhige Aufmerksamkeit auf die vielfältige Ausstrahlung des einen Lichtes, die geschäftig-liebende Beobachtung der Natur; bei Schiller das Spekulative und die sittliche Forderung, bei Goethe das Male-

rische und die wissenschaftliche Erklärung. Weiden aber lag das ernste Bewußtsein zugrunde, daß sich in einer unerforschlichen höchsten Harmonie alles das in eins zusammenläre. Dies wurde der Boden ihrer späteren Freundschaft.

Vorerst war Schiller noch weitab vom Ziel. Seine bellommene Lage preßte ihn in so naher und doch fremder Häuslichkeit erst recht. Ein ermunternder Brief des wieder anknüpfenden Intendanten lockte nach Mannheim zurück. Und eines Tages, auf einem Spaziergang mit der Freundin, wurde die Rückkehr beschlossen.

Der Abschied wurde beiden Theilen schwer. Frau von Wolzogen, die er später von Weimar aus noch einmal besuchte, starb schon 1788 an schwerem Krebsleiden; und die kleine Lotte folgte ihr, nach kurzer Ehe, im Jahre 1794.





Briefe von Frau von Kalb an Jean Paul

Was ich Gutes haben mag, ist durch einige wenige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden; ein günstiges Schicksal führte mir dieselben in den entscheidenden Perioden meines Lebens entgegen; meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens.

Schiller, an Gräfin von Schimmelmann,

23. November 1800.

Vorbemerkung. Es ist beachtenswert, wie sich in Schillers Leben immer neue Führungen von außen her einstellen, sobald er sie auch innerlich braucht. Kaum hat sich die hilfreiche Bauerbacher Episode mit Frau von Wolzogen und ihrem Töchterchen Lotte überlebt, so knüpft sich — eben durch Wolzogens und Reinwald, also vom Thüringer Aufenthalt her — die Bekanntschaft mit Frau Charlotte von Kalb an. Und kaum droht diese Herzensfreundschaft zur Leidenschaft zu entarten, so stellt sich Körners Brief ein und entführt ihn nach Sachsen. Und als die dortigen Anregungen stocken, so zieht der Dichter — der in Darmstadt von Karl August zum „weimarischen Rat“ ernannt worden — zu strenger Arbeit nach Weimar, wo zwar wieder, aber in anderer, arbeitssamer Stimmung, das Verhältnis zu Frau von Kalb die Fortsetzung bildet, bis dann Lotte von Lengefeld in günstigem Zeitpunkt die endgültige Begleitung übernimmt. Als bedeutendste Einwirkung von außen findet dann wieder nach einigen beruhigenden Ehejahren Schiller den größten Mann der Zeit, Goethe, nachdem schon vorher in entscheidender Stunde die dänische finanzielle Unterstützung eingegriffen und des Dichters Genesung gefördert hatte.

Eine dieser fördernden Genien war Charlotte von Kalb, geb. Marschall von Ostheim. Diese gefühlvolle Phantasiennatur hatte schon in

jungen Jahren schwere Familienschicksale durchgestoßen und war ohne Neigung dem Offizier Heinrich von Kalb vermählt worden, dem sie nach der Pfalz folgte. Ihre Begegnung mit Schiller, dessen Erstlingswerke sie kannte, war auch für sie ein Ereignis. „Sie, deren Leben Entfagung gewesen, gewann zum ersten Male eine Ahnung von seinem Werte, und in dem in hohen Idealen lebenden Geist des jungen Dichters erkannte sie die Offenbarung ihrer eigenen Sehnsucht“ (Berger).

Die folgenden Briefe an Jean Paul gestatten einen Einblick in das Innenleben dieser nie beruhigten Natur. Um 1790 löste sich das Verhältnis zu Schiller; sechs Jahre später trat dann der Dichter des „Hesperus“ in ihre Welt. Die Briefe an Schiller sind vernichtet; aber so etwa wie die folgenden Briefe dürfen wir uns auch deren Tonart vorstellen. Sie war herrlich als Anregerin, wie ja auch vornehmlich sie es war, die den abseits sitzenden Jean Paul nach Weimar rief und ihm dadurch wichtige Erlebnisse verschaffte. Sie war herrlich, sagen wir, als Anregerin; aber unzulänglich als Erfüllerin. Denn sie hat nie sich selber gefunden; es strahlte keine geschlossene Ruhe und beruhigende Kraft von ihr aus. Immer Projekte, auch merkantilischer Art, in die sie sogar Jean Paul hineinzuziehen suchte, seine Vermittlungen erbittend; bis in späteste Jahre ihres langen Lebens beschäftigte sie sich mit immer neuen Plänen, wobei die letzten Jahrzehnte — von 1821 bis 1842 — durch ihre Erblindung vollends belastet waren. Und immer mißglückten die Projekte! Sie besaß zu fester Sachlichkeit und besonnener Erwägung des Möglichen und Bezwingbaren nicht genügend Konzentrationskraft.

Es ist etwas ungart, Briefe, in denen ein gemütsheftiges Weib die Initiative hat und einen Mann um Liebe bestürmt, mitzuteilen, zumal ein krankhafter Zug in der auch körperlich vielfach leidenden Frau nicht zu verkennen ist. Aber so erweist es sich doch wohl am greifbarsten, wie notwendig es war, daß sich der reisende Schiller diesen sehnfüchtigen Verworrenheiten einer genialischen Natur entzog.

Die folgenden Briefe sind der Ausgabe von Herrlich entnommen (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1882).



1.

Weimar [Montag], den 29. Febr. 96.

In den letzten Monaten wurden hier Ihre Schriften bekannt; sie erregten Aufmerksamkeit, und vielen waren sie eine sehr willkommene Erscheinung. Mir gaben sie die angenehmste Unterhaltung, und die schönsten Stunden in dieser Vergangenheit verdanke ich dieser Lektüre, bei der ich gerne verweilte, und in diesem Gedankentraume schwanden die Bildungen Ihrer Phantasie gleich lieblichen Phantomen aus dem Geisterreiche meiner Seele vorüber.

Oft ward ich durch den Reiz und Reichthum Ihrer Ideen so innigst beglückt, dankbar ergriff ich die Feder. Aber wie unbedeutend wäre dies einzelne Zeichen von einer Unbekannten gewesen! Also untersagte ich mir, an Sie zu schreiben, bis in einer glücklichen Stunde ich Ihr Lob von Männern hörte, die Sie längst kennen und verehren. Dann ward der Vorsatz von neuem in mir rege. Jesu ist es nicht mehr die einsame Blume der Bewunderung, die ich Ihnen übersende, sondern der unverwiltliche Kranz, den Beifall und Achtung von Wieland und Herder Ihnen wand!

Wieland hat vieles im Hesperus und Quintus ausnehmend gefallen, er nennt Sie unsern Boril, unsern Rabelais; das reinste Gemüt, den höchsten Schwung der Phantasie, die reichste Laune, die oft in den anmutigsten, überraschendsten Wendungen sich ergießt, dies alles erkennt [er] mit inniger Freude in Ihren Schriften.

Vor einigen Tagen lasen wir in Gesellschaft das Programm vom Rektor Freudel. Sonst wirkten Satiren, auf mich wenigstens, beschränkend. Mit kaltem Sinn, selbst in der Dämmerung, schwingen die meisten die Geißel der Satire willkürlich, oder der gereizte Affekt bewaffnet ein Vorurteil gegen das andere.

Ihrem Blick hingegen hat sich ein weiter Horizont eröffnet, Ihr Herz achtet jedes Glück der Empfindung, jede Blume der Phantasie. Es ist eine helle Fackel, mit der Sie die Torheiten und Unarten beleuchten, und Scherz, Gefühl und Hoffnung folgen stets diesem Licht Ihres Geistes.

Sie finden hier noch mehrere Freunde, deren Namen ich Ihnen auch nennen muß: Herr von Knebel, der Übersetzer der Elegien von Propertius in den Horen, Herr von Einsiedel und von Kalb.

Ihre Schriften gehören zu ihrer Lieblingslektüre, die noch lange ihr Lesepult zieren. Ja wir hoffen, daß bei dieser Empfänglichkeit für Welt- und Menschenkenntnis und diesem Talent, seine Individualitäten zu zeichnen, Sie uns noch viele Werke Ihrer Feder schenken.

Leben Sie wohl, beglückt durch die Freuden der Natur, erhöht durch die Genüsse der Kunst, und machen uns mit Idealen bekannt, die den Dichter ehren und den Leser veredeln werden!

Charlotte von Kalb, geb.
Marschalk von Ostheim.

2.

Weimar [Sonnabend], den 26. März [1796].

Eben habe ich Ihre Blumenstücke erhalten. Ich bin heute nicht ganz wohl, wie von einem dichten Nebel ist meine Seele umgeben, und doch wage ich es, die Feder zu nehmen und ohne Vorbereitung oder kalte Erwägung die ersten Einfälle und Eindrücke dieser Lektüre Ihnen mitzuteilen.

Ihren Brief will ich Ihnen mündlich beantworten. Ich freue mich, Sie persönlich kennen zu lernen; schreiben Sie mir, wenn Sie kommen wollen, aber kommen Sie keinen Tag später. Der Mensch, dem das Erwarten eine so schmerzliche, tödende Sache ist, hat nach meiner Erfahrung viel gelitten. Noch eine Bemerkung: Ich fand meist den Geist und Verstand der Männer völlig ähnlich im Umgang, den ich mir aus ihren Schriften machte [?], aber im praktischen Leben war's ein ganz anderes Wesen. Auch auf [?] den Stärksten, und just bei dem am tiefsten, nimmt doch endlich die Organisation das Gepräge an, welches das Schicksal ihm aufdrücken will; und das ist der sichtbare Mensch (wer aber nur den mindesten Glauben an etwas Ewiges, Unsichtbares hat, gewinnt durch jedes Leiden, jede Erfahrung), der oft viel verloren zu haben scheint. Aber tief in der schweigenden Brust ruht doch noch das Ideal seines Glücks,

immer wird's affekt- und farbenloser, bis sie endlich ganz verschwinden, und die Idee nur zuletzt der Geist unseres Lebens ist. Sie haben mich verstanden, ob ich gleich zwei Ideen verband, die zwar verwandt, aber doch eine bestimmtere Zeichnung gefordert hätten. Über dies mündlich.

Ich habe Ihr Buch vollendet den 28. März früh um 11 Uhr. Am Sonnabend las ich die Vorrede und die beiden Blumenstücke, die Vor- und Nachrede ist ganz allerliebft, jetzt las ich es wieder, und dann lese ich sie Herdern vor, wenn ich einmal einen recht lieblichen, heiteren Tag habe. Aber ich lese es auch mit Ihnen; Ihnen kann man nichts schreiben, bei Ihnen sind alle Gedanken und Sie ahnen sie von fernem. Ach wie viele vergangene Ideen meiner Seele habe ich in Ihren Schriften wiedergefunden, wie viele neue, belebende, erquickende haben Sie mir gegeben! Sie sind — schreiben; ich bin — lese! Wir werden sein! —

Das erste Blumenstück — Michel Angelo! Diese Vorstellung in einer Kirche — etwa in der Universitätskirche in [S]ena vorgelesen, mit einem klingenden, kraftvollen Organ, welche Wirkung würde sie auf die Gemüther hervorbringen! Sie fordert eine deklamatorische, fast dramatische Darstellung. Die Phantasie ist kühn, und, wie mich dünkt, die Komposition harmonisch; ich will es aber wiederlesen, und auch mit Ihnen. Das zweite — wie oft ist mir nicht der Name Raffael in Goldglanz wie der Name Deus über Heiligenbildern meinen Augen vorgeschwebt! Und das Ende — ja wohl ist es wahr — zwei Kinder schon habe ich beweint. O wie eifern sind deine Befehle, Natur, dem Mutterherzen! Durch ihre Seele drang ein Schwert, die Mutter wird mit ihrem Kinde begraben, und wie belebt durchdringt gleichsam die Seele wieder die nachwandelnde Gestalt, wie sie vormals tat, als der Liebling noch in ihren Armen ruhte. Meine Phantasie hat noch erblickte Bilder, die ihr der Schmerz gezeichnet hat.

Siebenkäs — mir war gestern schwer zumute, ich hätt's nicht lesen sollen und kann also heute nicht urteilen. Ich glaube, ich habe das Tableau nicht recht gesehen, die Figuren waren mir nicht deutlich; freilich ist's auch ein Dornenstück, aber es dünkt mir doch, es

fehlt ihm an Reife, und alles reißt die Zeit (die auch alles verstellt). Es sind angenehme Dinge mitunter, voll Natur und Seele, andere aber auch etwas krank und krampfhafte; die Bettlerszene groß-possierlich. Einige Worte hätte ich gern weggewischt, denn ich bin auch manchmal überfein und lese mit allen fünf Sinnen, aber es [ist] ja ein Dornenstück. Vergeben Sie meine Bemerkungen und sagen mir, worin ich irre.

Der Brief von Leibgeber — c'est un délire du génie, wie oft viele Stellen in Ihren Schriften, das muß auch vorgelesen werden.

Der Brief von Viktor — es ist ein Wort des Werde, des Geistes, der über dem Chaos schwebt. Dies ist auch die Religion meines Geistes, meines Herzens, aber das Fleisch ist schwach. Aber jeho werden's doch immer mehr und mehr nur Fehler der Übereilung, der Ungeduld, wenn ich darben muß und glaube, vor Hunger und Durst zu sterben. Ich weiß doch jeho, was mir fehlt. Jeho will ich nichts mehr darüber sagen, sondern nur zwei Stellen anzeichnen, die eine war 209 — solche Tage, solche Monate habe ich erlebt, und pag. 206. „Und als ich gen Himmel sah.“ Wo, wann haben Sie diesen großen, göttlichen Gedanken zuerst gedacht? Ach, ich muß eilen, es schlägt fünf Uhr, Iffland spielt heute hier im Hausvater von Gemmingen und bleibt drei Wochen. Ist Ihr Geburtstag den 10. April, so bin ich älter wie Sie. [Ch. war am 25. Juli 1761, Jean Paul am 21. März 1763 geboren.]

Mir ahnen zwei Dinge von Ihnen, eins ist vorüber, das zweite wird noch kommen, die Art nämlich Ihrer künftigen Arbeiten — aber ich darf's nicht sagen — sonst wäre die Ahnung nicht mehr. — Nicht wahr, niemand, niemand sieht meine Briefe?

Charlotte von Kalb
Marschall.

4.

[Mitte Juni 1796].

Wenn Sie auf heute mittag von niemand gebeten sind, so kommen Sie lieber zu mir, als daß Sie unter Fremden im Gasthose wären. [Jean Paul war am Freitag den 10. Juni in Weimar angekommen.]

Charlotte Ostheim.

5.

[Mitte Juni 1796].

Sie haben doch wohl geschlafen? Die Freundschaft hat Ihnen ja diese Ruhestätte bereitet — mir ist's wirklich sehr lieb, daß ich Sie nicht mehr im Gasthof weiß. Ach, sind wir nicht immer in Gast- und Fleischhäusern, wo alles nur aus grobem Interesse getan wird! Das mordet das Herz. Sie haben mir auch gesagt, daß Sie gar nicht leben könnten, wo man nicht als Wesen an Sie Anteil nähme; ich verstehe es. Unter Guten wird man gut, unter Liebenden glücklich. Kommen Sie heute ja bald zu mir, sagen, schreiben Sie mir aber den Augenblick, damit ich nicht warte. Alles Warten zerstört mich; ich habe lieber Schmerz des Körpers und der Seele als Warten. Ich habe Ihnen sehr viel zu erzählen: 1. von der Herzogin, 2. daß ich Ottos Brief, den neuesten, den Sie schreiben, lesen muß, (3. P. schreibt darüber: ne vetam ihn nisi), 3. daß ich eine Schrift von Hamann haben will, 4. daß ich eifersüchtig bin, 5. daß ich jeko gern stehle, — 6. daß H. v. Dertel morgen mittag mein Gast ist, wenn es ihm angenehm ist, unter uns zu sein. Herders, Böttiger, Knebel werden da sein. Ich bitte ihn auch, seiner Fräulein Schwester zu sagen, daß sie den Nachmittag komme.

Ich wüßte noch manches Parifari, aber ich hab's wieder vergessen. Ich glaube, man wird Sie hier nicht fortlaffen. Ich lasse Sie fort — bei mir muß alles so notwendig sein wie die Geseze der Natur — Leben und Tod — Leben und —

Dsthheim.

6.

Heute abend wird niemand bei mir sein, Sie kommen also auch nicht. Werde ich Sie morgen abend nach sechs Uhr bei mir sehen? Bis um acht Uhr bin ich zu Hause; ich möchte Ihnen gerne den Brief vorlesen. Sie sind doch wieder wohl?

Eh.

7.

Sind Sie Ihres Versprechens eingedenk? Kommen Sie heute und um welche Minute? Ich habe Ihnen viel zu sagen.

Charlotte R.

8.

Ich werde um fünf Uhr zu Herbers kommen. Die Erde trägt mich geduldig, und den Himmel, den fand ich im äußersten wieder in Ihren Schriften und die Quelle des Ewigen in Ihnen. Sie sind kein Magnet; wer, wer darf so lästern? — Ich grüße den Unsterblichen.

Nun folgt ein außerordentlich bezeichnender Brief:

9.

[Freitag], den 17. Juni [1796].

Diesen Morgen erwachte ich, es dämmerte noch, aber ich konnte die Farben um mich unterscheiden. Ich bin auf Dein Billet sehr verlangend — und ich schreibe, ehe ich es bekomme, damit ich, soviel ich kann, nüchtern schreibe. Ach, mein Gott, da ist Dein Billet, ich habe schmälern wollen über die Stunde von gestern von 8. 9, der Teufel mag's nun tun [Jean Paulsche Wendung]. Aber um Gottes willen, zeige Dich keinem andern als mir; alle, die Dich fassen, werden für Dich sterben wollen. [Bis hierher in diesem Briefe hat Ch. jedesmal die Worte „Dein, Dich“ ausgelassen und dafür einen Gedankenstrich gesetzt.] Nein, um Gottes willen nicht; wie in einem Spiegelzimmer stehst Du da und wirfst über alle Deine Gestalt, blickst aus ihr mit Deinem Geist, Gemüt; aber wir, wir sind keine Spiegel, so glatt und kalt, nein, nein, nein! Eine idealische Schilderung liebt die Seele, einen idealischen Menschen liebt das Herz — und will es, und will es, und will ihn. Lieber, rede mit der Schröbern [Corona], sie hatte auch gestern sich Mühe gegeben und für Dich schön gesungen. Sie zieht mich herab, ich gehe nie allein mit ihr, aber sie ist mir gut. Die Im[hof] ist ein Kunstfräulein, sie kann alles mit Kunst, ihre Mutter hat sie aber gewiß — pfui, ich will aufhören, es ist häßlich von mir, abscheulich. Gerne zerriß ich dies Blatt; aber ich hab' keine Zeit mehr — ich habe keine Zeit mehr; ich fahre heute noch nach Jena. Knebel kommt dahin und Sie — und Sie — ich will morgen schon wieder schreiben. Der Knebel hat Sie sehr lieb — er war gestern ordentlich schöner, das heißt, es war so ein Widerschein auf seinem Gesicht von seinem

Gefühl für Dich, dies gefiel mir; gehen Sie zu ihm, zu Böttiger, der Ihnen alles zu Gefallen tun wird. Morgen gehen Sie mit Böttiger in die Komödie, zu Herder, Einsiedel; alle Welt will ihn haben, bei Gott, alle Welt. Nein, nein, nein, sie soll ihn nicht haben oder ich will vergehen; ich will erst vernichtet sein, dann kann sie ihn haben! Wie oft war ich nicht schon vernichtet, wie oft! Ach, nichts als die allerfeinste Diät der Seele, die reinsten, wärmsten Genüsse können mich wieder bessern und erquicken in dem Dreiklang Otto [3. P. s Freund], Jean Paul und Lotte. Sie stehen zwischen uns, so, glaube ich, können reine Harmonien, da fließt der Strom des Lebens silberhelle vorüber.

10.

Jena [Sonntag], den 19. Juni [1796].

Ich fuhr schweigend herüber — vergaß in Röttschau [?] nicht, aber matt, widrig war der Frant, diesmal ärgerte es mich. Ich ging ins Gartenhaus, wo meine Tante wohnen soll, es gefiel mir nicht, es drückte mich schwer, daß sie so vielleicht ihre Tage beschließen sollte. Ich war ernst, ging zu Schiller. In einem Monat erwartet sie ihre Entbindung, sie leidet durch Krämpfe, er auch wohl; wohl sind sie beide nicht. Man fragte mich nach Weimar; ich sagte, R[ichter] sei da. Er hat Sie in Ihren Schiften nicht erkannt, und sie kann es nicht. [Da haben wir wieder die damals übliche Unterschätzung der unphantastischen Gatte.] Das wußte ich schon, im Ton merkte ich's wieder. Ich sagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Tone: Er ist sehr, sehr interessant. Ja, sagte Schiller, ich verlange auch, ihn kennen zu lernen. Aber dies mündlich. So bald müssen Sie ihn nicht besuchen. Er muß Sie erwarten, und der Eindruck, den Sie auf die Menge machen, muß ihn von dem Geist und beglückendem Sein Ihres Wesens überzeugen; nein, ich streiche es wieder aus, so ist er nicht, aber sehr von seiner Individualität — mehr mündlich.

Schlegel kam, sein Gesicht ist gut, aber nicht originell, und mich dünkt, viel Firnis der Bildung und Welt über diesem Gesicht. Ich ging, sie erwarteten Voss, den Dichter. Nun war ich allein im Gartenhaus; hier fühlte mein Herz dieselbe Sehnsucht, dasselbe stille

Andenten. Ich habe zum Glauben an diese Ewigkeit noch nicht Kraft genug — die Erfahrung und mein Anwert — ernstlich, so ist's. Guter — — zu gut! — — Ich kann heute keinen Gedanken vollenden, ich habe nicht viel geschlafen. Heute wird man die Operation vornehmen, die Kinder sind schmerzlich bewegt. Der Sohn hat mir gestern einen Schmerz ausgedrückt, der mein Herz gewaltig zusammenzog, aber weinen kann ich nicht. Der Arzt soll, nachdem er das Übel besehen, bedenklich worden sein. Sie [die Freundin] war voll Ruhe und himmlischer Resignation, über allen Ausdruck liebenswürdig; ich muß mich ankleiden, ich muß hin.

Um 10 Uhr. Hier bin ich wieder mit ihren Kindern, ich sprach sie, die Natur [?] ihrer Handlungen steht für ihr. Das Übel, was sie verhindert, nicht das Gute, was sie getan, ist ihr Trost. Sie war ganz still und freut sich der ewigen Liebe, die das reife Alter so wenig verlassen wird als den Säugling. Wenn wir die Menschen und sie unserer nicht mehr bedürfen, dann sinken wir wieder in die Arme des Vaters der Natur. Es ist ein ganz eigener Blick und Gefühl, mit dem man die Natur vor einer Gefahr ansieht. Mein Bruder wollte die Sonne aufgehen sehen, ehe er stürbe; als sie herauf kam, lag er dem Koppe, der in Hannover gestorben und damals in Göttingen war, im Arm. Heiliger Gott, rief er aus, und erblaßt sank er dahin. [Dieser Bruder starb als blutsunger Mann 1782.]

Was soll ich über Ihren Brief sagen? Die Sehnsucht fühlt ich auch, als ich ihn las. O, hätte ich sie noch gewaltiger empfunden! Ich weiß gewiß, daß Sie gestern einmal sehr lebhaft an mich dachten, vielleicht war es in der Komödie; es war mir oft so, und ich war nicht hier. Wie unendlich schön — nur durch ein ganzes Leben, nur hin durch eine ganze Ewigkeit kann man solche Gesinnungen verstehen lernen und für sie dankend sein. Ich bin so gar nichts, daß auch nur in diesem ganz mich umwehenden Bewußtsein ich mein Dasein bemerken kann, und in diesem stören mich die Worte: Beste, Gewaltige, und können mich kalt und hochmütig machen. Goethe hab' ich immer wahr gefunden in seinen Äußerungen. Die Zukunft wird's Ihnen zeigen. Sie sind ein Wesen, das ihn inter-

effieren muß. Es ist $\frac{1}{2}$ 12 Uhr. Die Schüler singen eben auf dem Markt die Arie: „Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen.“ Die Operation [der Freundin, wegen der sie nach Jena fuhr] muß vorüber sein; ist's eine Ahnung, ist sie nicht mehr? Es ist vorbei — sie lebt und hat geredet.

11.

Jena [Donnerstag], den 23. Juni [1796].

Am Sonnabend erhielt ich einen Brief von Sie; am Sonntag schrieb ich; auf diesen hab' ich noch keine Antwort erhalten. Ist's möglich, so noch, so lange zu schweigen?

Mein Gott, da schickt mir Einsiedel Ihren Brief. Ist denn ein Brief verloren gegangen von Sie an mich? Ich hab' Ihnen nur einmal geschrieben, und diesen Brief gab Ihnen die Herdern. Meine Seele ist immer um Sie. Ich bin zerstreut, aber auch gesund, heiter und sehnsuchtsvoll; den 26. oder 27. kommt mein Mann nach Weimar, — — ich hab' Ihnen ein lustiges Projekt mitzutheilen, wenn's Ihnen gefällt, wollen wir's ausführen.

Schiller kann Ihre Ankunft nun nicht erwarten. Goethe muß sehr interessant von Ihnen geschrieben haben. [Wgt. W. n. W., Bd. IV, S. 177 ff.] Ich kann nicht schreiben, ich bin durch Ihren Brief beklemt; ich verdiene nichts und ich habe das Höchste, was im kühnsten Flug meine Seele sich nur ersinnen konnte.

O, zweifle nicht länger!

Charlotte.

In Eil.

Dieser Brief ist gestern durch mein Kindchen vergessen worden, es tritt oft ein besseres Genie zwischen uns. Heute schicke ich das ganze Palet ans Tor, damit ein Wanderer es mitnehme. Ich bin nicht immer mit mir zufrieden. Das Leben ist mir hier zu lau, das erschlaft mich; wie wird's werden mit der Zukunft, wie wird's werden?

Ja, wir werden uns allein sprechen; wir wollen die Täler und Berge besuchen und auf dem hohen Dach unter dem Sternenhimmel verweilen. Adio.



Charlotte von Kalb

[Unter den späteren Briefen fällt uns z. B. folgendes Billett auf, das in die kleine Klatschwelt Weimars — wovon wir in dem Aufsatz „Schillers Ehe“ (W. n. W., Bd. III, S. 1 ff.) bereits eine Probe erhielten — einhorchen läßt:]

Gestern waren Wolzogens bei mir; ich begreife nunmehr das Gespräch zwischen S[chiller] und G[oethe], und somit hat es auch eine ganz andere Auslegung.

Lassen Sie nur nie erfahren, wer es Ihnen gesagt, man würde dieser Person sehr schaden. Verbrennen Sie dieses Blatt! Darum schreibe ich auch sonst nichts mehr. Leben Sie wohl! Ch.

Und dann lernen wir diese Frau von ihrer leidenschaftlichen, fassungslosen, stürmisch andringenden Seite kennen:

31.

Ich fange an zu zittern und Todeskälte umfaßt mich. Ich kann nichts tun, bis ich weiß, ob Sie den Abend kommen. Schreiben Sie bald, damit ich weiß, ob ich auch schreiben und arbeiten kann. Oder ob — — ach — denke Dir das Widrigste, das ist es. Die Billette, die so spät kommen, sind immer Todesboten. Was ich zu sagen habe, ist sehr bedeutend. Mich hat ein Wort mit dem ganzen menschlichen Geschlecht bekanntgemacht und mich in ein anderes Verhältnis mit ihm gesetzt, bei dem es ewig bleibt. Deiner Seele darf es nicht verborgen bleiben.

Meine Seele wird ruhig sein. Ich werde aber auch diese Wahrheit sagen von mir und andern, und es wird, was ich einst sagte, ein Testament. Sie werden von nichts hören als [was] von der Wahrheit, der Güte kommt. Ich will dann auch lange keinen Besuch von Ihnen erwarten; so wollen, wollen Sie mich auch nie wiedersehn! — Ch.

32.

Ich habe kein Auge geschlossen. Diese Stelle in dem Billett: „Warum erlaubst — die Bedingungen — zeigen kann“ hat mir alle Rast genommen. Hab' ich denn diese Bedingungen je gefordert — nenne sie mir, damit ich es beantworten kann!

Es stehet ein Fragezeichen zu Ende, und ich weiß nichts und kann nichts beantworten.

Ich habe heftiges Kopfsweh. Ich wünschte, daß mir dieses Rätsel endlich gelöst würde. Ich bin auch fest und gehe von keiner Wahrheit, keinem Vorsatz und keiner Überzeugung ab. Ewig will ich sein, was ich bin — und mein Herz und meine Seele, meine Natur, nie, nie wieder verleugnen!

Ch.

Kommen Sie diesen Vormittag zu mir und bestimmen mir die Stunde! —

33.

„Daß ich meine Lippen auf die Wunden Deines Herzens legen werde. Sei still, liebe Seele!“ Ich habe seit gestern um 10 Uhr nichts anderes gedacht.

„Werde ruhig und hoffend!“ Bei der ewigen Wahrheit, bei meiner Seligkeit, ich will es werden. Prüfe Dich nur, was Deine Liebe für mich Dir ist. Ob sie Deinem Herzen unentbehrlich ist, ob sie unendlich ist. Es ist mir, als hörte ich nur meine Liebe. Von einem mächtigen Geist vernichtet zu werden, ist viel erhabener als die höchste Ehre, Genuß und Fülle, so die Welt geben kann. O nimm mich auf, damit ich sterben kann, denn ich kann entfernt von Dir nicht leben und nicht sterben.

Heiliger Gott, gib deinem Unsterblichen alles — alle die Seligkeit, die deine Erschaffenen entbehrten, alle die Seligkeit, die sie verkennen! Gib ihm mein Herz, gib ihm meine Wonne! Laß mich nur in seiner Nähe, daß ich sein Antlitz schaue! Laß mir den Schmerz, laß mir die Tränen um ihn!

34.

Nch komme, ich beschwöre Dich um meine Seligkeit, komme jeso, Du wirst Ruhe finden! Laß mich nicht in den fürchterlichen Leiden allein! Bis den Abend kann ich's nicht tragen. —

Lieber den Tod.

Ch.

35.

Kommen Sie ja! Sie müssen mich hören! Ich schreite fort; ich bin unveränderlich bis in Tod! Bis in Tod!

* * *

Hier ziehen wir in ernstem Mitgefühl den Vorhang wieder zu. Und was sagt Jean Paul, der Vielumworbene, zu alledem? Anfangs blieb er von dieser bedeutenden Frau nicht unberührt. Aber am 28. Dez. 1798 schreibt er an seinen Freund Otto: „Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften. Sene Frau — künftig heiße sie die Titanide, weil ich dem Zufall nicht traue —, die von Weimar zuerst nach Hof an mich schrieb, die ich dir bei meinem ersten Hiersein als eine Titanide malte, mit der ich, wie Du weißt, einmal eine Szene hatte, wo ich, wie in Leipzig, im Pulvermagazin Tabak rauchte, diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heiraten und sich scheiden. Nimm meinen Leichtsinns nicht falsch . . .“ „Kurz, nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war (er achtet sie tief und höher als die Beck und küßte sie sogar im Feuer, neben seiner Frau) und als der Widerschein dieser Altnaflamme auf mich fiel, sagte sie mir es gradezu.“

Aber Jean Paul setzte der „hohen, heißen Seele“ ein Nein entgegen.

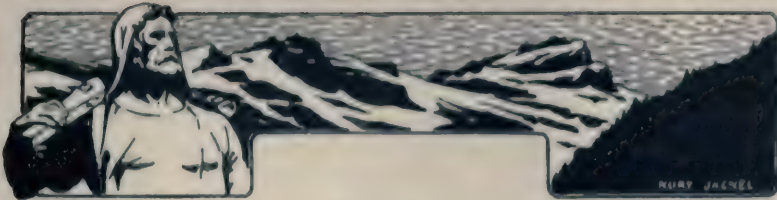
Zwei Züge in all diesen Briefen sind durchgehend: die kleinen Lockungen, womit sie ihm häufig andeutet, sie hätte ihm Näheres, Wichtiges mündlich zu sagen; dann die öfteren Andeutungen ihrer Kopfschmerzen. So verstehen wir auch Lottens von Lengsfeld Bemerkungen aus der Brautzeit, wo es sich gleichfalls um einen Kampf mit der erregten Frau handelte, z. B. (11. Febr. 1790): „Gestern waren wir bei der Stein. Die R. ließ sich melden. Du hast keinen Begriff, wie sie aussieht und tut . . . Sie sah aus wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist, so erschöpft, so zerstört . . . Sie klagt über den Kopf; sie sah unter uns wie eine Erscheinung aus einem andren Planeten und als gehörte sie gar nicht unter uns. Ich fürchte wirklich für ihren Verstand.“

Man muß vieles im Wesen dieser leidenden Frau, die ja später völlig erblindete, aus ihrem Organismus erklären. Sie hat Schweres

durchgelitten. Auch endeten ihre Beziehungen zu Schiller und zu Jean Paul und deren Frauen nicht mit einem Bruch: vielmehr blieb im Lauf der Jahre eine teilnehmende Freundschaft dauernd zurück.

Der klare Schiller kannte ihre Wesensart freilich ganz genau, wie aus mancher Briefstelle hervorgeht, und verhehlte sich nicht, daß „ihr gespanntes freudloses unerquickliches Dasein“ ihm „keine gute Stimmung“ gab (an Goethe, 6. April 1798). Aber noch sein letzter Brief an Frau von Kalb (1802, 21. Jan.) tönt in freundschaftliche Worte aus: „Niemand kann mehr als ich wünschen, daß Ihr Leben immer heiter und froh sein möchte, und was die aufrichtigste Freundschaft dazu beitragen kann, das ist Ihnen von seiten meiner gewiß.“





Tagebuch

Sealsfield. Wer ist Sealsfield? Einer von jenen wenig bekannten deutschen Geistern von Weitflug, die unsren Erzählern eine Auf-
frischung und Stärkung bedeuten könnten; einer, in dem Blut vom Blute
eines Forster oder Alexander von Humboldt, eines Trelawny oder
Byron rollte: ein Weltfahrer, der eigentlich Karl Postl hieß und das
Geheimnis seines Namens schweigend mit ins Grab nahm.

Der letzte Zug allein schon beweist eine ungewöhnliche Geistesstärke.
Dieser Österreicher — geb. 1793 zu Poppitz (Mähren) — war bis 1822
im Kloster, entflohen dann nach Amerika, durchstreifte besonders Louisiana
und Texas, lebte abwechselnd in Paris, London und zuletzt dauernd in
der Schweiz; und schrieb meisterhafte, markige Reisebilder und ameri-
kanische Romane, wovon man z. B. das „Rajütenbuch“, den „Squatter-
Regulator“, den „Virey von Mexiko“ überall leicht erhalten kann
(Reclam, Hendel, Meyer). Er starb in Solothurn, nach langer Krebs-
krankheit, am 26. Mai 1864, nur bekannt unter dem Namen Sealsfield,
niemals sich offenbarend, auch nicht seinen Eltern oder Verwandten. Er
war sein Leben lang eine einsame Natur, unverheiratet. „Ich befinde
mich am wohlsten,“ schreibt er einmal (1846) an seinen Stuttgarter Ver-
leger, „wenn ich unbekannt und unbeachtet meinen Grillen und Wegen
nachgehen kann. Ein paar Freunde, das ist mein höchster Wunsch —
gleichviel ob männliche oder weibliche — das Nötige zur Bestreitung
meiner mäßigen Bedürfnisse — und für das weitere gebe ich nichts“
(Hamburger, Sealsfield-Postl, Wien 1879).

Sealsfield gehört, was innere Kraft anbelangt, zu unsren bedeu-
tenden Prosaisten. Seine Romane sind in kraftvoll-sachlicher Sprache
geschrieben; in ihrer Mitte steht gewöhnlich eine wuchtige Charakter-
gestalt; die Psychologie ist bedeutend, und bedeutend die Darstellung
nationaler Gegensätze und des Landschaftsbildes (Prärie, Urwald). Alles
an diesem Schriftsteller ist echt; und wenn er auch oft breit wird und

gedrängte Komposition nicht seine Stärke ist: man wird über das Platte der bloßen Unterhaltung hinausgehoben, es ist immer eine innere Spannung, eine Verhaltenheit des Gefühls in diesen erlebten Bildern. Seine Weltanschauung ist weit und duldsam, von scharfem Blick für das Besondere der Erscheinung. Ein Realist, künstlerisch nicht umfangreich, aber im guten Sinne des heutzutage verarmten und verengten Wortes.

Was für eine Prachtgestalt ist z. B. dieser Squatter-Regulator Nathan!

„Eine Ehrfurcht gebietende Gestalt, an der wenigstens achtzig Jahre vorübergegangen sind, wahre Riesentrümmer; die Züge stark hervortretend, massiv, antik, beinahe grandios; die Stirn, Wangen wie mit Eisenrost und Moos überzogen, aber nicht abgelebt, nicht widerlich, im Gegenteil, man sieht mit einer Art Ehrfurcht in dieses bemooste, wie rostige Antlitz und die grauen Augen, deren fester Blick noch zahllosen Squatter-Fährlichkeiten ruhig die Stirn bieten zu können verspricht. Ein herrliches Exemplar eines Squatter-Häuptlings. Und ein herrlicheres Bild, wie er jetzt, den Grafen auf der einen Seite, die Tochter auf der andren, den Stufen zugeht. Es ist etwas ungemein Liebliches in dem Kontraste, den die drei darbieten, der Delikatesse, mit welcher der Graf und seine Tochter an ihrem alten Freunde hängen. . . . So müssen die alten Patriarchen gedacht, gesprochen, gehandelt haben: mit dieser Kraft, Natürlichkeit und Gott vertrauendem Sinne.“

Ihm, dem gräßlichen Freunde, hält der schwere, eisenblütige Hinterwäldler eine Eischrede, die also anhebt:

„Habe von achtzig Jahren fünfzig verlebt, ohne zu kennen, was man einen Herzensfreund, einen sich selbst vergessenden Freund nennt, einen Freund, treu bis in den Tod. Hatte zwei Freunde, auf die ich mich immer verlassen und die mich auch nie verlassen. Und war der eine der große Freund droben, und war der andre mein Selbst. Und waren das die beiden einzigen wahren Freunde, und kalkulierte nicht, daß es noch einen dritten geben könne. Gab aber einen dritten, und zwang sich dieser dritte in mein Herz ein und meine Seele, und lehrte mich etwas kennen, das ich auf dieser Erde nicht kennen gelernt hatte: wahre Freundschaft.“

Die Räuber. „Karl Moor bildet den Übergang vom Satan [in Miltons Epos] zu einer ganzen Gruppe von Helden im 19. Jahrhundert: zu den Helden Byrons, der nun wirklich in gleicher Richtung des Geistes als der dritte neben Milton und Schiller tritt. Der ganzen gefeslich bestehenden Welt erklärt Byron den Krieg aus einem tiefen und stolzen Gefühl ihrer moralischen Dumpsheit heraus. Er ist im 19. Jahrhundert der größte Dichter der pathetischen Satire. Und sofort erscheinen wieder die Verworfenen, die in ihrer Verworfenheit die Überlegenen sind, unbändig an Kraft, unersättlich nach dem Ruhem in sich selbst, nach Einzigkeit und Einsamkeit, vom Luzifer ‚Kains‘ an — also Satan selber noch einmal — bis zum ‚Don Juan‘ alle Varianten des gleichen Typus. Es ist eine Reihe von Miltons Satan über Karl Moor bis zu ihnen. Goethe zuerst hat die Verwandtschaft des Byronschen Talents mit dem Schillerschen erkannt.

Wir begreifen die drei als Verwandte nach Art und Herkunft. Sie sind moderne Dichter — denn sie singen von dem modernen Menschen und seiner Not und Zerrissenheit —, sie sind die spezifisch germanischen mit ihrem Kampfestroh und ihrer heroischen Herausforderung ebenso sehr wie mit ihrer treuen Hingabe an die wahren Lebenswerte. Ferner haben sie alle drei den Fonds ihrer Bildung in protestantischer Religiosität. Endlich gaben sie sich in ihrem sittlichen Pathos die Aufgabe, das Menschenleben zu richten. Bei Byron bekommt die Sache einen Beisatz von Selbstgefälligkeit und Pose, — es ist die Pose des Dichters selbst. Ins Gebiet der subjektiven Willkür tritt, was bei Milton religiöser Ernst, bei Schiller die große Tragödie des Sittlichen war. In genauem Zusammenhang damit tritt die Kraft der objektiven Darstellung zurück hinter der allerdings titanischen Stimmungsgewalt einer lyrisch sich selber gebenden Persönlichkeit. So wandelt die Gestalt aus dem Epos durch die Tragödie in die Lyrik hinüber, — allemal in Dichtungen des Ideals, die hierin untereinander verwandt sind als Gedankenepos, Gedankendrama, Gedankenlyrik.

Zu Schiller ist die Miltonsche Poesie auf dem Wege über Klopstock gekommen, wie denn dieser den Deutschen überhaupt die eigene religiös-germanische Dichtung gab. Schubart wurde Klopstocks Prophet in Württemberg. Schiller erfuhr als Kind den ersten Hauch großer Poesie aus seinen Werken . . .

. . . In drei dramatischen Werken finden wir damals die Haupt-

zeichen eines neuen Lebens: in Werfenbergs ‚Algolino‘ (1768), Lessings ‚Emilia Galotti‘ (1772), Goethes ‚Göz von Berlichingen‘ (1773). Hinter diesen dreien aber steht Shakespeare . . .

Die Räuber haben nicht das quellende Leben des ‚Göz‘, das sich an sich selber freut und das in lyrischen Stimmungszugenten immer wieder den eigentümlichen Ausdruck findet. Die Gestalten, statt sich ins Unendliche zu individualisieren, werden alle auf ein einfaches, echt tragisches Lebensmotiv zurückgebracht, wodurch sie schon im Jugendwerk eine Art von typischer Geltung bekommen. Die dramatisch vereinfachende und kontrastierende Form ist in Schiller von Anbeginn mächtig. Dennoch tut auch hier wie in ‚Göz‘ eine ganze Welt, ein Lebensganzes sich auf, nur in wie anderem Sinn! Nicht in der Fülle seiner Erscheinung; aber in den wenigen Gestalten ist die ganze sittliche Welt nach ihren Grundmotiven in Frage. Aus dem sittlichen Pathos speist sich die tragische Intuition. Endlich sind die Räuber wie Göz Stimme der Jugend und einer neuen Generation in der Lust zur Freiheit, der Freude an dem Selbsthelfer. Auch dies wie anders! Wenn Gözens Selbsthilfe nur Selbstbehauptung, Karls ist Auflehnung, und zwar eines lebendigen Gewissens und damit sittliches Gericht über die ganze Zeit. Hier gehen wieder miteinander das dramatische Temperament und das sittliche Pathos.

Mit Goethe gemeinsam, von den andern unterschieden, schreibt Schiller deutsche Tragödie; wie Lessing, unterschieden von den andern, Tragödie der Gegenwart. Ihm allein eigen ist die Virtuosität der Massenbewegung. Hier zeigt er sich als der geborene Herrscher des Theaters. Er achtet die Befehle des Dramas genau, um sich nie um die Wirkung zu bringen. Aber er ist dennoch unerhörter in seinen Wagnissen als irgend ein Stürmer und Dränger. Er ist es, weil er in Tischen bringt, die sie nie berühren, — denn er ist die größere Natur.“

Eugen Kühnemann
(„Schiller“, München, Beck)

Zwischen Journalismus und Akademismus schwebt unsre jetzige Kultur mitteninne. Der letztere Bezirk ist für die harmonische Geistesbildung ebenso gefährlich wie jener andre; denn auch hier wird Kritik und Intellektualismus bevorzugt, auch hier wird das

Komplizierte dem Einfach-Tiefen vorgezogen. Wie kann auch bei solchen Stoffmassen dort und hier Vertiefung und Verarbeitung gedeihen? Dazu haben beide Gruppen keine Zeit. Auch ist ihnen leicht Mißtrauen und Neid gemeinsam. Wenn das „Tageblatt“ eine Behauptung aufstellt, so ist das „Journal“ von vornherein gereizt und geneigt, das Entgegengesetzte zu verfechten; und der Hypothese des Prof. X. stellt sich Prof. Y. mit einer sicherlich scharfsinnigeren These gegenüber. So füllen sie ihr Leben aus; so nimmt das Gegenspiel, an sich eine so fördernde Sache, gern zu wichtigen Raum ein. Man begreift, daß mancher, der wahre Bildung, wahre Geistesfülle sucht, von der Unfruchtbarkeit dieses Vielredens, Absprechens, Widersprechens und Stoffzusammentragens sich grundsätzlich entfernt hält.

Nun hat sich neulich ein Werdandi-Bund aufgetan. Diese Vereinigung, von wertvollen Namen unterzeichnet, will die Kunst — ganz im Sinne unsrer „Wege nach Weimar“ — als „Kulturfaktor“ betrachten, will eine „starke Innerlichkeit“ fördern, will die „Seelenkraft des deutschen Volkes durch das Mittel der Kunst erhalten und stärken“. Demnach will man den Künstlern, „deren Kunst auf gesunder deutscher Gemütsgrundlage beruht, größeren und unmittelbareren Einfluß auf die Kultur verschaffen“. Dann heißt es weiter: „Gerade in unsten Zeiten, da wir weit und breit eine Kunst und ein Schrifttum einsehen sehen, die sich mit auffallendem Behagen in die Gebiete des Deladenten begeben, wird ein entschiedenes Zurückkehren zu schlichter, gesunder Hervorbringung eine ernste Aufgabe. Dieses ist es, was wir erstreben. Nicht eine engherzige Deutschümelei gedenken wir zu begünstigen; geschweige denn eine regelsüchtige oder gar eine moralisierende Kunst. Durch die Namen der Mitunterzeichneten wird unsere Abneigung gegen alles Philiströse wohl genügend verbürgt. Gesunde Kunst! Und vor allem auch: zeitgemäße Kunst! So möchten wir — bei aller Liebe und Verehrung gegenüber den schönen Werken unserer vaterländischen Vergangenheit — doch vom Erhalten und Verlängern alter Kunst mehr zum urkräftigen Schaffen im Deutschen Geiste hinausweisen. Die Norne der Gegenwart, Werdandi, gebe dem neuen Bunde Namen und Weihe! Und was deutsch ist, — wir brauchen es nicht eng zu umschreiben. Gefühl ist hier alles. Jedem warmherzigen Deutschen, dem die Nöte seines Volkes am Herzen liegen, steht die hier gemeinte Kunst auch ohne nähere Wesensbestimmung sicher umrissen vor Augen. Nicht kennzeichnet sich diese Kunst im

bloßen Deutsch-Stofflichen, nicht in irgend welchen Stiläußerlichkeiten; es handelt sich darin, außer dem technischen Können, um Charakterwerte — edlen Zartfönn, frischen Humor, Tiefe, Wahrheit und Stärke...“

Das sind vortreffliche Worte. Zunächst freilich Worte. Und ich persönlich, das darf ich wohl ruhig bekennen, gebe auf Programmworte nichts mehr: die Verarbeitung und das eigene Leben entscheiden. Das Wertvollste in uns erringen wir uns selbst; nicht durch Gruppen, die sofort verallgemeinern und verflachen.

Aber Programme sind ein orientierend Vorwort. Und so möchte man hier wünschen, daß sich die wertvollen Bestandteile dieser neuen Gruppe etwa mit dem Bayreuther Kulturbezirk, mit der Gobineau-Vereinigung erweiternd zusammenfinden möchten, im Geiste eines Heinrich von Stein, mit verstärktem Gegenwärtzdrang. Auf die Bildungstiefe der Leiter und die Ausdruckfülle der Mitarbeiter wird es ankommen.

Als Vorsitzender zeichnet Friedrich Seefelberg (Berlin); die Redaktion der geplanten und gewiß förderndwerten Zeitschrift befindet sich in Friedenau bei Berlin, Kaiser-Allee 108.

* * *

„Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.“
Echiller.

Einfachheit. Einfache Größe, Güte, Sprache — ist es nicht in unsrer verwickelten Kultur die schwerste Kunst?

Einfach und fest die Dinge so hinsagen, als müßten sie so sein und könnten gar nicht anders sein. Und sie können auch nicht anders sein, als so, wie deine innerste Natur dich zwingt, sie zu sehen und sie auszusprechen. Du mußt nur erst einmal auf deinen innersten Grund getaucht sein.

Manchmal im Traum glauben wir diesen innersten Grund im Bilde zu schauen. Wir gehen dann durch seltsame Landschaften, durch fließatte Farben, durch blaue Gebirge und goldene Laubwälder, aus deren beruhigender Erhabenheit wir nur ungern scheiden. Die Sehnsucht der Menschheit nach der versunkenen Insel Atlantis oder nach einem Paradies ist die Sehnsucht nach diesem Friedensland des Traumes. „Atlantis“ ist ein Land des Geistes: es liegt in uns. Diese „Bodenreform“ ist allen Menschen möglich, ob sie Handwerker seien wie Jakob Böhme oder Geistesfürsten wie Goethe. Wir haben heiliges Land in uns.

In uns? Man darf dieses „in uns“ nicht räumlich fassen, als handle es sich hier um Phantasten des Gehirns. Hier liegen merkwürdige Tiefen. Schon die älteste indische Weisheit spricht von diesem „in uns“ und enteilt doch zugleich in kosmischen Fernflug. Und Christus hat bekanntlich das Wort gesprochen: „Das Reich Gottes ist in euch“ — obwohl auch er von einem Vater „in den Himmeln“ spricht. Ist hier nicht ein Widerspruch? Ist jenes nicht „Immanenz“ und dieses „Transzendenz“? Wie vereinigt sich denn das? Wenn ich in mich hineintauche, kann ich doch unmöglich das Draußen erfassen?

Man muß hier die geniale Einfachheit der deutschen Mystik zu Hilfe rufen.

Wenn sich der mystische Seher auf geistige Suche begibt nach schwer zu findenden Entschlüssen oder Tatsachen, so versenkt er sich „in sich selbst.“ Er verfällt in Tiefschlaf. Er? Sein Körper: seine geistige Kraft aber wandert nun, wie der Träumende wandert, ohne Schwere, ohne Vorurteile. Dinge liegen mit kristallener Klarheit vor ihm offen, die er mit den fünf Sinnen des Tages und dem sogenannten gesunden Menschenverstand nicht bewältigt hätte.

Ebenso verkündigen die Klassiker immer wieder die Kraft dieses inneren Kristalls, dessen Ausstrahlung erst die Dinge der Außenwelt schön und farbig und warm macht oder ins Bedeutende erhebt. Und so sagt z. B. Schiller, unter dem Titel „Die Übereinstimmung“, zu den Vertretern der Augenkultur das versöhnliche Wort:

Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen

In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.

Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,

Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

* * *

Sonnenenergie. Dies schöne Wort, das unsre körperliche Abhängigkeit von der Sonne betont, wurde neulich in unsrer Gobineaubetrachtung erwähnt. Es findet sich in Ostwalds „Schule der Chemie“ (I, S. 60).

„Schüler: Woher stammt denn zuletzt die Energie der Nahrungsmittel?

Lehrer: Von der Sonne.

Schüler: Das verstehe ich nicht.

Lehrer: Woher stammt die Nahrung? Sie ist entweder Pflanzenkost oder Fleischkost. Die Pflanzen wachsen nur dort, wo das Sonnenlicht hinkommt, denn sie verbrauchen die Lichtenergie, um ihren Körper aufzubauen; sie speichern sie in dieser Form auf. Somit essen wir in den Pflanzen Sonnenenergie. Und die Tiere, deren Fleisch wir essen, nähren sich von Pflanzen, also auch von Sonnenenergie."

Hier ist wissenschaftlich geformt, was Schiller, vom Seelischen sprechend, in die Worte drängt:

„Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.“

* * *

Wartburg und Gral. Die Leser der „Wege nach Weimar“ erinnern sich, daß ich den katholisch-österreichischen Schriftsteller und Dichter Richard von Kralik mehrmals in diesen Hefen erwähnt habe (Bd. III, S. 92: „Vom christlichen Idealismus“, S. 177: „R. v. Kralik“, S. 275: „Kraliks Antwort“). Es handelte sich um eine sachliche Abwehr, um eine ruhige Klarstellung. Kralik antwortete in der „Kultur“; ich druckte seine Antwort ab, sagte das Meine dazu, und er schwieg; nicht verlegt, sondern weil unser gegenseitiges Verhältnis geklärt war. Noch einmal brachte der IV. Band der „Wege nach Weimar“ (S. 180) ein Destillat aus Kraliks edler Gedankendichtung „Offenbarung“, worin das Leben als großzügig Spiel geschildert ist; und Kralik, Herausgeber einer Zeitschrift „Der Gral“, sandte mir im Sommer sein neuestes Buch mit Widmungsworten, die ich als Abschluß dieser Aussprache hieher setzen darf:

„Die Wartburg! Die Gral!
Über Berg, über Tal
Zum Kampf, zur Bewährung, zum Ziele!
Zum Sieg oder Fall,
Wie dort in Walhall!
Wir töten und sterben zum Spiele!“

Ich erwiderte diese Höflichkeit durch Begensendung eines Hefes mit der Aufschrift:

„Danke! In solchen umdrohten Tagen
Soll sich Burg mit Burg vertragen!“

Inzwischen aber (15. Sept. 1907) äußerte Kralik in seinem „Oral“ folgendes:

„Der Herausgeber des ‚Hochland‘ hat schon seit seinen Veremundus-Rundgebungen ein Programm aufgestellt und seitdem konsequent verfolgt, das nicht mit dem von uns angestrebten und hier kurz charakterisierten Ideal einer nationalen Literatur auf positiver religiöser Grundlage übereinzustimmen scheint. Er hat uns darum weder als schaffenden noch als kritischen Schriftstellern zur Vertretung unseres Programms das Wort lassen können. Er hat vielmehr sogleich damit begonnen, F. Lienhard gewissermaßen als repräsentativen Dichter heranzuziehen, eine gewiß sehr sympathische Erscheinung, einen Ästhetiker, der ganz richtig das ahnt, was wir genau und vollständig wissen, einen Dichter, der ganz richtig jene große nationale Literatur ersehnt und anstrebt, die wir teilweise schon zu besitzen glauben. Wenn aber Lienhard in seiner groß gemeinten Wartburgtrilogie den Heldenfang und die heilige Elisabeth als Vorstufen (?) zu Luther verwendet, so ist das nicht gerade das, was wir von unserer nationalen Literatur verlangen. Shakespeare war da, zum Erstaunen der ganzen Welt, so kühn, so taktvoll (!) und so künstlerisch, in seinem Heinrich VIII. die Reformation kaum zu betreiben, da sie ihm einfach seine Poesie über den Haufen geworfen hätte.“

Der Unterschied zwischen meiner Behandlungsweise Kraliks und der dortigen Behandlung meiner Ideen oder Arbeiten springt in die Augen. Ich habe viermal ausführlich und mit sachlicher Wärme Kralik meinen Lesern vorgestellt; und seine Beachtung meines umfangreichen Schaffens beschränkt sich im „Oral“ auf diese spärliche Bemerkung. Diese ist zwar nicht unfreundlich, aber mindestens sehr selbstgewiß; und ein Feinhöriger könnte sogar etwas wie Eifersucht auf meine Stellung zur Zeitschrift „Hochland“ heraushören, wenn man solche Gemütsstimmung Kralik zutrauen dürfte. Jedenfalls wäre es doch wohl förderlicher, Kralik würde in sachlicher Ausführung beweisend und überzeugend darlegen, wieso ich wirklich nur „ahne“, was er und die glücklichen Seinen gleich gruppenweise „genau und vollständig wissen“. Von meinen Arbeiten scheint er nur die Trilogie zu kennen, wobei er das grundlegende der drei Werke („Osterdingen“) dadurch in Mißkredit bringt, daß er es samt „Elisabeth“ nur als „Vorstufen“ zu „Luther“ bezeichnet. Er muß doch wohl wissen, wie das auf seine Leser wirken muß; das ist demnach

kein gerechter Blick. Von meinem „Luther auf der Wartburg“, der in einem symbolisch bedeutsamen Musikus Gottfried (Gottesfriede) Bach ausklingt, haben katholisch-kirchliche Blätter wie „Kölnische Volkszeitung“ oder „Elsässer“ ebenso wie der sachliche Historiker Prof. Stauffer in der Münchener „Allgem. Zeitung“ oder das moderne „Lit. Echo“ hervorgehoben, daß hier keine verlegende, sondern versöhnliche Stimmung gegenüber den deutschen Katholiken spürbar ist. Wie das ja schon jeder Kenner meiner „Wasgaufahrten“ genau weiß.

Schon färben Kraliks bedauerliche Bemerkungen auf die „Stimmen aus Maria Laach“ ab: dies Organ der jesuitischen Geistesgruppe ist leider unvorsichtig und unwissend genug, von einem „mehr und mehr kulturkämpferischen Lienhard“ zu sprechen. In wessen Händen liegt dort wohl die belletristische Leitung, und auf welche Linie in meinem Gesamtschaffen stützt sich diese Denunziation? Meiner ganzen Geistes- und Gemütsrichtung liegt konfessioneller Haß so fern, daß es grundsätzlich wertvoll wäre, zu wissen, was diese Leute „kulturkämpferisch“ nennen.



Walthar von der Vogelweide

Spät auf der Wartburg lag der Säng' er wach
 Und schlang ums Lockenhaupt die heißen Hände:
 Er sann, ob er dem Tag ein Schlußlied fände,
 Den er versungen unterm Wartburgdach.
 Noch Feuer war sein Blut, der Sinn verwöhlt
 Von Klang und Widerklang: vom Sängerkrieg.
 Wohl hatte Walthar Kunst und Kraft geföhlt
 In Wort und Harfe — doch es war kein Sieg:
 Der Spruch stand aus; und morgen noch einmal
 Wird Wolfram um den Eichengoldkranz ringen,
 Und unbezwungen steht Herr Osterdingen,
 Auch Reinmar hofft — und im gefüllten Saal
 Wird wieder Strophe gegen Strophe klingen,
 Wie beim Turnier — — Wem mag der Sieg gelingen?
 Da flog es herauf am mondhellen Hang
 Und hallte zurück zu dem, der sang:
 „Sandaradei!“

Es wachte wohl mancher — am Brunnen, am Stall —
 Am Mätkelstein und überall —
 Und zu dem leichten, lässigen Tritt
 Der Liebespaare lief es mit:
 „Vor dem Wald in einem Tal,
 Landaradei,
 Sang so süß die Nachtigall!“
 Und Antwort kam von hier und dort,
 Es fand sich auch ein ernstes Wort,
 Ein Strophenteilchen, halb gelungen,
 Und wagte sich in Tönen fort:
 Und was am Tag der Saal gesungen,
 Das ward nun wach bei Volk und Jungen,
 Das drang in ungeübte Zungen — —
 Und unter vielen Tönen unterschied
 Herr Walther sonderlich sein eigen Lied.

Der Lauscher atmete beglückt und tief.
 „Ich bin Herr Walther von der Vogelweide.
 Hab' ich kein Haus, so hab' ich Wald und Heide
 Und Herzen, die in Treuen mein gedenken.
 Was, liebe Herren, könnt ihr mir noch schenken?“

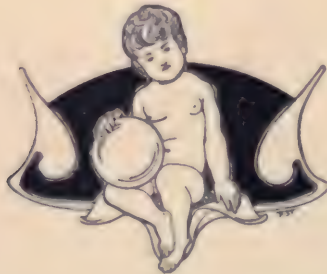
So sprach er stolz, verhüllte sich und schlief.



Die Sänger der Vortwelt

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo sind' ich die Sänger,
 Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt?
 Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen
 Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
 Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Taten, die Lyra
 Freudig zu wecken, es fehlt, ach, ein empfangendes Ohr.
 Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
 Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
 Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht,
 Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.
 An der Blut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
 An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Blut,
 Nahrt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
 Stimme noch hell zuruckdante die Seele des Lieds,
 Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
 Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

Schiller





Lotte Schiller

Nach Originalphotographie des im Besitze des Freiherrn von Gleichen-Russwurm
befindlichen Originalgemäldes von L. Simanowicz

Weg nach Weimar

Herausgeber: F. Lienhard

III. Jahrg.

Dezember 1907

Heft 3

Gobineaus Amadis und die Rassenfrage

III.

Von Gobineau zu Schiller und Goethe

Wandert aus durch alle Welten,
Wandelt hin durch alle Zeiten
Und verkündet auch Geringstem,
Dass ihn Brahma droben hört!
Ihm ist keiner der Geringste.
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerförtem Geiste,
Düster ohne Hif und Rettung,
Sei er Brahma, sei er Paria,
Mit dem Blick nach oben lehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren:
Dort erglöhren tausend Augen" . . .
Goethe, „Legende“.



Soll denn nun auf Erden wirklich Verblödung das Ende sein? Soll hienieden das Gewimmel der crapule — Niessches „Gesindel“ — den Sieg behalten?

Hier setzen nun wieder unsre Ergänzungen ein, die wir von Kant, Schiller und Goethe entnehmen. Empfindet nicht der moderne Rassentheoretiker das Schiefe seiner Stellung, sobald er rein geistige Gebiete betritt? Rasse ist Masse; vornehme und niedrige Naturen bilden ihr Millionengewimmel. Aber die seelische Auslese verfährt nach feineren Gesichtspunkten, die ich im ersten Teil dieser Be-

trachtung deutlich durch das Wort „Zuchtwahl durch Leid“ gekennzeichnet habe. In diesem Falle ist der Mensch nicht mehr zoon politikon (politisches Wesen); er ist vielmehr — man gestatte die Gegenbildung — ein zoon esoterikon, ein seelisches Einzelwesen. Auch als solches steht er natürlich nicht vereinzelt in der Schöpfung, sondern schließt sich zu „unsichtbarer Gemeinde“ zusammen; aber die Glieder dieser Gemeinde werden geeinigt durch etwas Anderes als dort: durch den gleichen seelischen und geistigen Reifegrad.

Diese Lichtsöhne meint Gobineau. Und da sind wir von seiner Gemeinde; es ist eine Anschauung, die wir seit Carlyle kennen: Heldenverehrung. Nur dehnen wir das Heldentum weiter aus; im einfachsten Arbeitsmittel kann es größere Helden geben als je in der Politik und Kriegsgeschichte. Es kommt hier auf die Herzensgröße und sittliche Kraft an.

Hier sind wir demnach auf realem Boden. Sobald nun aber Gobineau die These aufstellt, daß die Menschheit verblöden werde — wehren wir dies ab als eine fernhinschweifende Spekulation oder Sorge, die uns Menschen gar nichts angeht, sondern die höherstehenden Meister und Führer dieses Planeten. Würde die Erde verblöden und müßten die Lichtsöhne wirklich erfolglos „ans Herz Gottes“ zurückflüchten, so wären dies keine Sieger, so hätten sie ihre Aufgabe, das Chaos in Kosmos zu verwandeln, nicht erfüllt — so wären sie also der Verherrlichung nicht wert. Und dann: wäre eine lichtverlassene Massen-Menschheit, die crapule, der boue, die brute, in der nur tierisch-dumpfe Triebe herrschen, nicht aber mehr Kampf zwischen Geist und Trieb — wirklich noch „Menschheit“ zu nennen? Könnte man die Vernichtung dieser Rotmasse bedauern? Vernichtung ... Was heißt das überhaupt?

Viel förderlicher halten wir uns an Kant, Schiller, Goethe, die sich unspekulativ auf die klare Herausarbeitung unsrer Lebensaufgabe beschränken: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben! Bewahret sie! Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!“ So ruft der Schüler Kants den Lichtsöhnen zu. Er wendet sich an das Göttliche in uns, an den Willen zum Schönen, Guten,

Wahren. Ist diese Kraft zum Guten gelockt und geweckt, so beginnt der Höhenrang, so beginnt die Auslese, die Zuchtwahl. Und darum steht Kants monumentales Wort am Eingang dieses inneren Aufstiegs zum Amadis-Heldentum: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.“ Es gibt eine „übersinnliche, selbständige Kraft im Menschen: sein moralisches Selbst“ (Schiller). Dieses entfesseln und erwecken, heißt der Menschheit Würde heben. Und auch Schiller betont: „Erster, guter Wille ist eine große, die schönste Eigenschaft des Geistes.“ Dann fügt er bescheiden hinzu: „Der Erfolg liegt in einer höheren, unsichtbaren Hand“ (Gespräche mit Christiane v. Wurmb).

Möglich also hat sich der Blick von der „feindlichen Mischlingsrasse“ abgewendet; der Mensch packt nun seine Arbeit von der andren Seite an: er schaut in sich hinein. Er sucht vor allen Dingen sein höheres Ich, das er nun mit aller Kraft aus dem niederen Ich, dem Trieb-Ich, emporzureinigen sucht: er beginnt den Amadis-kampf in seinem eigenen Busen und steht ab vom Schelten auf die Außenwelt. Das Ziel und Ideal arbeitet er in sich heraus; er entdeckt Wunder über Wunder; er trägt seine Entdeckungen hinaus. Aus einem Scheltem und Ankläger ist ein Schöpfer und Künstler geworden.

„Wohin die laute Freude eilet,
 Wohin der stille Kummer flieht,
 Wo die Betrachtung denkend weilet,
 Wo er des Elends Tränen sieht,
 Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
 Folgt ihm ein Harmonienbach,
 Sieht er die Huldgöttinnen spielen
 Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
 Der lieblichen Begleitung nach“ . . .

So kommt Ceres aus Himmels Höhen — wie Amadis —, fühlt Erbarmen mit dem entstellten Menschen, öffnet den düstergebundenen Sinn und erobert die Menschheit für die göttliche Lehre. Nicht in Bekämpfung einer feindlichen Rasse oder Klasse bekundet sich ihr

Königs- und Heldentum, sondern in der vorbildlichen Schaffung einer künstlerischen und ethischen Kultur. Sie hadert nicht; sie „gefellt den Menschen zum Menschen“ durch Aufrichtung gemeinsamer großer Ideale. Es ist sozial-ethisches Heldentum: es ist Humanisierung der Menschheit.

Nur wenn wir von dieser Seite das Drachen und Riesen bekämpfende Rittertum des Mittelalters ins Auge fassen, können wir es in moderne und bleibend-menschliche Denkweise einfügen. Ohne dies wäre dort nur ein veralteter, weil untätiger Feudalismus.

Diese Amadishelden, wie gesagt, beginnen die Adellung mit sich selber, wie es Schiller praktisch und theoretisch vorgestaltet hat:

„Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen, idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen, die große Aufgabe unsres Daseins ist.“ (Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 4. Brief.)

„In der schamhaften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bist du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist.“ (Ebendort, 9. Brief.)

„Gemein und edel sind Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Anteil oder Nichtanteil der übersinnlichen Natur des Menschen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist edel, als was aus der Vernunft quillt; alles, was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, ist gemein. Wir sagen von einem Menschen, er handle gemein, wenn er bloß den Eingebungen seines sinnlichen Triebes folgt; er handle anständig, wenn er seinem Trieb nur mit Rücksicht auf Gesetze folgt; er handle edel, wenn er bloß der Vernunft, ohne Rücksicht auf seine Triebe, folgt. Wir nennen eine Gesichtsbildung gemein, wenn sie die Intelligenz im Menschen durch gar nichts kenntlich macht; wir nennen sie sprechend, wenn der Geist die Züge bestimmte; und edel, wenn ein reiner Geist die Züge bestimmte.“ (Über das Pathetische.)

„Edel ist überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was seiner Natur nach bloß dient (bloßes Mittel ist), das Gepräge der Selbständigkeit aufdrückt. Ein edler Geist begnügt sich nicht damit, selbst frei zu sein; er muß alles andre um sich her, auch das Leblose, in Freiheit sehen.“ (Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 23. Brief.)

Durch diese Stellen, die ich aus der Fülle Schillerscher Grundgedanken derselben Richtung nur anführe, um uns den Geist zu vergegenwärtigen, den ich mit meinem Hinweis im Auge habe, zieht sich das Grundgesetz der Adellung. Die höheren Kräfte des Menschen können nicht, wie der bürgerliche Mensch, von außen geädelt werden: hier ist Freiheit des Willens und Selbständigkeit des Aufwärtsschreitens Grundbedingung alles Adel-Erwerbs; denn nur dadurch üben, entwickeln, stärken sich die seelischen Kräfte. Daher hier auf den guten Willen so viel, ja alles ankommt; so daß man in diesem entscheidenden Punkte sagen muß: Wollen ist Können.

Von dieser Willensfeuer war Gobineau und waren die meisten Amadishelden ¹⁾ durchglüht. Dies ist es, was sie adelt; sie waren „edel“ in Schillers eben vernommener Begriffsbestimmung, sie waren geführt von „reinem Geist“, nicht von den Lüsten und Tücken des Mischlingschaos. Das Befreiende an Gobineaus Wesen ist diese Geistesstärke, die ihm so viel Leichtigkeit, Sicherheit, Heiterkeit gegeben hat; darin unterscheidet sich der Erfolglose von den erfolgreichsten Schriftstellern seiner Zeit: von Zola und Ibsen. Auch diese wollen gewiß zukünftige „Adelsmenschen“, bleiben aber — und das ist das Unterscheidende — in der Gegenwartstimmung oder besser: -Verstimmung, in der Rückschau zu sehr schildernd haften, ohne daß

¹⁾ Die meisten: nicht alle. Denn Florizel, Galaor erliegen zum Teil, Arglain (allerdings von einem „Riesen“ abstammend) gänzlich; und Erliegende in anderer Form sind Eriflan, Lanzelot, Isolde, Ginevra — die großen „amoureux“. Es ist köstlich zu lesen, wie der galante und ritterliche Franzose Gobineau in lebhaften Strophen (S. 265) diese Besessenen der Leidenschaft, die allerdings ästhetisch durch ihre Selbstvernichtung ein bedeutend Schauspiel gewähren, verherrlicht — unter dem Stichwort „Amour“. Aber er verwechselft Liebe mit Leidenschaft.

volle Vorwärtskraft und freier Seelenschwung von ihnen ausstrahlt. Man betrachte sich einmal ihre drei Gesichter! Wie ungezwungen und heiter Gobineau, wie stumm und verniffen Ibsen, wie runzelstirnig Zola! An einer berühmten Stelle in Ibsens bürgerlichem Schauspiel „Rosmersholm“ ergibt sich wörtlich, wo diese Gesellschaftskritik versagt und wo der freiere Flug eines Schiller einsetzen müßte:

„Rebeka. Wie reizend war es, wenn wir in der Dämmerung unten im Zimmer saßen. Und einander dann halfen, die neuen Lebenspläne zurechtzulegen. Du wolltest in das lebendige Leben eingreifen, in das lebendige Leben des Tages, sagtest du. Wie ein befreiender Gast wolltest du von einem Herd zum andren gehen. Den Geist und den Willen für dich erobern. Adelsmenschen schaffen rund umher — in weiteren und immer weiteren Kreisen. Adelsmenschen.

Rosmer. Frohe Adelsmenschen.

Rebeka. Ja, frohe.

Rosmer. Denn es ist die Freude, welche die Seelen adelt, Rebeka.

Rebeka. Glaubst du nicht auch — der Schmerz? Der große Schmerz?

Rosmer. Ja — [und nun kommt das Entscheidende, der innere Bruch, über den Ibsen und seine Menschen nicht hinüberkommen:] Wenn man über ihn fortkommen könnte. Weit fort.

Rebeka. Das ist's, was du mußt.

Rosmer. Darüber hinweg komm' ich niemals ganz. Immer wird ein Zweifel zurückbleiben. Eine Frage. Niemals werde ich wieder in dem Schwelgen können, was das Leben so köstlich schön macht“ . . .

Was unterscheidet Ibsens feingesteigerte Dialoge von Shakespeares Wort- und Gestaltensfülle? Die Freiheit, Kühnheit, Unbefangtheit im Genie des britischen Dichters. Ibsens moralisierende und etwas konstruktive Menschen kommen von der Rückschau auf die dunklen Blätter ihres Lebens nicht oder nur mühsam frei. Sie bringen nicht Kühnheit und Aufschwung genug auf, um dem unbedingt siegenden Lichte, der Gnade von oben, freies Wirkungsfeld zu überlassen mit jenem kindlich-starken „Abba, lieber Vater!“, das alle Lichtnaturen,

ausgesprochen oder nicht, in sich tragen. Die Stimmung Ibsens, dessen dramatische Technik bereits auf moralisierende Rückschau eingerichtet ist, kann nur ein halb entwickelter Idealismus genannt werden und steht dem hierin rückständigen Verstandestum des alles erklärenden Jahrhunderts verwandtschaftlich nahe.

Gobineau ist darin sorgloser und kühner. Er ist darum auch, trotz seiner heroisch-asketischen These von der äußeren Vernichtung der Lichtstrasse, freudiger und elastischer als jene Schilderer und Ankläger. Ideenkraft hebt ihn über die Gegenständlichkeit hinüber; er glaubt zu fest an die „morale chevaleresque“, an die Rittermoral; und glaubt zu fest, wie jener „fils de roi“ in den „Plejaden“ (S. 54), an die Tatsache, daß es „heroische Seelen“ gibt, deren Eindrucks-macht durch keine „häßlichen oder niedrigen Begegnungen mehr aus der Seele verwischt werden kann“. So ist dieser angebliche Lestling des Geschlechtes von Ottar Jarl in Wahrheit den Erstlingen jener nicht mehr zaudernden, nicht mehr zweifelnden Geistesstimmung beizuzählen, die über Schuld und Schmerz in neue Tätigkeit und schöpferische Bewegung hinüberzukommen vermag. Das ist die „coming race“ der Fruchtbaren, der Schaffenden, der Gütigen, wie sie in einem Walt Whitmann grotesk, gewaltsam und weltumarmend auftaucht. Es ist Schillers Tatendrang —

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie!“

Diese elastische Schöpferkraft, die in sich selber den Untergrund findet und von diesem in uns wirkenden Göttlichen heraus schafft und beglückt, statt immer nur die äußeren Verhältnisse anzuklagen: diese Kraft des Schulmeisterleins Wuz war auch im regsamem Gobineau wirksam. Und so hat er nach und nach — von den „Plejaden“ ab (Paris 1874) — die Adelsfrage verinnerlicht. Ernst Seillière hebt diese Wendung mit folgenden Worten richtig hervor (S. 328 seines Gobineau-Buches):

„Die Plejaden eröffnen die letzte hier zu prüfende Reihe glänzend:

denn dieser Roman enthält erstklassige Abschnitte . . . Hier macht sich eine neugegestaltete (*renouvelée*) Philosophie, eine unerwartete Neuauslegung des Arianismus geltend . . . Dieser Arianismus, den man den individuellen oder intellektuellen nennen könnte, verlangt von seinen Erwählten kein genealogisches Register mehr, kein wohlgeordnet Zeugnis aristokratischer Abstammung, sondern fordert nur geistige und sittliche, dem Einzelnen persönlich eigentümliche Ausweise" . . .

Im zweiten Kapitel der „Plejaden“ ist diese Wendung zur Verinnerlichung und Symbolisierung der Rassenfrage ausgesprochen: ¹⁾

„Wir sind‘ — so erzählt dort einer der drei launig-phantastischen Reisegefährten, die sich aus verschiedenen Weltgegenden am Lago Maggiore zusammenfinden — ‚wir sind drei Königsöhne. Sie würden mich empfindlich verletzen, wenn Sie zögerten, diese Wahrheit anzunehmen‘ . . . ‚Was den Königssohn anbelangt,‘ erwiderte Laudon, ‚so entdecke ich da keinerlei Wahrscheinlichkeit‘ . . . ‚Das kommt daher,‘ erwiderte Moor lebhaft, ‚daß Sie die Sache nur von einer Seite betrachten, und just von der unbedeutendsten. Geben Sie sich, bitte, die Mühe, in den Kern der Dinge einzudringen. Wenn der arabische Erzähler seinem Helden das Wort gibt, so läßt er ihn seine Geschichten mit den feierlichen Einsetzungsworten beginnen: ‚Ich bin ein Königssohn‘, und dabei ist doch in keinem einzigen Fall unter mehr als hundert Fällen die also sich vorstellende Persönlichkeit, ihrem Äußeren nach, mehr als ein armer Teufel, den das Schicksal gezaust hat; oder es ist ein Derrwisch oder ein halbverhungertes Schiffbrüchiger . . . Weßhalb nun macht er sich zum Königssohn? . . . Weil durch das magische Wort: ‚Ich bin ein Königssohn‘ der Erzähler vom ersten Augenblick an und ohne den Gedanken im einzelnen ausführen zu müssen dartut, daß er mit besonderen, kostbaren Eigenschaften ausgestattet ist, kraft deren er sich

¹⁾ Die „Plejaden“ sind noch nicht ins Deutsche überfetzt. Eine wichtige Besprechung (Lytton) erschien am 1. September 1874 in der Londoner „Fortnightly Review“ unter dem Titel: „A novelty in french fiction“. Ein Deutscher, ein Franzose, ein Engländer bilden die Helden dieses modern-psychologischen Romans, der, ‚weit entfernt davon, zu ermüden, vielmehr voll Reiz und Interesse ist‘, nach den Worten dieser sehr ausführlichen Anzeige. ‚Nur gelten Reiz und Interesse mehr dem Genius des Autors als seiner Erzählung, mehr dem, was seine Personen sagen, als dem, was sie tun.‘ Dieser Lytton († 1891) ist übrigens der Sohn des berühmten Staatsmannes und Romanschriftstellers Lord Lytton-Cultwer und war einige Jahre Vizekönig von Indien, auch als Diplomat auf verschiedenen Posten tätig, gleich dem vielgewanderten Gobineau.

natürlich über das Gemeine erhebt. ‚Ich bin ein Königssohn‘ will also nicht etwa heißen: ‚Mein Vater ist kein Kaufmann, Soldat, Schriftsteller, Künstler, Bankier, Kupferschmied, Stationsvorsteher‘ — denn wer fragt ihn überhaupt nach seinem Vater, um den sich kein Mensch unter den Zuschauern kümmert, da allein der Erzähler selbst alles Interesse auf sich zieht? Dies Wort bedeutet vielmehr: ‚Ich bin von kühner und edler Gemütsart, fremd den gewöhnlichen Suggestionen gemeiner Naturen. Meine Neigungen sind nicht der Mode untertan: ich empfinde selbständig und liebe oder hasse nicht nach den Angaben der Zeitung. Die Unabhängigkeit meines Geistes, die unbedingte Freiheit in meinen Ansichten sind unerschütterliche Vorrechte meiner adligen Abkunft. . . . Kurz, durch eine sehr logische Folgerung aus all diesen Prämissen bin ich nicht glücklich in dem, was der Menge genügt; und ich suche in den Freuden, die der Himmel in den Bereich der Menschheit gelegt hat, andre Kostbarkeiten als die, woran sich die Menge berauscht. Woher kommen mir so ausgezeichnete Kräfte? . . . Augenscheinlich daher, daß ich ein Königssohn bin“ . . .

Diese wichtige Stelle (pléiades, S. 16 ff.) setzt die Frage endgültig in das Licht der Symbolik. Also genau unter den Gesichtspunkt, der uns selber in diesen Blättern leitet. Denn der Leser weiß zur Genüge, daß wir von jenem „Weimar“ sprechen, das in uns liegt und das vor uns liegt, das nur erweckt und ermuntert worden ist von Kräften, die sich — unter anderem — dort im historischen Städtchen Weimar in Thüringen geoffenbart haben.

Jetzt verstehen und billigen wir, ohne uns am „Ariertum“ zu stoßen, die Symbolik des „Amadis“. Wir erkennen darin, wie schon ausgeführt, eine Formung des ewig-menschlichen Kampfes zwischen Licht und Finsternis. „Je suis fils de roi“, sagt Gobineau und sagt Amadis: — „Du sagst es, ich bin ein König“, tönt es von einer andren Seite der Erde (Ev. Joh. 18, 37); aber zugleich: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, denn es ist ein „Königreich der Himmel“, ein Rönigtum des Geistes — ein inneres Land.

Es ist das „Reich Gottes in uns“, das „Land der Seele“, aus dem die Königsöhne lichtgefüllt und kraftgeschwellt ausziehen,

wie Siegfried aus seinem Wald, um die Welt der Sichtbarkeit dem höheren und feineren Lichte zu erobern.

So ist „Amadis“ ein Hohenlied auf die Lebensaristokratie, im seelischen und sittlichen Sinne des Wortes.

* * *

Hier setzt nun wieder Goethe ein.

Der Dichter des „Faust“ und der „Wanderjahre“ hielt stets und gern die Erscheinungswelt einer liebevollen und tätigen Betrachtung nahe. Wenn ein Goethe einen „Amadis“ zu dichten unternehme, er würde vielleicht die folgende altbrahmanische Dreiteilung für seine drei Bücher wählen: 1) Der Abenteurer, 2) Der Mann, 3) Der Weise. Aus der kriegerischen Zerstreuung der Kräfte, zu welcher der Jüngling neigt, würde sich im zweiten Buche die Sammlung der Kräfte ergeben, die den Mann ziert; diese fördernde Tätigkeit würde nach und nach übergehen in Erkenntnis und Betrachtung, wie sie das Leben allmählich zu lehren pflegt. Und — drittes Buch — in den Wäldern seiner Jugend würde der müd-milde Greis den Kreislauf seiner irdischen Lebensbahn beschließen, auch hier noch dem Ganzen nützend durch Erzeugung reiner und führender Ideen. So etwa faßt der Dichter des „Faust“ Aufgabe und Heldentum der kulturschaffenden Lichtsöhne auf.

Hierfür sind z. B. die Schlusstapitel von „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ heranzuziehen; jene Wanderer — Wanderer wie die Amadishelden — verkünden (III, 9) eine Bergeistigung und Abdelung des Vaterlandsbegriffes. Es wird einem Goethe, der so sachlich die gegebenen Dinge ins Auge faßte, nicht einfallen, das angeborene Vaterland zu verneinen oder ihm gegenüber Gleichgültigkeit zu predigen. Er würde auch in der Rassenfrage nicht am spekulativen Streit teilnehmen, welche von den vorhandenen Rassen die beste sein und wie wohl einst die Welt untergehen möge. Beide, Schiller und Goethe, würden diese unfruchtbare Frage sofort ins Bedeutende erheben durch Hinweis auf das für uns Lebendige, einzig Fördernde und Praktische, was darin enthalten ist: das ethisch-soziale Ele-

ment. Und so ruft dort Goethe: „Sucht überall zu nützen — überall seid ihr zu Hause!“ „Trachte jeder überall, sich und anderen zu nützen!“ „Wo ich nütze, ist mein Vaterland!“ Auf dem „Nützen“ liegt der Ton.

Genau, ja fast wörtlich, wie es Schiller zum Einzug der russischen Prinzessin in Weimar ausgesprochen hat: „Ein schönes Herz hat bald sich heimgefunden: Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt . . . Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande: Wo man beglückt, ist man im Vaterlande“ (Huldigung der Künste). Wo man Gelegenheit hat, glücklich zu machen, zu nützen, da ist das Vaterland.

„Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitren Kräften,
Überall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.“

Hier ermuntert der Dichter zum Ferndrang, aber mit der ausgesprochen ethischen Forderung, die Welt zu kultivieren. Denn, sagt er im zwölften Kapitel, „aus meinen Eröffnungen geht hervor, daß in der Alten Welt so gut wie in der Neuen Räume sind, welche einen besseren Anbau bedürfen, als ihnen bisher zuteil geworden. Dort hat die Natur große, weite Strecken ausgebreitet, wo sie unberührt und eingewildert liegt, daß man sich kaum getraut, auf sie loszugehen und ihr einen Kampf anzubieten. Und doch ist es leicht für den Entschlossenen, ihr nach und nach die Wüsteneien abzugewinnen . . . Die Natur ist durch Emsigkeit der Menschen, durch Gewalt oder Überredung zu nötigen.“

Es ist das Programm aller Pioniernaturen. Walt Whitman fällt uns wieder ein oder der deutsche Ingenieur-Schriftsteller Max Eyth. Aber was hier Goethe, zur Eroberung ermunternd, von der äußeren Natur sagt, das würde der andere der Dioskuren sofort auf die innere Natur ausdehnen: auf die Seele. Auch hier sind Wüste-

neien, und mancher Pestalozzi und Fröbel gewinnt hier gutes Land. Und dort wie hier, außen wie innen, in der Sachkultur wie in der Seelenkultur, ist ein praktisches Arbeitsfeld für die „Künstler“, denen Würde und Wohlergehen der Menschheit anvertraut ist, für die Amadis-Naturen, deren Beruf die Verbreitung und Gestaltung des Lichtes ist.

* * *

Was kann uns demnach das schließliche Ende der Welt kümmern? Kann denn Licht untergehen? Kann Geist untergehen?

Wohl versanken Lemurien und Atlantis oder einzelne Städte, Inseln, Landstriche; aber neue Landstrecken wurden den Wüsteneien und Wassern abgewonnen. Und wohl gingen Epochen der Verfinsterung über die Erde; aber der Kreislauf der Dinge rollte neue und bessere Epochen und Menschen herauf. Von einer Götterdämmerung sprechen die großen Mythologien, aber auch dahinter von einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Es scheint in der Natur der Dinge zu liegen, daß alles Geschaffene durch Verfinsterungen hindurch muß, um sich bewußt und mit Willen in das Licht zurückzukämpfen. Ohne dies tiefe Gefühl in uns wär' es ja sinnlos, überhaupt eine Feder oder ein Werkzeug anzurühren.

Und so geht mit Recht durch Kant, Schiller und Goethe ein ruhiger Siegeston, scharf abstechend von der Skepsis des 19. Jahrhunderts. Alle drei, das dürfen wir mit Sicherheit annehmen, hätten Gobineaus These als solche abgelehnt; Goethe hätte sie vermutlich als „gotteslästerlich“ empfunden (nach einem Wort in „Dichtung und Wahrheit“), Kant als schwärmerisch und spekulativ. Aber Gobineau als Persönlichkeit hätte, wie wir gleichfalls annehmen dürfen, auf Goethe etwa ebenso günstig gewirkt wie die edle Energie eines Schiller und später Byron. Denn in Gobineau war, wie Schiller in „Licht und Wärme“ fordert, „mit Schwärmer's Ernst des Weltmanns Blick“ gepaart.

Statt uns mit der Sorge um das Endschicksal des Guten auf Erden zu belasten, sollten wir uns der Hypnose des jezt weit und breit triumphierenden Zynismus entziehen und das erreichbare Gute ins Auge fassen. Wir hatten eine Königin Luise, als in Frankreich die

Guillotine Königin war; wir hatten einen Freiherrn vom Stein, Lütnows wilde, verwegene Jagd und Schillers Patentkind Theodor Körner, die sich mit reinerem Idealismus dem Elan der Sansculotten entgegenstellten; als der französische Volksgeist in schrecklichen Krämpfen lag, wirkten bei uns neben den beiden großen Dichtern der edle Humboldt, Herder, Fichte, Schleiermacher, Schelling, Jean Paul; und während dort Voltaires angreifender Spott Früchte trug, drang bei uns Rousseaus Gemütskraft befruchtend ein. Die alte Behauptung, daß das klassische Zeitalter die Politik vernachlässigt, mithin unser damaliges — vorübergehendes — nationales Unglück verschuldet habe, hat nur den Wert einer demagogischen Verleumdung. Der große Freiherr vom Stein war durchdrungen von vornehmer Bildung; und Wilhelm v. Humboldt, der klassische Repräsentant harmonischer Geisteskultur, war Staatsmann. Aus Frankreich kamen der Materialismus des 18. Jahrhunderts und der Naturalismus nebst literarischer Dekadenz des 19. Jahrhunderts. In dieser Epoche nationaler Verfinsternung, die innerhalb 80 Jahren drei Revolutionen und ein 1870 erlitt, hat Gobineau geschrieben. So erklärt sich die heroisch-pessimistische These dieses unzeitgemäßen Geistesaristokraten.

Und so ist es nur natürlich (was der französische Formalismus schwer versteht), daß der dort übersehene Gobineau gerade bei uns entdeckt und gewürdigt wurde. Und gerade durch Richard Wagner. Wir ahnten und empfanden den Kern seiner Gemütsrichtung; dieser Kern ist weder „Germanismus“ noch „Arianismus“, weder „Imperialismus“ noch „Feudalismus“ — sondern der schlichte, alt-ewige Idealismus. Dieser Idealismus sagt: „Je suis fils de roi“; der Zynismus sagt (nach Zolas Buchtitel): „Nous sommes des bêtes humaines.“ Jener richtet sich nach der Würde im Menschen; dieser beschaut und schildert das Tier im Menschen. Demnach stand Gobineau in dieser ganzen herrschenden Literatur des Materialismus genau so einsam und marktfremd — wie Heinrich v. Stein um das Jahr 1887 im Zolaismus Berlins.

Hier sind wir nun wieder bei der Ästhetik angelangt, die ja jederzeit innig mit dem Menschentum verflochten ist. Und da fragt es sich nun: Dürfen wir Deutschen über den Wert einer französischen Versdichtung ein ästhetisches Urteil aussprechen? Schwerlich. Wir müssen es einem verständnisfeinen — ich sage ausdrücklich: verständnisfeinen, nicht ungünstig gestimmten — Franzosen überlassen, einem französischen Gobineau-Berehrer, der zugleich ästhetischer Fachmann ist. Auch ich selbst, obschon Elsässer und vor 1870 geboren, maße mir über „Amadis“ kein ästhetisches Urteil an. Nur einen Eindruck will ich hier wiedergeben.

Gobineaus Dichten fällt durch Zwanglosigkeit auf. Er ist kein Mann der Feile; er plaudert ungezwungen, aus natürlicher Fülle heraus. Gobineau ist bei aller Bildung und Belesenheit, bei allem Fleiß dennoch nicht unwittert von Stubenluft; dazu ist der vielgereiste Graf zu frei und beweglich. Das Ganze ist von einem prächtigen inneren Schwung durchpulst. Und daneben ist er, der immer geistig Gesunde, von einer befreienden und geistvollen Ironie gegenüber Minderwertigem.

Aber diese Vorzüge seiner Frische und Freudigkeit werfen auch ihre Schatten.

Gobineaus Versbildung ist meinem Gefühl nach — das ich bei Seillière bestätigt finde — von zu großer Sorglosigkeit bezüglich der Technik nicht freizusprechen ¹⁾. Diese Persönlichkeit ist vor allen Dingen Mensch und geht dem Artisten auch räumlich aus dem Wege, hierin vergleichbar einem freilich meisterhaften Versformer wie Lord Byron. Dafür sind Gobineaus Verse um so natürlicher, ohne den pathetischen Ton eines Viktor Hugo, und doch fähig, in edlen Schwung überzugehen, sobald es die Stimmung erfordert. Seine lebensphilosophische

¹⁾ Seillière, dessen Buch eine Notwendigkeit war, ist ein geistvoller Kritiker, der näher bei Nietzsche steht als bei Dreyer; besonders die historische Einleitung seines Buches ist bemerkenswert. Er wirft dem gräflichen Dichter manche Fehler in der Vers Technik vor, besonders „überall Nachlässigkeit“. Was er (S. 417) an einzelner Herausgreifung und Tabellierung, ist gewiß richtig. Aber — er ist Anatolyer; die innere Lebenswärme und geistige Ganzheit des Werkes insgesamt vermag er, aus einem Mangel seines Organismus heraus, nicht nachzugestalten.

Gedankenfülle verleitet ihn oft, zu oft dazu, die epische Gestaltung zu unterbrechen. Dafür aber gelingen diesem freizügigen Impressionismus oft glänzende Partien, wenn es auch mehr Glücksfunde als wirklich aus bewußt geläutertem Kunstgeschmack hervorgegangene Stellen sind. Seine Gewohnheit, oft vier bis fünf gleiche Reime aneinanderzufügen oder das Versmaß plötzlich zu wechseln, wirkt nicht immer geschmackvoll, entspringt nicht immer einer inneren Notwendigkeit. Alles in allem haben französische Kritiker wahrscheinlich recht, wenn sie die Stärke Gobineaus in der Prosa sehen, nicht im Vers. Wahrscheinlich: ich wage, wie gesagt, als Deutscher hierüber kein Urteil.

* *

Und noch einige leichten Schlußbemerkungen . . .

Ist es genealogisch überhaupt erwiesen, daß Graf Gobineau vom norwegischen Piraten Ottar Jarl oder gar vom Gawain der fabelhaften Tafelrunde abstamme? Nein. Die begüterte bürgerliche Familie der Gobineaus saß in Ijon bei Bordeaux. „Der Titel eines Syndikus von Ijon, welches Amt in der Familie erblich wurde, galt dem Grafentitel für äquivalent“ (Kreyer). Gobineaus Vater war Adjutant beim Grafen von Artois, dem späteren König Karl X.; ein royalistischer und religiöser Zug ging durch die Familie. Aber die nordische Abstammung dieses Geschlechtes scheint eine Phantasie Gobineaus zu sein, ein Spiel, nicht viel höher zu bewerten, als wenn etwa der Verfasser dieser Zeilen seinen Namen (lionheart) von — Richard Löwenherz ableiten wollte, um sich damit die entsprechenden heldischen Eigenschaften anzubeweisen, sehr zur Mitfreude sämtlicher Bevattern des gleichen Namens. Nein, der liebenswürdige und geistvolle Plauderer, der unermüdlche Schöpfer, Arbeiter, Weltwanderer Gobineau, in dem gute altfranzösische Züge unverkennbar sind, stammt im wesentlichen aus der Gascogne — worauf wir aber gleichfalls nicht viel Wert legen, da wir Geist nicht aus dem Körper, Genie nicht aus der Familie erklären. Dr. Friß Friedrich sagt darüber (im Anschluß an Seillière):

„Es ist gar kein Gedanke daran, daß die Gobineau irgendwie mit

der normännischen Adelsfamilie der Gournay dem Blute nach zusammenhängen. Sie stammen von guten gaslonischen Goldschmieden, Tuchhändlern und Notaren und haben nicht das mindeste Recht, irgend ein Adelsprädikat, geschweige denn den Grafentitel zu führen, es sei denn — das Recht der Gewohnheit. Es ist also höchst abgeschmackt, Gobineau, wie immer und immer wieder geschieht, als den normännischen Grafen zu bezeichnen; denn damit soll nicht etwa gesagt werden, daß seine Familie aus der Landschaft Normandie und nicht aus Berry, Poitou oder Bourbonnais stamme, sondern daß in seinen Adern germanisches Blut fließe, und davon kann bei ihm nicht in höherem Maße als bei irgendwelchem (?) andern Franzosen die Rede sein. Möglich ist es natürlich, aber wahrscheinlich gemacht ist es in keiner Weise. Soll aber das Epitheton die Geistesart Gobineaus kennzeichnen, so dürfte der Nachweis, daß das souveräne Vorwalten der Phantasie vor der Logik, das Gobineau vor allem eignet, gerade germanische Eigentümlichkeit sei, wohl ein ebenso schwieriges Stück Arbeit sein wie die Errichtung des Gournay-Gobineauschen Stammbaums.“ (Studien über Gobineau, S. 221.)

Wenn wir in die Tiefe gehen, werden wir denn doch wohl auf allerlei Geäder stoßen, das den Dichter der „Renaissance“ und des „Amadis“ mit Bayreuth und Weimar innerlich verbindet. Aber mit Betonung heben wir nochmals hervor, daß keine Familie und keine „Dichtermutter“ die schöpferische Begabung erklärt. Es sind häufig in derselben Familie verschiedenste Artungen des Willens, der Seele, des Temperaments; und es gibt herzensgeniale Frauen genug, deren Söhne keine berühmte Männer wurden. Wenn sich die Wut des Alles-Erklärens einmal beruhigt hat, werden wir uns hoffentlich um so liebevoller wieder an der Sache selber erfreuen: an den Wundertaten der schöpferischen Persönlichkeit.

Der schöpferischen Persönlichkeit! Sie fassen wir zum Schlusse noch einmal als das Wesentliche. Wir legen sie in jenem weiten Sinne aus, den Schiller in den „Künstlern“ geprägt hat: alles Bilden und Gestalten umfassend, ob an Menschen oder in Ton, Wort, Farbe, Marmor, ob Michelangelo, Goethe, Beethoven oder Fröbel und

Pestalozzi, ob König auf dem Thron oder Chamisso's tapfere Waschfrau. Hier gibt es nur Gradunterschiede hinsichtlich der Wirkungsweite und Wirkungstiefe; nicht hinsichtlich des Standes als solchen. Gobineau selber eignet sich diese Gleichbewertung ethischer mit ästhetischer Kultur auf der Grundlage des schaffenden Willens an, indem er seinen Michelangelo zu Vittoria Colonna äußern läßt: „Ob der Mensch einzig an sich arbeite [wie Vittoria] oder, seine Tätigkeit über die tote Materie ausbreitend, ihr Bewegung und Leben einhauche [wie Michelangelo], in beiden Fällen ist sein Werk dasselbe: er stellt seinesgleichen Beispiele hin. Und man kann wahrheitsgemäß sagen, daß die tugendhaftesten der Menschen Phidiasse sind, während die vollkommensten Künstler ebenso große Betreuer sind als die Philosophen und die Heiligen.“

Denn in uns allen ist ein Dichter. Kein Mensch ist von dieser seelischen Macht der Umgestaltung und der Verklärung ausgeschlossen, gleichviel in welchen Formen wir sie ausstrahlen mögen. Hierin sind wir durchaus Demokraten.

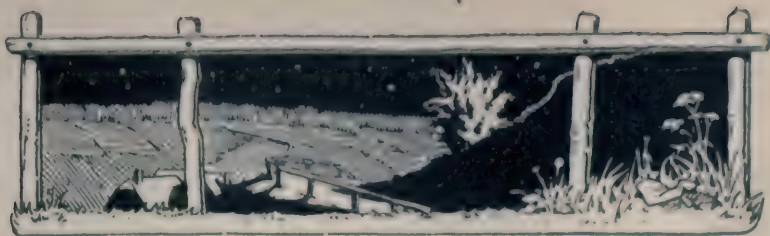
Und so schließen wir diese Unterhaltung über die Amadis-Edelrasse, die das Licht mit seinen nährenden, wärmenden, umgestaltenden Kräften über die Erde trägt als eine wahrhaft „helle Rasse“, mit einem Preiswort auf den Dichter in uns. Dem schaffenden Dichter in uns steht der ordnende Bürger in uns gegenüber und hält ihm das Gleichgewicht; oft bekämpfen, bespötteln, zerstören sich die beiden; in wohlgebildeter Seele aber ergänzen und befreunden sie sich zu Maß und Stete, zu jener erworbenen Freiheit, die sich selber gewissenstrenge Gesetze gibt, im Einklang mit den Gesetzen des Kosmos. Den Dichter der „Künstler“ und den Dichter des „Tasso“ — beide hat dies Problem als ein recht eigentliches Grundproblem in Leben und Dichten tief beschäftigt. Schön und bedeutsam stehen sich in „Meisters Lehrjahren“ (II, 2) Dichter und Bürger — in Wilhelm und Werner — vorerst noch unausgeglichen gegenüber; und vom Dichter heißt es dort begeistert:

„Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen!
Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wonach? Nach

dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in andren, nach einem harmonischen Zusammensein mit vielen, oft unvereinbaren Dingen. Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung tut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt! Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinübergeseht . . . Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegengeht, so schreitet die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne, von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Übergängen stimmt seine Harfe zu Freud und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens, wächst die schöne Blume der Weisheit hervor; und wenn die andren wachend träumen und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was ihm geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen . . . Ja, wer hat, wenn du willst, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?"

Der Dichter in uns allen . . . Er ist auch das Kind in uns: die verjüngende Kraft, die vereinfachende Kraft, die Kraft der Regeneration. Kinder kommen mit lichten Augen und lichtem Haar zur Welt: sie sind die wahren Arier. Wenn wir — in immer „wiederholter Pubertät“, wie Goethe zu Eckermann bemerkt — immer wieder aus diesem Jungbrunnen unsrer geheimsten Persönlichkeit Kraft schöpfen, so werden wir das Himmelreich in uns haben und es im Sinne der Amadisshelden über die Erde tragen.





Schiller

III.

Ein Jahr Theaterarbeit mit viel kostspieligen Zerstreuungen; unausführbare Anregungen, die dortige Schaubühne zu einer musterhaften Nationalbühne zu erheben; besonders aber eine lange und schwere Fieberkrankheit — das war es, was den Dichter hinter den sumpfigen Festungsgräben von Mannheim erwartete. Und neue Schulden häuften sich zu den unbezahlten alten. Die leidige Geldfrage verdunkelte sogar die Erinnerung an die Bauerbacher Freundschaftstage: denn in peinlichen Briefen muß er der Freundin darlegen, daß er Gelder, wofür die selbst nicht sehr bemittelte Frau Bürgschaft übernommen hatte, nicht bezahlen kann! Dazu verdrängte Ifflands brauchbare Mittelmäßigkeit durch geschickte Familienstücke den Dichter der „Räuber“ auch beim Publikum. Schiller gab nach Ablauf des unerquicklichen Jahres seine Stellung auf und machte Anstalt, durch Gründung einer Zeitschrift („Rheinische Thalia“), sich dem Publikum in die Arme zu werfen.

Abermals griff das Schicksal ein. „Vor einigen Tagen“ — so schreibt er im Juni 1784 an Frau von Wolzogen — „widerfährt mir die herrlichste Überraschung von der Welt. Ich bekomme Pakete aus Leipzig, und finde von vier ganz fremden Personen Briefe, voll Wärme und Leidenschaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, sehr schöne Gesichter, waren darunter. Die eine hatte mir eine kostbare Briefftasche gestickt . . . die andere hatte sich und die

drei Personen gezeichnet . . . ein dritter hatte ein Lied aus meinen Räubern in Musik gesetzt.“

Schillers bis zur Unruhe entwickelter Drang nach schöpferischer Geistestätigkeit sehnte sich immerzu nach dem wohlthätigen Gegengewicht einer beruhigenden Häuslichkeit, nach Frauenteilnahme, nach männlicher Freundschaft. Und so wandte er sich, nachdem einige Monate weiterer Tiefstimmung den Rhein entlang gezogen waren, an diese Leipziger Verehrer. Rasch fanden sich die Herzen. Und damit hatte Schiller seinen wertvollsten Freund gewonnen, einen besonnenen und gereiften Charakter, den Juristen Christian Gottfried Körner. Er war es, der vielseitig begabte Dilettant im besten Sinne des Wortes, der jenes Lied komponiert hatte; die beiden Damen waren seine Braut Minna Stod und deren Schwester Dora; der vierte (Huber) war mit Dora so gut wie verlobt. (Vgl. W. u. W., I, S. 156 ff.)

Es war Zeit, daß Schiller eine frischere Welt fand. Eben in jenen Monden der ersten Briefe an Körner war sein suchendes Herz wiederum verstrickt. Diesmal war es die bedeutendste Frau, die bisher seinen Weg gekreuzt hatte: Freifrau Charlotte von Kalb. Die Bauerbacher Damen waren seelengut — aber diese Frau war bedeutend. Sie hatte freilich Überschuß an schwärmerisch-mystischen Gefühlen, was für den ohnedies schon Vergrößerung liebenden Idealisten kein Segen war. Aber die vornehme Frau gab durch Austausch reiche Anregung, und sie hatte Beziehungen zu den Höfen von Darmstadt und Weimar. Sie erzog und formte den Dichter, der ihren Herzensreichtum geweckt hatte, sie besserte seine mangelhafte Vortragsweise und brachte ihn am zweiten Weihnachtstage an den Darmstädter Hof zum Vorlesen des ersten Aktes von „Don Carlos“. Karl August von Weimar war anwesend — und tags darauf war Schiller zum weimarischen Rat ernannt.

Ein Jahrzehnt vorher hatte derselbe Fürst auf einer ebensolchen Rheinreise Goethe für Weimar gewonnen. So waren übergeordnete Mächte an der Arbeit, die zwei bedeutendsten Geister zueinander zu bringen.

Doch die Freundschaft mit Charlotte von Kalb drohte in Leiden-

schaft überzugehen. Und die Theilnahme des Publikums an seiner Zeitschrift war nicht besonders ermunternd; auch Verdruß mit den dortigen Schauspielern, die er in seiner „Thalia“ besprochen hatte, wirkte mit. Kurz, er riß sich aus dumpfen Zuständen los und eilte in eine größere Welt. „Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen. O, meine Seele dürstet nach neuer Nahrung, nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigsten Bekettung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Dasein in einen lebendigen Schwung bringen!“

So war seine Stimmung. Der mehr praktische als vom Herzensdrang eingegebene Vorsatz, sich mit Margarete Schwan, der Tochter seines Mannheimer Verlegers, zu vermählen, zerbrach sich bald gleichfalls. Außer der heißherzigen Charlotte, die er später in Weimar wiederfand, weinte ihm niemand eine Träne nach, als allenfalls sein treuer Streicher, den er nicht wiederfand, der aber in Wien später sein Glück machte und uns ein sorgsam Erinnerungsbüchlein an den großen Freund hinterlassen hat.

Am Sonntag den 17. April 1785 traf Schiller in Leipzig ein. Und im Herbst des Jahres zog er vollends nach Dresden in die junge Häuslichkeit des neuen Freundes.

*
*
*

„Unser Schuldbuch sei vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt!“ Wie ein Siegesfeuer flammt aus jenen zwei schönen Jahren zu Leipzig und Gohlis, zu Dresden und Loschwitz das stürmische Lied „An die Freude“ empor. Jetzt war der Dichter in der ihm gemäßen Welt, wenn auch noch nicht in der ihm so notwendigen tätigen Enge. Hier fand er herzliche Mitarbeit und gebildete Geselligkeit. Körner war

eine philosophische Natur und doch ein Mann von praktischer Umsicht und künstlerischen Anlagen. An schriftstellerischen Plänen fehlte es nie, wie der unvergleichlich wertvolle Briefwechsel zwischen Schiller und Körner öfters verrät, aber zur Ausführung kam es selten. Das Feld, das er sich in liebevoller Selbstbescheidung neben dem überragenden Freund absteckte, war wesentlich die Pflege einer verständnisvoll mitschaffenden Kritik. Er half Schiller wachsen, und er wuchs dabei selber. „Was existiert im unermesslichen Reich der Wahrheit,“ schreibt ihm Schiller, „worüber Menschen wie wir, verbrüderet wie wir, nicht endlich Meister werden sollten? Freuen Sie sich, teurer Freund, daß unsere Freundschaft das Glück hatte, da anzufangen, wo die gewöhnlichen Bande unter den Menschen zerreißen. Fürchten Sie von nun an nichts mehr für ihre unsterbliche Dauer. Ihr Terrain ist die Ewigkeit und ihr non plus ultra die Gottheit“ (7. Mai 1785). Sie suchten nicht sich selber, diese beiden: sie suchten dahinter ein gemeinsames Reiseziel.

Schiller hatte zu Mannheim so tief in Schulden gesteckt, daß ihm die Reise gar nicht möglich gewesen wäre, wenn ihm nicht der tüchtige Buchhändler Bösch die schlechtgehende „Thalia“ abgekauft hätte. Körners Freund Huber hatte das vermittelt; und Körner selber griff nun in ebenso unbefangener wie taktvoller Weise ein, um unserem Dichter sorgenloses Schaffen zu ermöglichen. Im Körnerschen Weinberghäuschen bei Loshwitz ist denn auch das Werk zu Ende gelangt, das schon in der Bauerbacher Gartenhütte begonnen worden: „Don Carlos“. Hier war die rechte Umgebung dazu, aus Gefühlen der Freundschaft heraus einen Marquis Posa, eine Königin, einen Infanten zu schaffen. Als Gegenstück wurde ein „Menschenfeind“ erdacht, der aber bezeichnenderweise nicht vom Fleck kam und unbedeutendes Bruchstück geblieben ist. Als Prosaarbeiten für die „Thalia“ entstanden damals: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“, ein packender novellistischer Nachklang zu Karl Moor, und besonders der „Geisterseher“, dessen bedeutende Erzählungsweise bedauern läßt, daß Schiller diese Seite seiner Fähigkeit nicht auch noch entfalten konnte.

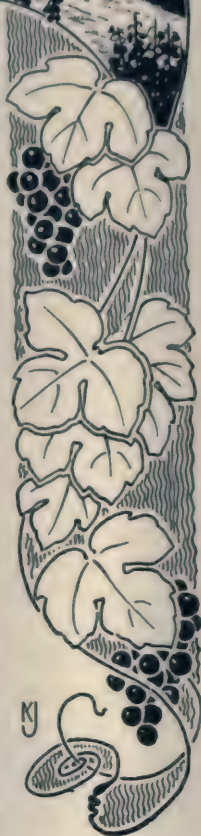
Dazu kam eine anregende Geselligkeit, z. B. der genannte Buch-

händler Götschen; der Maler Graff, dem wir das bekannte (topfstühende) Bildnis des Dichters verdanken; auch einmal eine kolette Henriette von Arnim, die dem immer noch suchenden Dichter Verdruß verschaffte — und Aussprachen mit Körner, wovon die „Philosophischen

Briefe“ zwischen Julius (Schiller) und Raphael (Körner) Zeugnis ablegen. Briefe freilich, die Schiller, außer dem letzten, selber schreiben mußte, da sein plänereicher „Raphael“ Körner zu schwer zur schriftstellerischen Tat aufzumuntern war.

Aber so wohlthuend dieser geistige und herzliche Austausch war: er gab nicht das Letzte. Er gab nicht die fest umschriebene Stellung. Nach etlichem Schwanken, ob er als Theaterdichter zu dem werbenden Schröder nach Hamburg übersiedeln — also wieder das Publikum auffuchen sollte; oder ob es geratener wäre, sich kühn und schroff der eigenen Vertiefung zu widmen: wählte Schiller den schwereren Weg. Der weimarische Rat zog, ohne besondere Aussicht, nur vom Instinkt geleitet, in die Stadt der feinsten deutschen Geister, um sich dort neben den Größten seinen Platz zu erkämpfen. Am 21. Juli 1787 traf er in Weimar ein.

Hier unterbrechen wir uns einen Augenblick, um auf ein Zahlenspiel aufmerksam zu machen, das uns Schillers Entwicklung sofort anschaulich klarlegt. Man nehme die Zahl 7. Im Jahre 1773 greift der Herzog ein und holt den jungen Schiller auf seine Militärschule. Sieben Jahre danach (1780) befreit sich der erwachsene Dichter inner-



lich von diesem Druck und schreibt die „Räuber“. Wieder sieben Jahre später (1787) zieht der Dichter in Weimar ein, nach Vollendung des „Carlos“, entschlossen, hinfort nicht mehr dem Theaterpublikum, sondern den „Besten der Nation“ genugsutun. Abermals sieben Jahre später (1794) ist der Gipfelpunkt dieser Entwicklung erreicht: Schiller findet Goethe.

* * *

Vorerst nun noch ein Wort über den wichtigen „Don Carlos“! Während im „Fiesko“ bereits politische Verwicklungen oder doch Intrigen zur Behandlung kamen, als erster Hinweis auf den späteren historischen Dramatiker, ist „Kabale und Liebe“ eine bürgerliche Fortsetzung der „Räuber“, als Bühnenstück packend wie diese, in der Charakterzeichnung des Musikus Miller sogar den Räubern überlegen, aber ohne die romantische und elementare Waldpoesie des Erstlingswerkes.

Mit „Don Carlos“ beginnt die Verinnerlichung, ohne daß aber der Schwung der ersten Stücke abgestreift wäre. Hier meistert der Dichter zum erstenmal den Jambus, und zwar in glänzender Diction; dazu kommt der stolze Gedankenflug, das ideal erfasste Thema, die Verwicklungen und Überraschungen an diesem meisterhaft unserem Gefühl nahegebrachten spanischen Hofe.

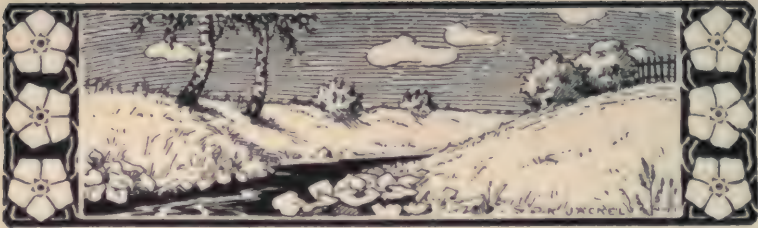
Der Gang des „Don Carlos“ ist dieser: Aus begehrender Liebe zur Königin reißt der Infant unter des bedeutenden Marquis Posa Führung zu einer größeren und idealen Liebe; seine Neigung wird „die Welt mit allen kommenden Geschlechtern“. Den Anfang dieser neuartigen Liebe soll das zu befreiende Flandern bilden. Aber — durch rasch hintereinander herjagende Übereilungen, Intrigen und Zufälligkeiten stürzen die drei Idealisten: Posa, Carlos und Königin.

Und damit stürzt leider auch der große Gedankenzug des Stückes. Denn der sonst so besonnene Posa wird auch durch Schillers geistvolle „Briefe über Don Carlos“ in seinem unverständlichen Verschweigen und dann Wiederüberstürzen kaum entschuldigt. Vor allem aber: es wird uns der fast theatralischen Täuschungen und Zufällen

zuletzt zu viel! Wir hatten bis nach Posa's großer Unterredung mit dem König erwartet, daß sich das bedeutend angelegte Stück rein von innen heraus durchführen würde, indem die verträhte Größe dieser idealen Forderung an den Charakteren und Verhältnissen scheitern werde.

Alle diese Mängel beeinträchtigen nicht den heißherzigen Schiller-
ton, der zum erstenmal durch Rhythmus beflügelt im Don Carlos
aufklingt. Schiller hat jene drei hohen Menschen — Königin, Carlos,
Posa — in sich selber erlebt. Vom egoistischen Begehren eines
unrechtmäßigen Einzel-Glückes — Frau von Kalb — immer mehr
emporzuwachsen in das liebende Umfassen der zu befreienden Mensch-
heit: — das war sein eigenes Ziel.





Aus:
Agnes von Lilien

Roman von Karoline von Wolzogen

„Kein Ball, keine Assemblée verging, wo mir nicht irgendeine Gestalt erschien, welcher ich mich mit Liebe näherte und nach der ich in den folgenden Tagen eine leidenschaftliche Sehnsucht empfand . . . Es war immer etwas Unbeschäftigtes, etwas Überflüssiges in mir, welches nach einem Organ zur Wirksamkeit rang.“

Karoline von Wolzogen („Agnes von Lilien“).

Borbemerkung. Schillers geist- und phantasievolle Schwägerin Karoline, geb. von Lengefeld, vermählt mit v. Beulwitz, dann geschieden und neu vermählt mit Wilhelm von Wolzogen, war auch schriftstellerisch tätig. Diese reich veranlagte, aber nie ganz beruhigte Frau hat bekanntlich eine wertvolle Biographie Schillers geschrieben; und ihr Roman „Agnes von Lilien“ erregte Aufsehen. Das Werk erschien zuerst ohne Namen in Schillers „Horen“ (1796), dann zu Weihnachten des folgenden Jahres als Buch. Es ist interessant, die verschiedenen Bemerkungen darüber in den Briefen von Schiller, Körner und Goethe zu vernehmen. Man beachte besonders den Lichtstreif, der dabei auf das Verhältnis Schillers zum Schlegelschen Kritizismus fällt!

Schiller an Goethe (22. Nov. 96): „Wahrscheinlich werden Sie Humboldten morgen sehen, der auf einige Tage nach Erfurt verreist. Er wünscht sehr, den Abend mit Ihnen zubringen zu können. Er bringt auch das X. Horenstück mit, wobei ich Sie auf eine Erzählung ‚Agnes von Lilien‘ aufmerksam mache“ . . .

Schiller an Cotta (30. Nov. 96): „Die ‚Agnes‘ macht, wo ich davon sprechen höre, allgemeines Glück“ . . .

Schiller an Goethe (6. Dez. 96): „Mit der ‚Agnes von Lillen‘ werden wir, scheint es, viel Glück machen: denn alle Stimmen, die ich hier darüber hören konnte, haben sich dafür erklärt. Sollten Sie es aber denken, daß unsre großen hiesigen Kritiker, die Schlegels, nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß das Produkt von Ihnen sei? Ja die Madame Schlegel meinte, daß Sie noch keinen so reinen und vollkommenen weiblichen Charakter erschaffen hätten, und sie gesteht, daß ihr Begriff von Ihnen sich durch dieses Produkt noch mehr erweitert habe. Einige scheinen ganz anders davon erbaut zu sein als von dem vierten Bande des ‚Meister‘ [!]. Ich habe mich bis jetzt nicht entschließen können, diese selige Illusion zu zerstören.“

Goethe an Schiller (7. Dez.): „Lassen Sie mir solange als möglich die Ehre, als Verfasser der ‚Agnes‘ zu gelten. Es ist recht schade, daß wir nicht in dunkleren Zeiten leben; denn da würde die Nachwelt eine schöne Bibliothek unter meinem Namen aufzustellen haben. Neulich versicherte mich jemand, er habe eine ansehnliche Wette verloren, weil er mich hartnäckig für den Verfasser des Herrn ‚Stark‘ gehalten habe.“
[! ‚Herr Lorenz Stark‘ hieß der kleindürgerliche Roman (1795) des Berliner Rationallisten und Populärphilosophen Joh. Jakob Engel.]

Schiller an Cotta (2. Jan. 97): „Den Verfasser der ‚Agnes‘ kann ich Ihnen noch nicht nennen. Hier und in der ganzen Gegend hält jedermann Goethen dafür, er ist’s aber nicht.“

Rörner an Schiller (21. Jan. 97): „Wir haben ein Exemplar vom 12. Stück der Horen gesehen und sind sehr auf die Fortsetzung von ‚Agnes von Lillen‘ gespannt . . . Über den Verfasser wird oft unter uns gestritten. Minna hatte eine Idee, daß es von Dir sein könnte. Ganz unwahrscheinlich ist der Gedanke nicht, nur zweifle ich, daß Du Dir die Mühe machen würdest, eine Maske so lange zu tragen . . . Die zweite Lieferung hat, deucht mich, mannigfachen Gehalt als die erste, und ich weiß gar nicht mehr zu raten. Daß es die Arbeit eines vorzüglichen Kopfes ist, bin ich überzeugt, aber gegen Goethen wollte ich wetten. Es fehlt eine gewisse Einfachheit in der Behandlung. Auch sei das Ganze das Ansehen eines Pendant zu ‚Wilhelm Meister‘, und Goethe hat noch nie zwei ganz ähnliche Werke einander folgen lassen. Solche treffenden Züge in der Charakterdarstellung, die einen tieferen

Blick verraten und woran man Dich oder Goethen erkennen würde, findet man eben nicht. Der Stil ist fließend und in der zweiten Lieferung weniger gepußt. Kurz, ich verzeihe es diesmal der Schlegelschen Familie, wenn sie von dem Teufel der Neugierde übel geplagt werden."

Schiller an Körner (23. Jan. 97): „Dein Urteil über Agnes Lilien hat Dich nicht getäuscht. Auch diese Fortsetzung wird es bestätigen. Es ist unerlaubt, wie bejubelt die Herren Schlegel urtheilen, daß ‚Agnes‘ nicht nur von Goethe sei, sondern auch zu seinen schönsten Arbeiten gehöre."

Schiller an Goethe (16. Mai 97): „Es wird doch zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel. So hat er kürzlich dem Alexander Humboldt erzählt, daß er die ‚Agnes‘ im Journal ‚Deutschland‘ rezensiert habe, und zwar sehr hart. Jetzt aber, da er höre, sie sei nicht von Ihnen, so bedaure er, daß er sie so streng behandelt habe. Der Vasse meinte also, er müsse dafür sorgen, daß Ihr Geschmack sich nicht verschlimmere. Und diese Unverschämtheit kann er mit einer solchen Unwissenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die ‚Agnes‘ wirklich für Ihr Werk hielt" . . .

Als dann das Buch erschienen und der Name der Verfasserin bekannt war, tauschten die beiden Dichter ihr endgültiges Urteil untereinander aus. Zunächst äußerte sich sehr zutreffend

Goethe an Schiller (3. Febr. 1798): . . . „Ich habe auch dieser Tage den zweiten Teil von ‚Agnes von Lilien‘ gelesen. Es ist recht schade, daß diese Arbeit übereilt worden ist. Die summarische Manier, in der diese Geschichte vorgelesen ist und die, gleichsam in einem springenden Takt, rhytmisch eintretenden Reflexionen lassen einen nicht einen Augenblick zur Behaglichkeit kommen, und man wird hastig ohne Interesse. Dies sei zum Tadel der Ausführung gesagt, da die Anlage so schöne Situationen darbietet . . . Was das Naturell betrifft, das dieses Werk überhaupt hervorgebracht, so erregt es immer noch Erstaunen, wenn man auch den Einfluß Ihres Umgangs auf die Entstehung und Ihrer Feder auf die Vollbringung des Werks nicht verkennen kann . . . Meyer ist voller Verwunderung, der sich sonst nicht leicht verwundert."

Schiller an Goethe (6. Febr.): „Sie scheinen mir auf das Produkt meiner Schwägerin einen größeren Einfluß einzuräumen, als ich mir gerechterweise anmaßen kann. Plan und Ausführung sind völlig frei

und ohne mein Zutun entstanden. Bei dem ersten Teil habe ich gar nichts zu sprechen gehabt, und er war fertig, ehe ich nur seine Existenz wußte. Bloß dieses dankt er mir, daß ich ihn von den auffallenden Mängeln einer gewissen Manier in der Darstellung befreite, aber auch bloß solcher, die sich durch Wegstreichen nehmen ließen, daß ich durch Zusammenziehung des Bedeutenden ihm eine gewisse Kraftlosigkeit genommen und einige weitläufige und leere Episoden ganz herausgeworfen. Bei dem zweiten Teil war an nichts zu denken als an das Fertigwerden, und bei diesem habe ich nicht einmal mehr auf die Sprache Einfluß gehabt. Wie also der zweite Teil geschrieben ist, so kann meine Schwägerin völlig ohne fremde Beihilfe schreiben. Es ist wirklich nicht wenig, bei so wenig solider und zweckmäßiger Kultur und bloß vermittelt eines fast leidenden Auf-sich-wirken-lassens und einer mehr hinträumenden als halbbesonnenen Existenz doch so weit zu gelangen, als sie wirklich gelangt ist.“

Die folgende Stilprobe ist den ersten Seiten des Buches entnommen. Der Schauplatz ist ein Pfarrhaus, worin dies achtzehnjährige Mädchen lebt, das hier seine Geschichte selber erzählt.

*
*
*

Es war einer der ersten schaurigen Herbstabende. Ein dichter Nebel lag in den Tälern, der Wind trieb stürmisch graue Wolken über den östlichen Himmel, und der West flammte in tiefem Purpurrot. Gelbe Blätter flogen aus den schon halb nackten Wipfeln der Bäume und flatterten an den Fenstern vorbei. Das Knistern des Feuers im Kamin versammelte den ganzen kleinen Haushalt. Alle Bilder des herannahenden Winters spielten in der ersten erwärmenden Flamme empor, und jedes Mitglied der Familie durchslog in Gedanken den Kreis seiner Geschäfte, die Freuden und Leiden, denen es in diesem Zeitraum entgegenseh.

Mein Vater saß mit jener weisen Ruhe, die des Wechsels gewohnt ist und Jahre wie Tage gleichmütig vor sich hinziehen sieht, in seinem Lehnstuhl. Er legte den Plutarch aufgeschlagen aus der Hand, weil es finster wurde, und nahm die großgedruckte Bibel vor sich, um einen Text für die nächste Sonntagspredigt zu wählen. Rosine ging im Zimmer auf und ab, das blankgeschuerte Geräte

aus der Küche herbeizuholen, welches ich mit zierlicher Ordnung in den Wandschrank im Hintergrunde des Zimmers aufstellte. Man zog die Türschelle und mein Vater rief: „Agnes, mein Kind!“ Schon war ich an der Haustüre. Es war halbfenster, doch konnt' ich noch bemerken, daß eine fremde Gestalt hereintrat. „Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte ich; und er erwiderte: „Ich bin ein Reisender und sehr ermüdet — man kann mich im Gasthof nicht aufnehmen; darf ich hoffen, daß der Herr Pfarrer es verzeihen wird, wenn ich ihn um ein Nachtlager bitte?“

Die Stimme war einnehmend und erregte einen sonderbaren Anteil in meinem Herzen, so daß ich die gewohnte Gastfreiheit meines Vaters mit lebhafterm Ausdruck als gewöhnlich verkündigte. „Das wird Ihnen mein Vater mit Vergnügen geben,“ sagte ich, „treten Sie herein.“ Er trug seine Bitte meinem Vater nochmals vor; dieser hieß ihn freundlich willkommen und setzte sich wieder an seinen Tisch bei dem Fenster, um einige Gedanken aufzuzeichnen, die ihm für seine Predigt eingefallen waren.

Der Fremde war ein großer, schöner Mann, seine Kleidung war sehr einfach und deutete weder Armut noch Reichtum an. Ich trug ihm einen Stuhl zum Ramin und setzte mich mit meinem Strickzeug ihm gegenüber. Die Flamme im Ramin warf einen hellen Schimmer auf sein Gesicht; und ich nahm feste und anmutige Züge wahr, aus denen nicht mehr die erste Fülle der Jugend leuchtete. Rosine hatte unterdessen Licht herbeigeht, mein Vater schrieb fort, und alles war still. Ich suchte vergebens nach ein paar Worten, um eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber nichts war mir gut genug von allem, was mir einfiel, und nie scheuete ich mich mehr, etwas Unbedeutendes zu sagen, als in diesem Augenblick. Die Furcht, er möchte mein Schweigen für Unaufmerksamkeit oder für Mangel an feiner Sitte halten, machte mir es gleichwohl peinlich. Er schien keinen Anspruch auf Unterhaltung zu machen und sah still nach dem Feuer. Zuweilen streifte sein Blick im Zimmer umher, und nur einmal ruhte er auf mir. Es war etwas unaussprechlich Anziehendes in seinem dunkelbraunen Auge; mild und still faßte es die Gegenstände, aber

zugleich so tiefeindringend, als möchte es das Verborgenste im Herzen erspähen. Mein Strickgarn fiel zu Boden, er hob es auf und gab es mir mit gerader, gutmüthiger Höflichkeit. Der Faden hatte sich um seine Hand geschlungen, sie ruhte einige Sekunden in der meinen, und ein Ring fiel von seinem Finger. Während ich den Ring aus dem Faden loswickelte, hatte ich Zeit, auf der blauen Emaille den Namen Amalie zu lesen.

Der Fremde nahm ihn mit einem flüchtigen Erröten zurück. Ob seine gebückte Stellung oder die Nähe des Feuers es verursacht hatten? oder ob der Ring lebhaftere Gefühle in ihm erregte? oder ob er den Namen seiner Schwester, seiner Freundin oder seiner Frau am Finger trug? Diese Fragen kreuzten sich in meinem Kopf, und neben dem bemerkte ich die feingeformte Hand, die soeben in der meinen gelegen hatte.

Nun legte mein Vater ein Zeichen in seine Bibel und nahte sich dem Ramin. Freundlich zog er mit der linken Hand sein ledernes Käppchen vom Haupt, reichte die Rechte dem Fremden und hieß ihn nochmals willkommen. „Sie rauchen vielleicht eine Pfeife Tabak in der kalten Herbstluft?“ fragte mein Vater. Der Fremde winkte Beifall. Ich trug nun auch den Teetisch zum Feuer; so kam alles in Ordnung, und der kleine Zirkel näherte sich einander vertraulicher, als der blaue Dampf in leichten Gewölken umherzog und der gute Tee balsamisch duftete. Nach echt griechischer Sitte schritt man erst zum Gespräch, nachdem der Gast gespeist worden war.

„Wahrscheinlich kommen Sie heute von A.“ sagte mein Vater. „Sie hatten dann eine schlimme Tagreise, es ist eine von unsern schlechtesten Straßen im Lande.“ — „So unwegsam und holpericht die Straße ist,“ erwiderte der Fremde, „so mild und freundlich scheinen mir die Menschen, die daran wohnen, und mit dem Tausche wäre man wohl gern zufrieden, wenn man es überall so haben könnte.“

Mein Vater. Ja, brave, gute Leute gibt es hier, und gibt's überall, hoffe ich. Seit fünfundzwanzig Jahren liegt meine Welt in dem engen Zirkel von wenigen Stunden beschränkt, und

wenn es mir in diesem dunkel und verwirrt scheint, so habe ich doch immer ein sicheres Mittel, wieder ins klare zu kommen.

Der Fremde. Und welches?

Mein Vater. Ich suche mir die individuellsten Verhältnisse des Menschen, der mir grundschieß und verdorben scheint, ganz bekanntzumachen. Sein Alter, Stand, Erziehung, Temperament, Vermögen, Freundschaften usw. Dann greife ich in meinen eigenen Busen, und fürwahr vieles, vieles in seiner Handlungsweise wird mir da leichter erklärlich, was mir außer jenen Beziehungen ungeheuer dünkte¹⁾.

Der Fremde. Glauben Sie an den Samen des Bösen in der Menschennatur?

Mein Vater (nachdenk). Nicht in dem Sinn, wie Sie vielleicht meinen, mein Herr; aber ich glaube, und fühle den Samen der Schwachheit in jeder menschlichen Brust; glaube, daß nicht jeder sich halten kann in der schönen Freiheit des Herzens, daß er oft das begehrt, was er nicht sollte, und dadurch zum Sklaven wird, weil er aus dem Gleichgewicht seines innern Wesens heraustritt, wo er König und Herr sein könnte.

Der Fremde. So sind wir eins! O wie freut es mich, wenn ich ein Gemüt finde, das seine Einheit bewahrte, das seine Wahrheit und Liebe lebendig erhielt! Wer in diesem schönen Kreise der Menschheit zu bleiben strebt, kann nicht irren, denn Wahrheit und Liebe sind das Wesen der Religion und Philosophie und erhalten die Gesundheit und Grazie der Empfindung. Ihr seid nun einmal die privilegierten Seelenärzte — fuhr er freundlich fort — und mich dünkt, ich sei bei einem der bescheidensten, mithin der erfahrensten. Wie bewahrt sich die Seele am freiesten im Kampf mit den widerstrebenden Eindrücken von außen und der Verdorbenheit um sich her?²⁾

Mein Vater. Freund, vor allem möcht' ich Ihnen sagen: Alle gute Gabe kommt von oben herab, vom Vater des Lichts!

¹⁾ Hier merken wir Goethes Nähe. L.

²⁾ Fast wörtlich ein Gedanke Schillers, den er in den Vorlesen über ästhetische Erziehung äußert. L.



Karoline von Wolzogen

Der Fremde. Und wenn es Seelen gibt, die nur die Richtung gegen das Licht kennen? Es windet sich die eingeschlossene Blume nach der Seite, wo ihr der Lichtstrahl entgegenbringt, aber die dunkeln Schranken weichen nicht, und ihre Farben bleiben matt und bleich. Was sollen diese tun?

Mein Vater. Sich des geahnten Lichts freuen, bis das Schicksal oder eine bis jetzt ungeahnte neue Kraft in ihrem Gemüt die Schranken zerbricht¹⁾. Jedes wahre innige Verlangen deutet auf die anziehende Kraft eines fernen Gegenstandes.

Der Fremde stand lebhaft von seinem Sitze auf, stellte sich dicht vor meinen Vater, sah ihm fest, aber freundlich ins Auge. Über meine Wangen flog eine glühende Röthe. „Du wahrer Jünger deines Herrn,“ sagte er mit sanftgehobener Stimme, indem er meines Vaters beide Hände faßte, „du besitzest seine Milde und seinen großen Sinn; wie lange suchte ich vergebens eine Seele wie die deine!“

Mein Vater sah innig zufrieden aus, und es war seit diesem Augenblick ein herzlicheres Verständnis zwischen uns dreien. Welcher feinfühlende Mensch hatte nicht solche Momente, in welchen die Seele, gleichsam als in ein feineres Element versetzt, zärtlere, innigere Beziehungen wahrnimmt, und sich leichter und fester an eine andere anzuschließen vermag, deren Schönheit sie im reinern, erhöhteren Licht erblickt!

* * *

Es entspinnt sich zwischen dem Fremden und dem jungen Mädchen rasch eine zarte Zuneigung. „Süßer Moment des Lebens, wo Sinn und Geist zuerst in der holden himmelanstrebenden Flamme emporfliegen, wie allgegenwärtig bleibst du einem zartfühlenden Gemüt! Ich war anständig erzogen, in der höchsten Reinheit und Keuschheit des Sinnes und der Einbildung; dies war der erste Mann, gegen den ich meine volle Weiblichkeit empfand. Ich fühlte mich seit seiner Gegenwart von jenem magischen Gewebe umspinnen, das die Blicke der Liebe zu er-

¹⁾ Auch hier klingt das Kant'sche Zeitalter an. L.

zeugen scheinen, und in dem all unser Tun zarter, feiner und bedeutender wird“ . . .

Es sind Anklänge an Zustände, wie sie von Lessing in „Emilia Galotti“ und von Schiller in der „Luise Millerin“ dramatisiert wurden, in der nun folgenden Verwicklung: die Liebende wird Verfolgungen ausgesetzt, aber ihre Tugend bewährt sich, und sie vereinigt sich zulezt mit dem gleichwertigen Geliebten.

Wir staunen heute, daß man diese zwar feingeistig überduftete, aber doch sehr weiche und als Ganzes nicht bedeutende Frauengeschichte einem Goethe zuschreiben konnte! Freilich sind Bemerkungen zarter Weisheit und Einsicht in die menschliche, besonders weibliche Seele jener Zeit darin verstreut, die uns aufhorchen lassen. Wir kennen schon von andren Frauen her Stimmungen, wie sie etwa in folgenden Bemerkungen des zweiten Teiles hier auftauchen:

. . . „Mein gespannter kranker Sinn lebte in einer Welt erdichteter Genüsse und Leiden; und wenn unser Herz nur in der Dichtung lebt und keinen Ruhepunkt in der existierenden Welt um sich her findet, dann drohet der Stimmung unsres ganzen Wesens Auflösung oder wilde Zerrüttung . . .

„Meine Nerven fielen, durch die dauernde Verspannung zerrüttet, in wilde Verzuckungen; und in der Erschlaffung, die darauf folgte, brach der dünne Faden, der unsre innern Erscheinungen an die äußere Welt knüpft, oft ganz ab. Ich blickte nur in mich selbst; und die Harmonie der inneren Kräfte, die uns der äußeren Welt zustimmt, war in fieberhaften Träumen zerstört.“

Andererseits denkt man an die Erfurter Freundschaftstöne und an der Schwestern Lengefeld Sympathiebeziehung zu Schiller, wenn man folgende bezeichnende und ehrende Stelle liest:

. . . „Unsre Gemüter begegneten sich nun in himmlischer Freiheit. Unausprechlich ist das Verhältnis zarter Seelen, die auf ihre gegenseitige Stärke zu rechnen wagen. Er sagte mir frei, daß er mich nie in dem Sinne geliebt hätte, wie es vielleicht meine volle Glückseligkeit erforderte, daß er das Vermögen zu einer tiefern Empfindung in sich trüge, die als Ideal des höchsten Glückes vor ihm schwebte und sich noch nie auf einen Gegenstand gesammelt habe. Welches Glück fand ich darin, die hohe Seele meines Freundes im holden Vertrauen aufzufassen! Welche Erhebung meines eigenen Wesens! Mein Zustand war

ein Wechsel von Genuß und Leiden. Meine geistigen Kräfte blieben in rascher Übung, ich hatte mein Gefühl immerwährend zu bekämpfen. Nordheim blieb mein zärtlicher Freund“ . . .

Das Buch klingt in folgende Stimmung aus: „Wie lieblich flogen die guten Geister meiner Jugend um mich her! Aller Hausrat der stillen, einförmigen Wirtschaft, jeder Winkel des Hauses rief mir eine holde Erinnerung zurück. Möchte ich bleiben, wie hier alles blieb: rein, einfach und still!“

Und so enthält der Roman noch manches Schöne, das für die Frauenseele jener geist- und gemütvollen Schöpfer-Epoche bezeichnend ist.





Tagebuch

Weihnachten. Keine Herbsttage üben auf die innerste Gemütsstimmung einen beruhigenden Einfluß aus. Es ist dann um uns und in uns Stille; wir glauben in dieser Stille feinere Töne und unsichtbare Stimmen zu vernehmen. Es ist etwas Melodisches in der Luft. An sehr stillen Herbsttagen, im Gold des Oktoberwaldes, beginnt das und setzt sich in klaren Winternächten fort. Am Weihnachten erreicht es seinen Höhepunkt.

Sind es Vorausschwüngen des Lichtfestes der Liebe, des mächtigsten, am tiefsten in deutscher Seele wurzelnden Festes? Weihnachten ist Religion und Poesie zugleich. Denn es ist Schönheit, Singen, Freude dabei. Das Kind um uns und in uns feiert dann seinen Festtag: die Urkraft der Seele, die gestaltende, erfreuende Seele. Dieser Ton ist — wie Ariels Gesang in Shakespeares „Sturm“ — nicht von der Erde, sondern von droben; es ist Offenbarung, die herabfällt aus der liebenden Urmutter Nacht.

Für den gewaffneten Verstand, den sophistischen Beweis, ist dieses Lichtfest ein Gottesfriede. Hier hat liebendes Herz das viel einfachere, viel tiefere und viel wärmere Wort. Hier ist Freudemachen das Lebensziel; Anklage wird hier nicht als Beruf empfunden. Das Leben ist hier ein schönes, freies, helles Spiel, sinnvoll und schlicht zugleich.

So kommt Weihnachtsgeist zu uns wie ein Lichtstrahl in ein Gefängnis und „malt Elysium auf die Kerkerwand“. Wie jene Sängerin, von der Walt Whitman in einem Gedicht erzählt: die allabendlich auf den Gefängniswall ging, um dort den versammelten „finsterblickenden Mördern und Falschmünzern“, nach leisemelodischem Vorspiel auf einem Instrument, mit einer alles überwältigenden Stimme „wunderliche alte

Hymnen“ zu singen. Da wachte Vergessenes in diesen verdunkelten Gefangenen auf . . .

„Ein Glanz kam aus der Sängerin klaren Augen über all die aufgerichteten Gesichter;

Alsdann erhob sie sich, schritt durch den engen Durchgang zwischen ihnen hin,

Indes ihr langes Kleid, das in der Stille rauschte, sie berührte . . .

Aber auf alle, Verbrecher wie bewaffnete Wärter, ehe sie sich erhoben,

Senkte sich mit tiefer Stille eine wunderbare Minute,

Mit tiefem, halbersticktem Seufzen und Laut roher Menschen, die zu weinen beginnen;

Erschüttert es Atmen junger Leute, die an ihre Heimat denken,

An ihrer Mutter Wiegenlied, der Schwester Pflege und glückselige Kindheit.“

*
*
*

Schillers Gattin. „Daß ich glücklich bin, fühlst Du, meine Liebe,“ schrieb Charlotte im März 1790 an ihre Freundin Friederike von Gleichen, „ich ahnte nicht, daß noch so viel Glück meiner wartete . . . Meine Seele ist so harmonisch gestimmt, leicht und froh ist mein Herz, und in einer schönen Ruhe sehe ich der Zukunft entgegen, die mich jeden Tag fester und inniger an meinen Geliebten knüpft. Mein Leben ist reich an schönen Genüssen durch seine Liebe und durch seinen Geist.“

Auf diesen Ton sind die Briefe und Auerungen dieser guten, sanft zurückhaltenden, nicht genialischen, aber doch so warm und rein fühlenden Lebensgefährtin unsres großen Dichters gestimmt. Es ist in ihr ein stilles, seelenvolles Walten, das nicht viel Worte macht; das Walten einer echten Hausfrau, von einer milden Vornehmheit umgeben. Man muß ihre Briefe lesen nach des Gatten Tod — wie das angesammelte Gefühl da ausbricht! (Vgl. z. B. das vollstmmliche Lebensbild „Charlotte von Schiller“ von Hermann Mosapp; Stuttgart, Max Kiehlmann.)

Sie war ein ganz andres Naturell als ihre glänzend nach außen hin begabte Schwester, die Schriftstellerin Karoline von Wolzogen. Und doch hat auch Lotte Schiller ihre tiefen und ernstesten Empfindungen öfters in Gedichtform niedergelegt. Hier mögen zwei Beispiele stehen: eine Erinnerung der Witwe an den Hochzeitstag und ein späteres Gebet.

Die wechselnden Gefährten

Den 22. Februar 1809 zum Gedächtnis des 22. Februar 1790

Als das Geschick dereinst zu süßem Lohne
Mir zu Begleitern Lieb' und Treu' gegeben,
Da dankt' ich mir, zum Himmel aufzuschweben;
Das Leben reichte seine Blütenkrone.

Nun faßt nur Sehnsucht jene hellen Sterne
Im Himmelstraum; die Zeit gebiert nur Schmerzen,
Und Glaub' und Wahrheit fliehen in die Ferne;
Nichts stillt die Wehmut der zerrissnen Herzen.

Die Sorge naht in grauem Nebelschleier
Und will für die Geliebten, die mir blieben,
Kein freundlich Bild der Zukunft mehr enthüllen.

Nicht eilen wir zu Tagen froher Feier,
Das Schicksal will des Herzens Kräfte üben,
Und nicht auf Erden wird der Schmerz sich stillen.

G e b e t

(1818)

Nicht den Frieden einer falschen Welt,
Den noch niemand hat in ihr gefunden,
Sagtest du uns zu, o Mittler, Held,
Der die Leiden siegreich überwunden!

Laß auch mich nicht sinken in das Grab,
Ohne über Welt und Zeit zu siegen!
Was uns je der Erde Freude gab,
Kann es unfrem beßren Sein genügen?

Zu dir blicken laß uns voll Vertrauen
Aus des Lebens bangendem Gewühle;
Gib uns Glauben, Liebe; laß uns schaun,
Was dem Dulder winket an dem Ziele.

Dann vernehmen wir getrost das Wort:
 Sarret, duldet, schauet nur nach oben,
 Unsre besten Freunde sind schon dort,
 Wo nicht mehr des Leidens Stürme toben.

Vom Gesindel. Ist dem ruhigen Zuschauer nicht schon aufgefallen, daß unsre Zeitungen mit Skandalprozessen und ähnlichen Niedrigkeiten unerträglich überladen sind — daß man aber für Berichte von Taten der Güte, der Seelenfeinheit, des Edelnsinns weder Raum noch Sprachform hat? Tugenden schlagen nicht ins Fach der Reporter. Und so wird in den Zeitungen, da nur Neuigkeiten der Sinnlichkeit und des Verstandes abgellascht werden, das Weltbild nur von der Außenseite betrachtet und in einem Klischeestil den Lesern aufgedrängt — und also verzerrt und gefälscht.

Wieviel Diakonissinnen wachen aber an Krankenbetten, wieviel Mütter zehren sich auf in sorgender Liebe, wieviel Männer oder unverbrauchte Jugend arbeiten in der Stille hart und schwer! Aber diese stille Chronik, die manchen über all dem öffentlichen Gezänk und Unflät Verzagenden kräftigen und ermuntern könnte, wird nicht geschrieben. Es ist die Seelengeschichte der Menschheit. Sie deckt sich nicht mit der Staatengeschichte; sie hat ihren Verlauf für sich, sie reicht tiefer hinab, sie kommt aus Ewigkeiten und mündet in die Ewigkeit. Sie ist es recht eigentlich, die uns angeht und die unser Beruf ist.

Aus Zarathustra-Tiefen in die Welt der Skandalprozesse, des geschlechtlichen Unrats, des Hegentessels der Gesellschaft auftauchend, hielt Friedrich Nietzsche oft empörte Umschau und schrieb z. B. jenes Kapitel „Vom Gesindel“.

„Das Leben ist ein Born der Lust; aber wo das Gesindel mittrinkt, da sind alle Brunnen vergiftet.

„Allem Keinlichen bin ich hold; aber ich mag die grinsenden Mäuler nicht sehen und den Durst der Unreinen.

„Das heilige Wasser haben sie vergiftet mit ihrer Lüsternheit; und als sie ihre schmutzigen Träume Lust nannten, vergifteten sie auch noch die Worte . . .

„Und mancher, der sich vom Leben abkehrte, kehrte sich nur

vom Gefindel ab: er wollte nicht Brunnen und Flamme und Frucht mit dem Gefindel teilen.

„Und mancher, der in die Wüste ging und mit Raubtieren Durst litt, wollte nur nicht mit schmutzigen Kameltreibern um die Zisterne sitzen.

„Und mancher, der wie ein Vernichter daherkam und wie ein Hagelschlag allen Fruchtfeldern, wollte nur seinen Fuß dem Gefindel in den Rachen setzen und also seinen Schlund stopfen.

„Nicht mein Haß, sondern mein Ekel fraß mir hungrig am Leben! Ach, des Geistes wurde ich oft müde, als ich auch das Gefindel geistreich fand!

„Und den Herrschenden wandt' ich den Rücken, als ich sah, was sie jetzt herrschen nennen: schwärmen und markten um Macht — mit dem Gefindel!“

Spricht man von Nietzsche, so soll man gerechterweise diese Rehrseite nicht übersehen: — einer der Vernichter dieses stolzen Geistes war der Ekel.

* * *

Nietzsches Werke sind in einer handlichen Taschenausgabe erschienen, nach der Zeitfolge geordnet, eingeleitet und herausgegeben von Frau Förster-Nietzsche (Leipzig, C. W. Naumann, 10 Bde., geh. je 4 M., geb. je 4,80 M.).

Somit kann man an der Hand dieser Ausgabe die Entwicklung Nietzsches verfolgen: vom Ende der sechziger Jahre, als noch Ritschl, Wagner, Burckhardt, Schopenhauers Einfluß, Erwin Rohde auf ihn wirkten, bis zu der heftigen, fast pathologischen Selbstbefreiung in „Menschliches, Allzumenschliches“ und in der „Morgenröte“, die einen neuen Abschnitt bezeichnen, und bis hinaus zur Zarathustra-Einsamkeit von Sils-Maria und zuletzt Turin (Gobineaus Todesstadt), wo die Krankheit ihn verstummen ließ.

Oft schon bin ich mit mir zu Räte gegangen, wie weit sich wohl schon Nietzsches komplizierte Erscheinung, dies Chaos von bedeutenden Einfällen und ungerechten Ausfällen, in knappe, klare Worte zusammenfassen ließe. Der Dionysische Trieb ist bei diesem Umwerter aller Werte mit so krampfartigen Erscheinungen verbunden, daß ein überreizter Zug in seinen dialektischen Zuspitzungen unverkennbar ist.

Vor allem andren ist uns Nietzsches Stolz eine sympathische

Eigenschaft; aber wir verkennen nicht, daß dieser Stolz in Hochmut überauschneellen geneigt ist und sich zuletzt in Anfällen von Größenwahn äußert, die nur pathologisch zu erklären sind. Wir bewundern die zergliedernde Schärfe und hochgestimmte Geistigkeit seiner Stilistik, spüren aber auch einen Beigeschmack von Sophistik und Virtuositum. Scharfes Licht strahlen diese Aphorismen aus. Und in Nietzsche's Jüngern ist bis jetzt Verstand und Kritik stärker als die Gemütskraft, ohne die nun einmal in der Welt Organisches nicht erzeugt wird. Ohne etliche, sogar zahlreiche Tropfen Rousseau ist deutsche Bildung nicht denkbar; hier aber ist das attische Salz eines Voltaire reichlicher zu spüren.

Und dann ist die moderne Welt derart mit Diffsigkeiten, Haß, juristischen Denunziationen angeblicher oder wirklicher Schäden überfüllt, daß es mir vornehmer und stärker scheint, aus diesen Reizungen herauszugehen. „Nimm die Peitsche mit“ —? Nein, tritt waffenlos hinaus, wenn du wirklich stark bist! Laß deinen geläuterten, auf das Edle gerichteten Willen mit ganzer suggestiver Macht wirken. Auf „die“ Deutschen, „die“ Christen, „die“ Menschen insgesamt Pfeilspitzen und Fanghaken zu werfen — ach, das ist doch wohl eine zu bequeme, stilistisch wirksame, aber ungerechte Verallgemeinerung. Deutschland hat Edelnaturen, das Christentum hat Edelnaturen, wie jedes Land und jede große Weltanschauung, sobald diese mit ganzem, ungebrochenem Idealismus in ihrem Kern erfaßt und erlebt wird. Und bringt der Siegesruf „Gott ist tot“ viel Ehre? Hat ein solch totschlagbarer Gott je gelebt?

Auch läßt sich zu den Bildungsidealen vergangener Zeit ein fruchtbarer Verhältnis denken; alle enthalten sie wurzelhaft Ewiges, das nicht veraltet; es kommt auf die belebende Kraft der Rückschau an, die aber zugleich Einschau sein muß und Emporschau. Dankbarkeit gegenüber bedeutenden Genien der Vorzeit und Gehaltenheit der Seelenstimmung sollten Prägungen wie „Begriffskrüppel“ oder „Moraltrumpeter von Säckingen“ unmöglich machen. Und so verzerrt Nietzsche noch in mancher Hinsicht sein bedeutend Weltbild . . .

Aber auch wir suchen, was dieser leidenschaftliche Pilger auf seinem andren Wege gesucht hat: — die „Erhöhung des Typus Mensch“.

* * *

Schiller als Gottsucher. „Der Geist der Muttersprache wie der Geist der Geschichte lebt am reinsten in den Dichtern, denn sie sind

das Anferbliche, die Seele des Volkes. Aber sie sind auch kein Bewissen. Ihre Stimme ruft hinein in die taumelnde Jagd nach dem Glück: ‚Haltet ein, der Pfad, den ihr wählt, ist falsch!‘ Je größer ein Volk ist, desto inbrünstiger hört es auf die Mahnung seiner Dichter und Denker. Denn was ist menschenwürdiger und ehrt den Menschen besser als Verehrung eines geistig Höherstehenden?

Wir haben noch lange nicht alles erreicht, was Schiller als Ziel für ein vollendetes Leben vor Augen sah. Unser Dasein entspricht noch nicht seinen Forderungen, es entbehrt allzu oft der Berechtigung, im tiefsten Sinne des Wortes ein Kunstwerk zu heißen.

Das Kunstwerk entsteht und gedeiht nur in der Freiheit. In jener geistigen, inneren Freiheit, die den Charakter bildet und den einzelnen löslöst aus dem grauen Einerlei der Menge. Besitzen wir diese geistige, innere Freiheit?

Schillers ideale Weltanschauung fehlt dem materiellen Charakter der Gegenwart. Flüchtiger Taumel verdrängt echten Genuß, und Schönheit senkt sich nur zögernd aus hohem Märchenland zur Erde. SchriU tönt der Mißklang der Unzufriedenheit durch alle Schichten. In Fegen fliegt der Mantel unsrer Zeit um das lebende Geschlecht, zerrissen wie im Jahrhundert des sterbenden Altertums, als eine müde Welt nach neuem Trost verlangte. Finden wir Trost bei ihm, der, selbst bis ans Ende mit Sorgen ringend, als erschöpfter Arbeiter des Geistes früh sterben ging? Und sind wir selbst reif für jenen Trost, den er geben kann, für den Trost, der im Verständnis der Schönheit liegt?

In der ästhetischen Erziehung heißt es: ‚Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen.‘ Noch ist die Welt von Zweifeln aufgewühlt, und die meisten leben, an sich selbst irre, ein ödes, trauriges Dasein, in das nur selten ein leuchtender Strahl poetischer Verklärung fällt. Aber trotzdem sehen wir nicht mehr wehmütig auf ein goldenes Zeitalter des sagenhaften Einst zurück, sondern wir hoffen, durch Entwicklung unserer Kultur und unseres inneren Menschen, einem Zustande entgegenzugehen, in dem die junge Generation ‚Freiheit vom Geseze durch den Geist‘ erlangt und in einem schönen Leben Genuße findet.

In diesem Sinne gibt Schiller die Sehnsucht nach dem Ideal zurück, und dadurch die lösende, leidbezwingende Hoffnung.

Wir sehen ihn als kräftige, glaubensmutige Kolumbusnatur, die

mitten im stürmischen Ozean der Zeit an eine schöne Welt freier Menschen, an eine Insel vollentwickelter Individuen zu glauben wagte" . . .

— So leitet Schillers Urenkel, H. von Gleichen-Rufswurm, ein elegantes Heftchen ein: „Schillers Weltanschauung und unsre Zeit“ (12. Bd. der Sammlung „Die Kultur“, Berlin, Bard, Marquardt & Ko.). Viel feine Gedanken gestalten die Lektüre dieses kleinen Buches genussreich.

Aber einige ergänzende Bemerkungen dürften sich vielleicht an diese Einleitung anschließen lassen.

Es ist nicht eigentlich die Hoffnung auf eine künftige Generation besser und schöner entwickelter Menschen, worin Schillers Trost beruht. Gewiß schwang diese Empfindung mit; aber Schiller und Goethe überließen in reiferen Jahren diese Sorge den Sorgenden: sie selbst waren Schaffende aus Freude am Tun. Der „idealische Mensch“ in ihnen war erwacht, war tätig, gab Wärme aus und erwärmte im Geben; sie formten sich zum Beispiel; sie traten in Seelenaustausch mit empfänglichen Menschen. Und diese Wechselwirkung, möglichst rein gestaltet, war ihre Form des Gottfindens, war ihre Form der Liebe, war ihr Künstlerfönn und unbefangenes Kindsein. So ließen sie Gott in sich walten und wirken.

Schiller wird nicht müde, von dieser zunächst in uns selber zu erringenden klaren Einsicht, Einfachheit, fruchtbaren Stille zu sprechen, die im kleinsten Punkte die höchste Kraft schafft, die einfach und still durch die eroberte Welt geht — von der in sich vollendeten schönen Seele, in der sich die wiedergefundene Natur mit der errungenen Kultur harmonisch verbindet. Das Starke mit dem Zarten: mit dem Kinderfönn die reife Erkenntnis.

Darum ist die so verstandene Kunst gleichbedeutend mit reinsten Menschlichkeit, mit spiegelklar auffangendem und wiedergebendem Gemüt, mit jenem Zustand reinsten Vertrauens, der den ungetrübt religiösen Zustand darstellt, in dessen Nähe auch die wichtige Ehrfurcht weilt. Denn diese Klassiker gehen auf den ganzen Menschen; die Gottheit in uns erhöhen und gestalten, heißt die Welt erhöhen und gestalten; es ist das kein Doppelziel, sondern dieselbe Linie.

Darum diese Kunst „heiter“ ist; Schönheit ist eine „Königin“; zum Sänger geföllt sich gern die „Freude“; die Künstlererscheinung ist mit dem „Lenz“ vergleichbar — der ganze Mensch hat eine Läuterung

durchgemacht und ist in die Sphäre der Poesie und der höheren Freiheit eingetreten.

Die höhere Freiheit aber, durch schwere Kämpfe errungen, weiß sich mit den Gesetzen des Kosmos und der feinsten Kräfte in uns selber im Einklang. Und so tritt tiefe, freudige Ruhe ein, Gleichgewicht, Frieden — — Gott ist gefunden. Der eine Gott: nur aber von der besondern Pforte der Poesie her und in deren sprachlichen Ausdrücken.

* * *

Dämon Auslese. H. Driesmans gehört zu den Vorkämpfern der Rassenfrage; auch sein neuestes Buch, unter obigem Titel soeben erschienen, ist diesen spekulativen Sorgen gewidmet (Berlin, Deutsches Verlagshaus). Zu meiner angenehmen Überraschung taucht aber am Schluß der schöne, vertrauensvolle Ausdruck „Kinderland“ auf und daneben der Satz: „Die starke Seelenpersönlichkeit schafft aus sich heraus die Stärke, die des schwachen Leibes Mängel überbietet und verwindet...“ Das „Kinderland, das wir suchen“, und die „Seelenpersönlichkeit“ — — wie ist mir denn? Ist das noch Analyse von Blut und Körper? Sind wir nicht damit in eben die geistige Schwelgereise eingetreten, die ich, von seiten der Poesie kommend, seit langem vorschlage?

Und weiter steht da die Erkenntnis: „All diesen Versuchen gegenüber, die auf dem Wege vorwiegend körperlicher Zuchtwahl und Auslese eine neue, befähigtere Generation herauszuarbeiten trachten, müssen wir die Auslese nach den Seelenanlagen betonen. Wir halten dafür, daß körperliche Kraft und Rüstigkeit wohl das Schwungrad ist, das über die toten Punkte der Lebenshemmungen hinweghilft; der eigentliche tiefere Lebens- und Gestaltungsprozeß vollzieht sich aber in der seelischen Triebkraft“ ...

Da wären wir ja also beisammen. Nur ist dieser Schluß mit dem vorhergehenden, von Rassenlehre und Darwinismus angefüllten Buche nicht organisch verbunden. Er mutet mich wie ein Aufschrei an, dieser Schluß. Man will den Bann des naturforschenden, d. h. von außen betrachtenden Blickes abschütteln und will vom Seelenland aus, das im Innern ist, die äußere Welt verklärend und erwärmend gestalten — vom „Kinderland“ aus, wo der Spieltrieb und die Liebestraft ihren Wohnsitz haben. Also: aus dem Alexandrinismus fort in die wahre Wissenschaft des Erkennbaren und Möglichen; aus der Spekulation fort in

die reine Ethik und freie Poesie, die da weiß, daß sie Poesie ist — und gar nichts weiter sein will. Denn das ist ihr Seligkeit und Freiheit genug.

Auf diesem Wege begegnen wir uns in diesem vereinzeltten Falle. Und es ist Zeit; sonst wird Schumanns Hege Lorelei in den Urwald des spekulativen und theoretischen Materialismus rufen: „Kommst nimmermehr aus diesem Wald!“

Aber weiter: jene Sätze bedeuten, genau durchdacht, einen Bruch mit dem gesamten System der — ich will einmal deutlich reden — Affenphantasie. Der Populär-Darwinismus läßt den Menschen aus dem Affen sich emporentwickeln; Gobineau läßt den edelsten Menschentypus sich ins moderne Kulturchaos herabentwickeln. Thesen beides!

Nach Haeckels biogenetischem Grundgesetz wiederholt sich in der einzelnen Menschenentwicklung die gesamte Entwicklungsweise der Menschheit. Nun, dann bedeutet unser Wachsen aus der Epoche der Lockenköpfchen, des Lachens, der Frische in mancher Beziehung ein Sinken, in anderer wieder ein Entwickeln. Manche Vorzüge der Kindheit und ihrer Epochen gingen manchem von uns verloren und wurden nicht wieder zurückerobert. Andere, glücklichere Naturen, gewinnen das Beste des Jugendalters zurück; und die Glücklichsten behalten es in sich und vereinigen es mit den wachsenden Bewußtseinskraften zur „schönen Seele“, dem Menschen-Ideal der Klassiker.

So werden denn die Kindheitsepochen der Menschen viel Leuchtendes und Schönes gehabt haben; und es scheint mir Unwissenschaft, fast Unfug, daß man aus spärlichen Teilsforschungen und Knochenfunden ein phantastisches Salskter als „Menschen der Urzeit“ konstruiert und in allen Schaufenstern ausstellt.

* * *

Weimar aus der Vogelschau. Goldgelb greifen die Zaunblätter der herbstlichen Kastanienbäume in den blauen Himmel. Wir fahren gemächlich die Straße nach Ettersburg hinan. Bei „Herders Ruh“ lassen wir den Wagen warten und schreiten ins Rübenfeld hinüber, fast mitten in eine aufschwirrende Kette von Rebhühnern.

Da liegt nun Weimar vor uns. Auf den Hügeln neue Landhäuser; nach dem Bahnhof zu die üblichen modernen Mietshäuser; und im eigentlichen Umland, um Park, Schloß und Kirchen, das alte Weimar.

Alles ist mit Baumwipfeln durchsetzt, von Aekern umgeben; Weimar ist Feldstädtchen; das Gebirge ist von hier aus kaum sichtbar.

Der südöstliche Wald, das Webbicht, hat nach der Schlacht bei Jena schwere Rückzugskämpfe gesehen; dort hinter den Bäumen versteckt sich das Schloßchen Tiefurt. Eine Allee läuft aus Weimar nach Belvedere hinaus und empor, am Park vorüber. Den Süden und den ganzen Horizont schließen Feldhügel ab.

Dies Residenzstädtchen war damals bedeutend kleiner als heute: es hatte nicht viel über 6000 Einwohner. „Das Dorf Weimar“, sagt einmal Schiller; „das wüste Weimar, dieses Mittelbding zwischen Dorf und Hofstadt“, schreibt Herder. „Die Häuser der Stadt waren meist alt und häßlich, mit der Diebelseite der Straße zugekehrt, ein, selten zwei Stock hoch, die Straßen eng, winklig und nicht alle oder doch sehr schlecht gepflastert, so daß es namentlich in der Dunkelheit gefährlich war, in ihnen zu gehen, zumal die Beleuchtung noch nicht vorhanden“ (Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar). Jedermann mußte seine Laterne mitführen; dem Herzog leuchtete ein Lalai voran. „Strenge Polizei,“ bemerkt Jean Paul in einem Brief an Otto (17. Dez. 98), „um 11 Uhr nachts ohne Laterne zu sein, bringt einen auf die Wache.“ Jeden Morgen trieb der Hirt mit Luthorn sein Volk aus dem Thor; man mußte wohl gar — wie einmal Fräulein v. Böckhausen — vor der blöckenden oder grunzenden, straßenbeherrschenden Herde gelegentlich flüchten. Bauart und Einrichtung der Häuser waren schmucklos und einfach; die Postverbindungen ungünstig; die Reisen geschahen zu Pferd oder Wagen; zwischen Jena und Weimar, die Briefe der beiden Dichter besorgend, verkehrte eine Boten- und Gemüsefrau. Kam ein Wagen durchs Thor, so wurde amtlich angehalten, ausgefragt, festgestellt; und außer dem Herzog erfuhr das Ereignis die ganze Stadt. Zwei Schichten, Bürgertum und Hofreise, bildeten die Bewohnerschaft dieses berühmten Städtchens; jene zum größten Teil als Handwerker oder Ackerer und sonstwie praktisch geschäftig, diese des Literaturspiels beflissen, auf einen heitren Gesellschaftston gestimmt.

Der Hof wohnte bei Goethes Ankunft im Fürstenhause, da das Schloß ein Jahr zuvor niedergebrannt war; Anna Amalia, des Herzogs Mutter, bewohnte das Palais am Ende der Schillerstraße, das damals noch mit einem Garten umgeben war, den ein reichbildender Bach durchfloß. Dort — oder in Ettersburg und Tiefurt — fanden

die anregenden Abende statt, auf denen Wieland, Herder, Gymnasialprofessor Musäus (der Märchenerzähler), Major v. Knebel, Oberhofmeister v. Einsiedel, die muntere Böckhausen usw. verkehrten, wie das auf einem bekannten Bilde von G. M. Kraus dargestellt ist. „Die Unterhaltungen“, erzählt Gräfin v. Egloffstein in ihren Memoiren, „gingen nur allzuoft in heftige Diskussionen über, bei welchen Wielands launenhafte Kritikelei, Herders persiflierender, beißender Wit, sowie Knebels unbezähmbare Leidenschaftlichkeit, vor allem aber Goethes diktatorisches Genie kräftig hervortraten und den Streitenden nicht selten scharf verletzende Worte auf die Zunge legten, die den stets vorhandenen Brennstoff in den Gemüthern so gewaltig ansachten, daß selbst Amaliens Gegenwart und ihre versöhnende Milde nicht hinreichten, die hochaufgehenden Leidenschaften zu dämpfen. Inmitten so vielfach bewegter, heterogener Elemente stand Schiller voll Ruhe und Klarheit, wie der sanft leuchtende Mond, über welchen die Wetterwolken spurlos hinwegziehen.“

Schiller hat nicht gleich in dem jetzt bekannten Schillerhause gewohnt, sondern zunächst (1799) in der Wagnergasse: und zwar in den Räumen der Frau v. Kalb, welche gerade die Stadt verließ und der Schillerschen Familie ihre Wohnung abtrat. „Die Freunde waren bemüht, das neue Heim behaglich zu machen, und der Herzog ließ Schiller das Deputat Holz für den Winterbedarf zuweisen. Aus Dankbarkeit versammelte Schiller bald im neuen Jahre die Freunde in seinen kleinen Räumen und las ihnen sein Lied von der Glocke vor. Frau v. Lengefeld umarmte freudig-stolz den Schwiegersohn, und sein Schwager Wilhelm v. Wolzogen, Goethe, Herder, Frau v. Stein, Wieland, Jean Paul und Einsiedel reichten ihm ergriffen die Hand“ (Ed. J. L. Müller, Weimar). Erst am 19. April 1802 zog dann die Familie Schiller in jenes jetzt noch bekannte Haus.



Don Carlos

Unter beiden Freunden [Carlos und Posa] bildet sich also ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist; und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama . . .

„Der Jüngling nämlich . . . mußte zuvor Begierden übermeistert haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er seine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Manns genug sei, über den Schmerz zu siegen . . . Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hindernisse zusagen, die sich ihm auf der kühnen Reformandenbahn entgegenwerfen werden.“

(„Brief über Don Carlos.“)

Carlos: „— Endlich seh' ich ein, es gibt
Ein höher, wünschenswerter Gut, als Dich
Besitzen . . . Hier sind Ihre Briefe
Zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist
Vorbei. Ein reines Feuer hat mein Wesen
Geläutert . . . Einen Leichenstein will ich
Ihm setzen, wie noch keinem Könige zuteil
Geworden: über seiner Asche blühe
Ein Paradies!“

Königin: „— So hab' ich Sie gewollt!
Das war die große Meinung seines Todes.“

(„Don Carlos“, V.)

Schiller





Wilhelm v. Humboldt

Weg nach Weimar

Herausgeber: F. Lienhard

III. Jahrg.

Januar 1908

Heft 4

Humboldts Bildungsideal

„Jeder muß seine Eigentümlichkeit aufsuchen und diese reinigen, das Zufällige absondern. Es bleibt dennoch immer Eigentümlichkeit: denn ein Teil des Zufälligen ist an das Individuum unauf löslich gebunden, und dies kann und darf man nicht entfernen. Nur dadurch ist eigentlich Charakter möglich, und durch Charakter allein Größe.“

Humboldt an Schläger (1795).



Wilhelm von Humboldt ist eines der ausgeprägtesten Beispiele vornehmer deutscher Bildung. Diese Bildung trägt zwar das Gewand des klassischen Zeitalters, aber in ihrem Kern und Wesen ist sie unvergänglich. Denn sie hat das Menschenproblem an der Wurzel erfaßt: sie hat die richtige Mitte gefunden und zu behaupten gesucht zwischen Spannung und Entspannung, zwischen tätiger und latenter Energie, zwischen Tat und Beschauung. Sie wird beidem gerecht, sie läßt beides sich gegenseitig befruchten und ergänzen.

Man hat dieser Bildung vorgeworfen, sie sei zu ästhetischer Natur und dem politischen Wesen oder der sozialen Tätigkeit fremd. Das ist doch wohl schwerlich haltbar; ja, es ist eine Verkennung des Wesens dieser Menschen und ihrer auf das Ganze gerichteten Ideale. Noch kürzlich schrieb leider W. Windelband die nicht glücklich formulierte Meinung nieder: „Damit erscheint W. v. Humboldt als der

deutsche Typus seiner Zeit, die, unbefriedigt von der äußeren Wirklichkeit, ihr Reich in den Äther des Gedankens baute und aus dem Ertrag aller geistigen Arbeit des Menschengeschlechts sich eine neue Welt der Innerlichkeit in Dichtung und Philosophie schuf. Aber W. v. Humboldt teilte deshalb auch mit diesem geistigen Gesamtzustande die Zurückgezogenheit aus den Interessen der äußeren Welt. Sein tiefstes Leben bewegte sich in den Ideen, und dahin kehrte er nach eigenem Bekenntnis immer wieder zurück. Wohl hat er sich der Pflicht der öffentlichen Wirksamkeit nicht entzogen; aber er erfüllte sie eben als eine Pflicht, ohne den inneren Trieb des Wirkens und ohne den Ehrgeiz eines Anteils an ihrem Erfolge" (Internat. Wochenschrift, herausgeg. von Prof. Dr. P. Hinneberg, I. Jahrg., Nr. 26). Es ist mir schwer begreiflich, wie man das in dieser Form aussprechen kann; wie das vollends — jener Ganzheit gegenüber — der moderne Hochschullehrer aussprechen darf, der mehr als je dem Spezialismus zu erliegen droht. Humboldts Gattin Karoline, geb. v. Dacheröden, die doch wohl aus nächster Anschauung wissen mußte, wie er seine Pflicht auffaßte und betätigte, schreibt das genaue Gegenteil: „Damals, 1820, sah ich seine Entlassung [aus dem Staatsdienste] mit Schmerz, weil ich mein Vaterland liebe und niemand mehr wie ich den reinen Willen [niebemat's von ihr unterstrichen] kennen konnte, den er hat, ihm zu dienen und alles wahrhaft Gute und Große zu befördern. Aber so rüstig Humboldt auch noch ist, kann ich mir doch nicht verhehlen, daß seine Gesundheit doch seit drei Jahren mehr Rücksichten bedarf, und daß besonders seine Augen auf eine sehr beunruhigende Weise abgenommen haben. Er wird im Juni 60 Jahre alt. Ein Zurücktreten ins Ministerium und, wenn er einen solchen Ruf annähme, ein Vorstehen den Geschäften, wie er ihnen vorsteht [wieder von ihr unterstrichen], würde er nicht mehr drei Jahre aushalten" . . . (Brief an Rennentampff, 27. März 1827; vgl. Albr. Stauffer, Karoline von Humboldt, Berlin, Mittler & Sohn, S. 198). „Wie er ihnen vorsteht" . . . Mit andren Worten: Humboldt war mit Leib und Seele, als ganzer Mensch, auch bei seiner staatlichen und diplomatischen Pflicht. Aber freilich nicht als leidenschaftlicher Fachmensch,

der nichts Höheres kennt, sondern mit jener Gehaltenheit, die auch dieses staatliche Wirken einfügt in die gesamte Menschenbestimmung, worin obenan steht die Pflege der Seele, des Geistes, der Persönlichkeit. Was solche Männer anfangen, das betreiben sie rund und ganz. Laubheit oder Flüchtigkeit liegt nicht in ihrer Natur; und wäre zudem keine Kultur.

Kann denn etwa der äußere Berufsbetrieb mit seiner vielen Verdrießlichkeit und Kleinlichkeit das Ideal einer höher gestimmten Natur sein? Weder damals noch heute noch zu irgendeiner andren Zeit. Eine geist und gemütsstarke Natur kann sich nur in der freien und weiten Sphäre der Ideen und der Empfindung wahrhaft zu Hause fühlen. Aber das hier Gewonnene gestaltet sie dann auch in ihrem Beruf aus. Das Problem hohen Menschentums und hoher Bildung besteht demnach darin, diesen inneren Sonntag mit dem äußeren Werktag in Einklang zu bringen. Und ich betone noch einmal: dies Problem hat das gerade hierin verkannte klassische Zeitalter in seinen vornehmsten Vertretern vorbildlich gelöst: nicht nur Schiller und Goethe zumal, sondern auch Körner und Humboldt und Männer wie Freiherr vom Stein; und ebenso die großen Frauen des Zeitalters, obenan die Königin Luise der reiferen Jahre. Wenn wir doch nur erst einmal wieder wüßten, was uns dies Zeitalter für die nächste Zukunft bedeuten könnte! Mit Hilfe dieser großen Epoche können wir ja gerade aus den Einseitigkeiten und Ballastmassen des modernen Spezialisismus und Materialismus in geistige Freiheit emporbringen.

Im übrigen bringt Windelbands obengenannte Skizze eine wunderschöne Herausstellung der Humboldtschen Persönlichkeit, wenn man von dem fatalen Zuge absieht, die Bedeutung dieses Mannes auf „sein Zeitalter“ einzuschränken, womit ja die ganze Suggestionskraft der Darstellung geschwächt und ins Historisch-Gleichgültige entrückt wird. „Je mehr die von der Berliner Akademie veranstaltete Gesamtausgabe der Schriften W. v. Humboldts fortschreitet, um so vollständiger und sicherer, um so reicher und lebensvoller rundet sich vor unsren Augen die Gestalt des Mannes ab, der in gewissem Sinne

als der vollkommenste Repräsentant seiner Zeit gelten darf. In der Tat vermissen wir in ihm keinen einzigen der charakteristischen Züge jenes Zeitalters einer großen geistigen Lebenserneuerung, von dem uns heute ein Jahrhundert trennt. Er verdankt diese Bedeutung gerade dem Umstande, daß er nicht zu den im eigensten Sinne führenden Geistern, nicht zu den schöpferischen Genien der Zeit gehört. Keine ihrer Tendenzen ist mit der Einseitigkeit in ihm vertreten, die zu der Ursprünglichkeit und Leistungsfähigkeit des Genies gehört.“ [Bei diesen Wendungen wie „Tendenzen“ und „Einseitigkeit“ ist man wieder versucht, ein Fragezeichen an den Rand zu machen, falls Schiller und Goethe damit gemeint sind. s.] „Um so mehr konnte sich bei ihm in einer Seele von umfassendster und feinfühligster Rezeptivität mit reifer, leidenschaftsloser Besonnenheit die ganze Fülle der Interessen, der ganze Reichtum der Ideen jener unvergleichlichen Epoche zu harmonischer Klarheit ausgleichen. Das gesamte ästhetisch-philosophische Bildungssystem jener Tage ist vielleicht in keinem einzelnen mit solcher Vollständigkeit und Allseitigkeit lebendig gewesen wie in Wilhelm von Humboldt“ (Windelband, a. a. O.).

Mit ebensolcher Wärme äußert sich der Herausgeber eines der vortrefflichsten Bändchen der „Erzieher zu deutscher Bildung“ (Jena, Eugen Diedrichs): Johannes Schubert, der unter dem Titel „Universalität“ eine hübsche Gedanken-Auswahl aus Humboldts Werken dort veröffentlicht hat. Der billige, gehaltvoll-knappe Band (geb. 2 Mk., geb. 3 Mk.) sei jedem Leser dieser Blätter warm empfohlen: man lernt einen der vornehmsten Vertreter deutscher Bildung mühelos darin kennen. Und wir sind in Deutschland, wie auch Schubert hervorhebt, tatsächlich nicht allzureich an Männern, die das Ideal harmonischer und universeller Persönlichkeit auch durch ihr Leben plastisch dargestellt haben. Schubert äußert sich wesentlich anders als Windelband über Humboldts Gesamttätigkeit: „Wenn der Minister vom Stein unter dem Eindruck des politischen Zusammenbruchs dem Naturphilosophen Steffens klagte, daß Metaphysik und ästhetische Kultur den Deutschen ihre politische Tatkraft geraubt und sie zum praktischen Handeln untauglich gemacht hätten — Wilhelm v. Hum-

boldt ist eine glänzende Widerlegung dieser Anklage. Derselbe Mann, der sich nach kurzer Referendartätigkeit am Berliner Kammergericht für zehn Jahre ins Privatleben zurückzieht, um nur sich selber und seiner Bildung zu leben; dem geistiger Genuß und das Leben in Ideen als das eigentliche Ziel und der Sinn des Daseins gilt, besitzt doch zugleich die Fähigkeit, in dem Augenblick, wo das Vaterland seiner bedarf, als Gesandter, als Leiter des Kultus und der Erziehung, als Mitglied dreier welthistorisch bedeutender Kongresse der Freiheitskriege eine Tätigkeit zu entfalten, die schon als bloße Arbeitsleistung Bewunderung abnötigt" . . .

Humboldt, geb. am 22. Juni 1767 in Potsdam, war acht Jahre jünger als sein Freund Schiller. Sein Verhältnis zum schöpferischen Dichter ist ungefähr dasselbe wie das eines Körner: nur steht Humboldt geistig um eine Stufe höher und ist neben Goethe Schillers bedeutendster und verständnisvollster Freund, was im übrigen den unendlich menschlichen und auch geistigen Wert der Körnerschen Freundschaft nicht herabsetzen soll. Er kam aus der Berliner Aufklärung und geriet früh in die Gefühlsbewegung, die dazu das wichtige Gegenstück bildete und wovon z. B. sein umfangreicher Briefwechsel mit Karoline v. Dacheröden Zeugnis ablegt. Aber zwischen beidem fand er die besonnene Mitte und brachte Kopf und Herz, Wissen und Weisheit in ein reines, klares Verhältnis.

Das Jahrzehnt, das Humboldts empfänglichste Jahre beeinflusste, sah Kants Werke entstehen: 1781 die Kritik der reinen Vernunft, 1788 die praktische Vernunft, 1790 die gerade für die künstlerische Kultur wichtige Kritik der Urteilskraft. Gleichzeitig bricht die französische Revolution aus, die Humboldt zum Teil in Paris miterlebte. Ein merkwürdiger und wichtiger Gegensatz! Dort, bei Kant, eine Reform von innen, hier, in Frankreich, ein Zerbrechen von außen; dort Esoterik, hier Politik. Schiller und Goethe finden sich zusammen und entscheiden sich, nach Absage an die Revolution, für den inneren Weg; Rousseau durchwühlt die Gemüter der deutschen Erzieher schon

lange äußerst fruchtbar. Es formt sich in Deutschland, gleichsam als Gegenrevolution, ein geistiges, künstlerisches, religiös-philosophisches Bildungsideal. Man will zwar auch bei uns den „Freien Menschen“, wie ihn die Franzosen wollen; aber man versteht unter Freiheit etwas Erhabeneres: ein inneres Freimachen von den Leidenschaften und der Selbstsucht. So treten Kant-Schillersche Philosophie mit Goethes Poesie in Bund (wobei Schiller der Vermittler war); die Plastik der Antike wirkt kühlend und klärend; weder der nüchternen Aufklärung noch der unnüchternen Gefühlsromantik wird ein Übermaß an Einfluß gestattet; gleich weit steht man — auch geographisch — zwischen dem Berliner Aufklärer Nicolai und dem Züricher Mystiker Lavater. Und zu den beiden Dichtern tritt nun der tiefgehende, schwerbefrachtete, mehr reproduktive als schöpferische Humboldt und teilt vollkommen dies Kulturideal einer vornehmen Zurückhaltung und doch besonnen zugreifenden Tätigkeit, die den Suggestionen des Tages nicht mehr erliegt.

Schon in Jünglingsjahren lernt er anregende Persönlichkeiten wie Henriette Herz, Georg Forster, Friedrich Jacobi kennen; er geht nach Paris, nach Zürich zu Lavater, befreundet sich in Jena mit Schiller, verlobt sich mit der Erfurterin Karoline von Dacheröden; und nach einiger Tätigkeit am Berliner Kammergericht zieht er sich zunächst ins Privatleben zurück, um ganz der eigenen Ausbildung und Vertiefung zu leben. Denn „der wahrhaft große, d. h. der wahrhaft intellektuelle und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle anderen, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist oder je gewesen ist“, d. h. durch sein lebendig Dasein, durch sein stillwirkendes Beispiel. Und „man sei nur groß und viel, so werden die Menschen es sehen und nutzen“. Diese Art des Bildungsganges beginnt also mit sich selbst und stellt, nach Gobineau, den Menschen „Beispiele“ hin. Wie es Rückert in schöner Knappheit geprägt hat: „Umsonst ist jedes Werk, das du hervorgebracht, wenn du dich selber nicht zum Kunstwerk hast gemacht.“

So zog Wilhelm um dieselbe Zeit, als sich sein Bruder Alexander in Paris auf seine amerikanische Forschungsreise vorbereitete,

auf eine geistige Entdeckungsfahrt aus. Wie Schiller lebte er sich in das Menschentum der großen Griechen ein, um daran sein eigenes höheres Menschentum aufzuspüren und zu gestalten. Unter seinen ersten schriftstellerischen Werken sind Ideen über die „Grenzen der Wirksamkeit des Staates“, Bedenken wider den Bureaucratismus, und als Gegenstück Übersetzungen aus Pindar nebst Skizzen über die Griechen; also ganz der Weg, den Schiller in den Briefen über ästhetische Erziehung geht: den „idealischen Menschen“ aus dem staatlich verkrüppelten herauszuarbeiten und als Vorbild aufzustellen¹⁾. Es ist, wie schon gesagt, eine Parallelarbeit zur französischen Revolution: aber innerlich und schöpferisch gefaßt — deutsch. Er zieht zu Schiller nach Jena und versenkt sich auch seinerseits in Kant; es ergeben sich unendlich fruchtbare Gespräche mit dem immerzu schaffenden und verarbeitenden Dichter.

Nach einer ausgedehnten Reise durch Frankreich und Spanien wird er Gesandter in Rom. Im Frühjahr 1797 verläßt er den Jenerer Freundeskreis, und damit war das eigentliche und unmittelbare Auseinanderwirken abgeschlossen. Aber Humboldt nimmt auch aus der Ferne herzlichsten Anteil an Schillers Schaffen und äußert sich in seinen Briefen ausführlich darüber. Erst nach Schillers Tod — um 1808 — kehrt er nach Deutschland dauernd zurück und tritt in Berlin wieder in den Staatsdienst: an die Spitze der Sektion für Kultus und Unterricht, was ungefähr unserem heutigen Kultusministerium entsprechen würde. Er war kein Mann des grünen Tisches und der vielen Paragraphen: Vereinfachung und große, schlichte Gesichtspunkte waren auch hier sein Gesichtspunkt. Seine berühmteste Leistung auf diesem Gebiete ist die Schöpfung der Berliner Universität. Er wirbt um Männer wie Savigny, Gauß, Fr. A. Wolf, nimmt sich Fichtes an, der dann der erste Rektor der neuen Hochschule wird und dort bereits seine berühmten Reden an die deutsche Nation gehalten hat, und stellt Schleiermacher sicher. Ebenso belebt er die Akademie der Wissenschaften, der er seit 1809 angehört, und

¹⁾ Vgl. dazu den zweiten Tagebuchartikel dieses Heftes: „Schillers Programm“!

gibt der Hauptstadt die Grundlagen ihrer Museen. Nur wenige Jahre beschäftigt ihn diese Form der Tätigkeit, dann begibt er sich als Gesandter nach Wien auf den damals wichtigsten diplomatischen Posten. Er ist auf den drei Kongressen zu Prag, Chatillon und Wien tätig, auf dem Frankfurter Bundestag, im preussischen Staatsrat: nie leidenschaftlich-hisig, aber zäh, fein und mit logischer Schärfe die Kniffe des Gegners enthüllend und diesen ermüdend.

Es war keine glückliche Zeit für Preußen, kein dankbares Feld für seine Diplomaten; der eigentliche Neugestalter und das schöpferische Genie preussischer Politik war der Freiherr vom Stein. Das beeinträchtigt Humboldts Verdienste nicht. Man hat den freigerichteten Mann für den Liberalismus in Anspruch genommen; es ist aber für den tiefer Schauenden klar, daß er weder diesem noch der Reaktion angehörte. Freilich aber konnte sein unabhängiges Menschentum mit den Bestrebungen des Staatskanzlers Hardenberg nicht zusammengehen; und so schied er 1820 auf dessen Betreiben aus dem Staatsdienst aus, unter freiwilligem Verzicht auf jede Pension.

Von nun an lebt er wesentlich seiner Muße, d. h. privater Tätigkeit, besonders der Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie, ein vertiefender Fortsetzer Herders, ein Vorläufer eines Max Müller. Berühmt ist in dieser Hinsicht die Einleitung zu seinem Werk über die malaiische Kawisprache. Aber auch ästhetische Studien hat er diese ganze Zeit her nicht vernachlässigt; am bekanntesten ist hier seine Studie über Goethes „Hermann und Dorothea“ und die sehr wertvolle „Vorerinnerung“, die seinem Briefwechsel mit Schiller (1830 veröffentlicht) voransteht: „Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.“ Aus seinen älteren Jahren sind die „Briefe an eine Freundin“ (Charlotte Diebe) weithin geschätzt: Blätter voll abgeklärter Weisheit. Zu seiner bewährten Deutschheit, über die ihm Schiller nach Rom schrieb (Frühjahr 1805): „Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken“, und zum frühe entfalteten, aber maßvollen Hellenismus und Humanismus wirkt auch noch indisches Denken herüber, wie ja der Orient in anderen Formen auch an den älteren Goethe herantrat.

„Denkt oft an mich, doch ja mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich“, sprach er kurz vor seinem Ende zu seiner Umgebung. Er starb am 8. April 1835 in Tegel bei Berlin.

Der Gesamtleistung dieses Lebens kann denn auch Windelband in der genannten allgemeinen Charakteristik seine Achtung nicht vor-enthalten: „Und doch hat die kurze Zeit seiner staatsmännischen Wirksamkeit ausgereicht, W. v. Humboldt einen Ehrenplatz in der preussischen, der deutschen Geschichte zu sichern. Aus dem Gedanken heraus entfaltete dieser „Ideologe“ eine mächtige Organisationskraft. . . . Nun vollzog sich in der Tat eine Neuschöpfung und Selbstschöpfung, eine geistige Wiedergeburt der Nation“ (a. a. O). Also, sehen wir hinzu, war der Gedanke, der ihn leitete, nicht „unbefriedigt von der äußeren Wirklichkeit“ in den „Äther“ gebaut, sondern schöpferisch; und Humboldt lebte bei seinem bewußten und notwendigen Abstandhalten nicht „aus den Interessen der äußeren Welt zurückgezogen“, sondern wußte bei aller Innerlichkeit nach seinem eigenen Wort (über „Sermann und Dorothea“) „sich und die Außenwelt um ihn her auf das innigste miteinander zu verknüpfen, diese erst als einen fremden Gegenstand in sich aufzunehmen, dann aber als einen frei und selbst organisierten wieder zurückzugeben“.

Was uns bei solchen Menschen so wohltuend berührt, das ist das Gefühl innerer Freiheit, das von ihnen ausstrahlt. Auf diesem Grunde war auch Humboldts Ehe mit der longenialen Karoline aufgebaut. Nach ihrem Tode († 1829) schreibt er an seine Tochter Gabriele v. Bülow: „Das Geheimnis des höheren ehelichen Glückes, wie die Mutter und ich von unserer Hochzeit bis zu ihrem Sterbetage es gefühlt haben, beruht doch darauf, daß man es versteht, einander gegenseitig die innere Freiheit des Gemütes zu erhalten und zu beleben und gerade dadurch sich immer enger aneinander anschließt.“ Darin liegt das Geheimnis wahrer Bildung überhaupt. Es gilt den Ausgleichepunkt zu finden und zu behaupten zwischen (wie wir in diesen Blättern zu sagen pflegen) „Anteilnahme“ und „Abstandhalten“,

zwischen Auswirken und Anfsichhalten, zwischen Zugreifen und Beschauung. Die Mehrzahl der Menschen lebt naturgemäß im Nerven- und Sinnengeflecht und folgt den Neigungen und Trieben; die reifere Menschheit aber übt sich in der Innerlichkeit. Es wäre jedoch kein klassisches, kein reiffes Bildungsideal, zugunsten der Innerlichkeit die Außenwelt zu verneinen oder zu vernachlässigen; sie ist doch, nach Anschauung der gefördertsten Europäer — im Gegensatz zum Buddhismus — unser liebenswertes Material, unsere Werkstoff, unser zu formendes Kunstwerk. Und was wir uns persönlich schuldig sind: uns „zum Kunstwerk zu machen“, das sind wir in gerader Fortsetzung möglichst auch der Mitwelt schuldig. Und indem wir nach bestem Gewissen an der Welt mitarbeiten und aus unsrem Innern auf sie wirken, arbeiten wir rückwirkend durch diese Kräfteübung an unsrer eigenen Bervollkommnung. So muß hier immer eine Wechselwirkung walten.

Damit klärt sich auch das schon oben gestreifte Verhältnis zwischen Humanismus und Nationalismus. Es ist das Verhältnis zwischen Seele und Gattung. Die Gegenwart, einem oft brutalen Sachentum anheim gegeben, verkennt das vornehme Menschentum jener Epoche: sie wirft ihr Mißachtung der politischen und sozialen Aufgaben vor. Allerdings hat Schiller die Strophen gedichtet (1801, „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“):

„In des Herzens heilig stille Räume
 Mußt du fliehen aus des Lebens Drang:
 Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
 Und das Schöne blüht nur im Gesang“ —

— — aber diese Mahnung zur Verinnerlichung stellt nur einen Gegensatz zur einseitigen Veräußerlichung dar, wovon in vorhergehenden Strophen so gegenwärtigdeutlich wie nur möglich gewarnt wird:

„Seine Handelsflotte streckt der Briten
 Bierig wie Polypenarme aus,
 Und das Reich der freien Amphitrite
 Will er schließen wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
 Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf,
 Alle Inseln spürt er, alle fernen
 Küsten — nur das Paradies nicht auf."

Das Paradies . . . Demgemäß ist die berechnete Spitze der antipolitischen Bemerkungen der Klassiker auf diesen einen und wesentlichen Punkt gerichtet: über all der äußeren Hehjad nach Macht und nach Erwerb möge man die inneren Güter nicht vergessen. Carlyle, Emerson, Ruskin haben diese Kernwahrheit, dies „Eins ist not“, dies „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele“ — bis zur Ermüdung dem nach außen gerichteten Jahrhundert ins Gewissen gerufen. Prophetisch erhebt sich Schillers Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ an der Spitze unsrer industriellen, technischen und sozialen Epoche.

Aber derselbe Dichter hat in einer „Jungfrau von Orleans“ und in einem „Wilhelm Tell“ den notwendigen, den beseelten und nationalen Krieg unmißverständlich verherrlicht. Und da tönt es dann:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
 Ihr alles freudig fest an ihre Ehre!“

Demnach sollte man zwischen den Humanitätsbestrebungen jener großen und edlen Geister und den nationalen oder sozialen Bedürfnissen der gegenwärtigen deutschen Menschengattung keinen Gegensatz aufkommen lassen. Das Problem liegt ja gerade darin, zwischen weitherziger Duldung („Ausgesöhnt die ganze Welt!“) und den Sonderbedürfnissen der Gruppen und Nationen, also zwischen dem innerlich Grenzenlosen der Menschenliebe und dem äußerlich Begrenzenden der widerstrebenden Materie — ein Lebensverhältnis zu finden, ohne empfindsam und ohne roh zu werden.

Dies ist nur möglich durch eine ernste Bildung und noch mehr durch eine bedeutende Selbsterziehung, beide geleitet von dem Geiste reinen Wohlwollens und der philosophisch-religiösen Erkenntnis der Menschenbrüderschaft und ihrer Gliederung nach Nationen und Gruppen.

Den Religionsdebatten steht die klassische Bildung zurückhaltend gegenüber.

Humboldt spricht von einer dreifachen Art der Erziehung: 1. Aufhellung des Verstandes, 2. Stärkung des Willens, 3. Stärkung des „Hinneigens zu dem nimmer Ausgesprochenen und ewig Unausprechbaren“, das sich offenbart als Schönheit, Wahrheit und Freiheit, „durch die in der leblosen Natur die Form die Masse, in der lebendigen der freie Gedanke die blinde Gewalt überwindet“. Und dann fügt er die beachtenswerten Worte hinzu, das letztere sei am besten als Hinneigung des Gemüts zur Religion zu bezeichnen, „wäre dieser Ausdruck nicht zugleich so edel und so gemißbraucht, daß man immer besorgen muß, bald durch das Erhabenste ihn selbst, bald durch ihn (in seiner Herabsetzung) das höher Gedachte zu entweichen.“

Man muß bedenken: das Zeitalter eines Kant und Friedrichs des Großen war nicht viel über ein Jahrhundert vom bittersten Religionskrieg entfernt, der je über die Erde gegangen; und so versteht man, wieso ein Zug der Zeit dahin drängte, sich von den Ausdrücken der religiös-dogmatischen Spekulation freizumachen, um gerade dadurch die Sache zu retten, d. h. sie von einer anderen Seite, von innen her, leidenschaftslos zu prägen. Das war keine Ablehnung der Religion, sondern eine Ablehnung der seit 300 Jahren vielumstrittenen spekulativ-religiösen Sprachmittel. Kants ethische Tat ist der schlechte Anruf des Hohen und Stolzen in uns gegenüber dem Gemeinen und Niedrigen in uns; sie darf geradezu religiös genannt werden. Wie Kant das Pflichtbewußtsein und die Güte und wie Schiller die Würde im Menschen zur Betätigung auffordert, so spricht Humboldt den schönen Satz aus: „Nun aber führt nichts so der Gottheit zu als wohlwollende Liebe.“

Die hierbei treibende Kraft aber ist, wie im ganzen Kosmos, so auch in uns; als solche erkennt Humboldt die in uns wirkende „Idee geistiger Vollkommenheit“. Sie ist ihm „groß und füllend und erhebend genug, um nicht mehr einer andren Hülle oder Gestalt zu bedürfen“. Und diese Idee der Vollkommenheit „wird auch demjenigen unaufhörlich vorschweben, der nicht gewohnt ist, die Summen alles

moralisch Guten in ein Ideal zusammenzufassen und sich in Verhältnis zu diesem Wesen zu denken; sie wird ihm Antrieb zur Tätigkeit, Stoff aller Glückseligkeit sein. Fest durch die Erfahrung überzeugt, daß seinem Geiste Fortschreiten in höhere moralische Stärke möglich ist, wird er mit mutigem Eifer nach dem Ziele streben, das er sich steckt. Seine unabänderliche Abhängigkeit von äußeren Schicksalen drückt ihn nicht; gleichgültiger gegen äußeres Genießen und Entbehren, blickt er nur auf das rein Intellektuelle und Moralische hin, und kein Schicksal vermag etwas über das Innere seiner Seele. Dieses in und durch sich Sein wird ihn auch nicht hart und unempfindlich gegen andere Wesen machen, sein Herz nicht der teilnehmenden Liebe und jeder wohlwollenden Neigung verschließen. Eben diese Idee der Vollkommenheit — die wahrlich nicht bloß kalte Idee des Verstandes ist, sondern warmes Gefühl des Herzens sein kann —, auf die sich seine ganze Wirksamkeit bezieht, trägt sein Dasein in das Dasein anderer hinüber. Es liegt ja in ihnen gleiche Fähigkeit zu größerer Vollkommenheit.“

Hier sind wir, wie diese Formulierung deutlich dartut, in der Nähe Kants. Es verlohnt sich in dieser Nähe, Kants Stellung zu der Religionsfrage andeutungsweise durch ihn selber aussprechen zu lassen („Die Religion“, Ausgabe Rehrbach, S. 113):

„Es ist nur eine wahre Religion; aber es kann vielerlei Arten des Glaubens geben. Man kann hinzusehen, daß in den mancherlei sich der Verschiedenheit ihrer Glaubensarten wegen voneinander absondernden Kirchen dennoch ein und dieselbe wahre Religion anzutreffen sein kann. Es ist daher schicklicher (wie es auch wirklich mehr im Gebrauche ist), zu sagen: Dieser Mensch ist von diesem oder jenem (jüdischen, mohammedanischen, christlichen, katholischen, lutherischen) Glauben, als er ist von dieser oder jener Religion. Der letztere Ausdruck sollte billig nicht einmal in der Anrede an das große Publikum (in Katechismen und Predigten) gebraucht werden; denn er ist diesem zu gelehrt und unverständlich; wie denn auch die neueren Sprachen für ihn kein gleichbedeutendes Wort liefern. Der gemeine Mann versteht darunter jederzeit seinen Kirchenglauben, der ihm in die Sinne

fällt, anstatt daß Religion innerlich verborgen ist und auf moralische¹⁾ Gefinnungen ankommt. Man tut den meisten zu viel Ehre an, von ihnen zu sagen: sie bekennen sich zu dieser oder jener Religion, denn sie kennen und verlangen keine; der statistarische Kirchenglaube ist alles, was sie unter diesem Worte verstehen.“

So unterscheidet denn Kant zwischen dem „Kirchenglauben“ und dem „reinen Religionsglauben“, und als des letzteren Sinn und Zweck erkennt er die „moralische Besserung des Menschen“, in den Grundsätzen und in den Handlungen — wobei moralisch, wie man nicht genug betonen kann, eine Reinigung und Läuterung des gesamten seelischen Zustandes bedeutet. Die Sprache jener Zeit kam begrifflich aus dem Rationalismus; man muß aber zu lesen wissen, was die wirklich Großen in und hinter dieser Sprache meinten. Sie meinten nichts Beringeres als das, was wir kürzlich bei einem Streifblick auf Nietzsche nannten: die Erhöhung des Typus Mensch.

Wie weit aber bei jenen bewußt besonnenen und gehaltenen Gedankengängen die Poesie der Religion zu kurz gekommen, das Magische, das Geheimnis: — das wäre eine Frage für sich, die der Romantiker allerdings zuungunsten dieses Bildungsideales beantwortet wird, während der Freund jener Harmonie und Plastik entgegnen kann, daß eben diese unwägbareren Gefühlskräfte bereits in jener Wesensabrundung mit enthalten sein können, ja müssen, weil ja sonst dies ganze Bildungs- und Sittlichkeitsideal nüchterner Rationalismus bliebe und keine ehrfürchtige Religion wäre, sondern bloß bürgerliche Tugend. Aber wir geben zu, daß hier über Weimar hinausgegangen werden kann und muß.

Dies führt uns zu Humboldts Auffassung der Poesie. Auch hier ist nichts von Rationalismus bemerkbar; ihm sind die Kräfte des Genies — ebenso wie das Geheimnis der Sprache — unerklärbar. „Die aus ihrer inneren Tiefe und Fülle in den Lauf der Welt-

¹⁾ Der Begriff „moralisch“ bei Kant und Schiller ist natürlich tiefer und umfassender als jene bürgerliche Korrektheit, die man gemeinhin unter Moral versteht. Es ist etwa das, was wir heute „ethisch“ nennen; aber noch mehr als dies: es ist die Bewußtseinsreise, der gesamte sittliche Zustand eines Menschen. L.

begebenheiten eingreifende Geisteskraft ist das wahrhaft schaffende Prinzip in dem verborgenen und gleichsam geheimnisvollen Entwicklungsgange der Menschheit" . . . „Es ist die ausgezeichnete, den Begriff menschlicher Intellektualität erweiternde Geistes Eigentümlichkeit, welche unerwartet und in dem Tiefsten ihrer Erscheinung unerklärbar hervortritt. Sie unterscheidet sich besonders dadurch, daß ihre Werke nicht bloß Grundlagen werden, auf die man fortbauen kann, sondern zugleich den wieder entzündenden Hauch in sich tragen, der sie erzeugt. Sie pflanzen Leben fort, weil sie aus vollem Leben hervorgehen.“

Hier sind ihm natürlich seine nahen Freunde Goethe und Schiller die großen Beispiele. „Kein andres der Goethischen Gedichte“, heißt es von Hermann und Dorothea, „stellt den ganzen Inbegriff seines Dichtercharakters so sichtbar dar.“ Er bezeichnet den Freund als „einen Mann, dem die Natur ein offenes Auge verliehen, alles, was ihn umgibt, rein und klar und gleichsam mit dem Blick des Naturforschers aufzunehmen, der in allen Gegenständen des Nachdenkens und der Empfindung nur Wahrheit und gediegenen Gehalt schätzt“, der „durch sein ganzes Wesen zum Dichter bestimmt“ und in seinem ganzen Charakter „durchaus mit dieser Bestimmung eins geworden ist“. Er nennt ihn „mit dem klassischen Geiste der Alten vertraut und von dem Besten der Neuere durchdrungen, zugleich so individuell, daß er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte, sich nur in seiner vaterländischen Sprache darzustellen vermag, in jeder andren aber, und zwar grade für seine Eigentümlichkeit, unübersetzbar bleibt“.

Humboldt ist weit von der „kleinlichen und trockenen Ansicht“ entfernt, die Poesie sei nur eine „tändelnde Verzierung und Verschönerung des Lebens“ oder solle „unmittelbar moralisches Wirken und Belehrung“ spenden: Schiller besonders war es, seit Klopstock, der ihr eine hohe und ernste Stellung zuwies und den Begriff Künstler-tum ebenso verinnerlichte wie sein Menschentum. „Schiller sprach, nur auf seine individuelle Weise, darin aus, was seine Deutschesheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang,

deren geheimes Wirken er so trefflich vernahm und meisterhaft wieder zu benützen verstand". . . . „Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner großen Innerlichkeit. . . . Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen und, in unserer Bestimmung des Begriffs der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt, sie zu verbinden" . . . „Poesie und Philosophie stehen ihrer Natur nach in dem Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, von ihnen kann in alles einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentieren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen (Poesie und Philosophie) scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat."

Auch hat Humboldt das Sonderwesen des Ästhetischen erfaßt; fernab von allen Nebenzwecken betont er die reine, einigende, einschmelzende Selbsttätigkeit der Phantasie; es ist Wesen und Tun des Dichters, seine innerste und beste Natur in die Einbildungskraft zu übertragen und beide zu einem Wesen zu verschmelzen. Je reiner, einheitlicher, schlackenfreier ihm das gelingt, um so reiner gerät das Kunstwerk, um so echter ist die Poesie. „Denn durch einzelne Bilder der Phantasie den Geist auf einen hohen und weitumschauenden Standpunkt zu führen, vermittels durchgängiger Begrenzung seines Stoffes eine unbegrenzte und unendliche Wirkung hervorzubringen, durch ein Individuum einer Idee Genüge zu leisten und von einem Punkt aus eine ganze Welt von Erscheinungen zu eröffnen": — das ist „die schönste Bestimmung des Dichters".

Eine genauere Beachtung verdiente das Verhältnis dieses vornehmen Geistes zu Schiller, der seinem Naturell ganz besonders lag und für Humboldt wie für Körner eine stete Anregung bedeutete. Wir sind darüber aus dem nur unvollkommen überlieferten Briefwechsel, der einen schmalen Band füllt, und aus der gehaltvollen „Vorerinnerung" unterrichtet. Zur näheren Erläuterung wäre etwa die Haymsche Humboldtbiographie heranzuziehen. Doch kommt es

uns hier nur auf die hauptsächlichsten Beleuchtungen beider Charaktere an.

Da lesen wir in der genannten „Vorerinnerung“ folgendes zentrale Wort: „Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar innewohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem.“ Eins der wichtigsten Worte, die über die Ganzheit Schillerschen Wesens jemals gesprochen worden sind. Und ebenso dieses: „Kunst und Dichtung waren unmittelbar an das Edelste im Menschen geknüpft, dargestellt als dasjenige, woran er erst zum Bewußtsein der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinausstrebenden Natur erwacht. So waren beide auf die Höhe gestellt, welcher sie wirklich entstammen. Sie auf dieser vor der Entweihung jeder Kleinlichen und herabziehenden Ansicht, jeder nicht aus ihrem reinen Element entsprungenen Empfindung zu sichern, war im eigentlichsten Verstande Schillers beständiges Bemühen und erschien als seine wahre, ihm durch seine ursprüngliche Richtung gegebene Lebensbestimmung.“

Die Briefe selbst enthalten oft ausführlichen Gedankenaustausch über prinzipielle Fragen oder über die einzelnen Werke der „Horen“, des „Musenalmanachs“ oder größerer Werke, wie z. B. von Rom aus über die „Braut von Messina“. Humboldt schreibt im allgemeinen einen bedächtig-umständlichen Stil, in dem sich Zustimmung wie Ablehnung oder Bedenken gleich sachlich und geistig anregend lesen.

Besonders wertvoll wird er an mehreren Stellen, wenn er sich ins Allgemeine erhebt und den ganzen großen Freund kennzeichnet. „Ihre dauernde Rückkehr zur Poesie“, schreibt er im Oktober 1795, „macht mir eine unendlich große Freude. Sie wird auch gut auf Sie zurückwirken und diese Beschäftigung der Phantasie Ihre Einsamkeit beleben und erheitern. Sie sind doch unendlich glücklich, teurer Freund, einen solchen Reichtum in sich zu bewahren, bloß aus sich selbst so viel schöpfen zu können, als genug ist, ein ganzes Leben mit

schöner Mannigfaltigkeit auszustatten. Es wurde mir dies bei der Stelle Ihres Briefes aufs neue so lebhaft, wo Sie selbst sagen, daß Sie so schwer an das Lesen gehen. Wenn ich bedenke, wie viel Sie schon leisteten, und wie viel mehr Sie in sich tragen, als Sie je zu leisten imstande sein werden, und damit vergleiche, wie wenig Sie eigentlich in jedem Verstande [in jeder Hinsicht] von außen nehmen, so erfüllt es mich immer aufs neue mit Bewunderung. Denn auch das Gespräch ist und muß Ihnen doch immer vorzüglich nur leichterem Anstoß zur eigenen Produktion sein. Darum weiß ich auch niemand, in dem ein gewisser Widerwille gegen die eigentliche sogenannte Gelehrsamkeit so gut begründet wäre als in Ihnen. Aber darum wundere ich mich auch immer, daß Ihre Geistesstätigkeit nicht noch zerstörender auf Ihren Körper wirkt, und bitte Sie recht herzlich, ja bei dem Entschlusse zu bleiben, sie zu vermindern, um ihr ja nicht zu erliegen.“

Im Anschluß an diese herzliche Sorge berichtet Humboldt, was er vor kurzem von einem durchreisenden Professor über Kant gehört hatte. Es klingt, als wär' es prophetisch über Schiller gesprochen, wenn dieser Besucher berichtet, „daß Kant noch eine ungeheuer große Menge unbearbeiteter Ideen im Kopf habe, die er nicht allein noch alle bearbeiten, sondern auch alle in einer gewissen Reihe bearbeiten wolle, und daß ihn die Wärme für diesen intellektuellen Reichtum zu der Täuschung verleite, die Kürze seines noch übrigen Lebens mehr nach der Menge jenes Vorrats, als nach der gewöhnlichen Wahrscheinlichkeit zu berechnen“ . . . „Schön wäre es doch,“ fährt Humboldt fort, „wenn der Geist einen solchen Aufschub der körperlichen Zerstörung bewirken könnte, bis er sich hier in dem Kreise seines Wirkens ein Genüge geleistet hätte, oder wenigstens an ein Ziel gekommen wäre, wo es ihm nun selbst zu eng würde. Des Menschen natürliches Ende wäre doch nur Erfüllung seines Kreises. Er müßte hier nichts mehr zu schöpfen, nichts mehr zu tun finden, wodurch er noch Fortschritte machen könnte. Dann könnte und müßte er gehen; eher ist man doch immer noch unreif.“

Denn — wie Humboldt an anderer Stelle sagt — „es ist nicht richtig, und dies verdient hier vor allem Beherzigung, daß der Mensch

nur immer nach Genuß und Glückseligkeit jagt. Sein wahrer Instinkt, seine tiefe, innere Leidenschaft ist, seine Bestimmung zu erfüllen."

In diesem Suchen des festen Grundes der Bestimmung ist er grade mit Schiller einig. „Gewiß ist Ihre Geistesform jetzt auf ewig bestimmt“, schreibt er einmal an den befreundeten Dichter. „Ich weiß niemand, auf dessen Unveränderlichkeit ich so fest bauen möchte als auf die Ihrige.“ Und so stellt er bei Schiller eine „gleichmäßige, aus Ihrem ganzen Selbst entsprungene Ruhe und Milde“ fest, so daß diese beiden Eigenschaften, „abgerechnet, daß sie Ihre innere Zufriedenheit notwendig erhöhen, einen unbeschreiblich wohlthätigen Einfluß auf den Umgang mit Ihnen verbreiten“.





Schiller

IV.

Das große Dorf Weimar, mit dem Hof in der Mitte und anmutigen Parkschlössern in der Umgebung, war im Sommer 1787 ein stiller Ort. Goethe weilte noch in Italien, Herder lebte sehr zurückgezogen, der Herzog Karl August befand sich in preussischen Kriegsdiensten. Es war längst nicht mehr das „lustige Weimar“, es war eine Stätte geistiger Arbeit. Das Mannesalter hatte begonnen.

Aber zerstreute Geselligkeit fand sich reichlich auch in jenem ruhigen Sommer. Die jetzt hier anwesende Charlotte von Kalb, die dem thüringischen Adelsgeschlecht angehörte, und der gastfreie Wieland nahmen den unauffällig im „Erbprinzen“ abgestiegenen Schwaben freundlich auf. So kam er bald mit allen wertvollen Kreisen in Berührung und streifte, einen Abend in Tiefurt bei der Herzogin Amalie verbringend, auch den Hof.

Schillers Briefwechsel mit Körner gibt ein getreues Bild, wie es in diesen bedeutsamen Monaten in dem Suchenden gearbeitet hat. Er erwog alle Möglichkeiten einer eigenen geistigen und bürgerlichen Stellung zwischen diesen fest besetzten Plätzen. Der zunächst sehr anregende, später mehr in den Hintergrund tretende Herder; der nicht eben tiefe, aber freundlich-gesellige Wieland, der zudem als Herausgeber des „Merkur“ wichtig wurde; der biedere Major von Knebel, Goethes „Urfreund“; die helle, bewegliche Herzogin Amalie — und immer wieder der ferne Goethe — sie und andere wandern in jenen

Briefen vorüber, scharf charakterisiert, mit manchmal durchbrechender Eifersucht und nicht ganz unberührt vom umlaufenden Klatsch.

Auch Heiratsgedanken (Wielands Tochter) tauchen in dem unseßhaften Dichter immer wieder auf. Sein offen behandeltes Verhältnis zu Frau von Kalb, mit der er gewöhnlich gemeinsam eingeladen war, empfand er nicht als Segen. Schon aber zittert, zum Schluß jenes ersten Weimarer Jahres, am Horizont ein feines Bildnis: Lotte von Lengefeld. Schiller hatte zu Meiningen, wo jetzt seine Schwester Christophine mit Bibliothekar Reinwald vermählt war, und zu Bauerbach die alten Stätten besucht, ohne freilich einen sonderlichen Eindruck zu erhalten. Freund Wilhelm von Wolzogen begleitete ihn auf dem Heimweg. Und so ritten die beiden eines Dezember abends (1787) in Rudolstadt ein und nahmen im Lengefeldschen Hause Nachtquartier. „In Rudolstadt“, schreibt er an Körner, „habe ich mich auch einen Tag aufgehalten und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen lernen. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neueren Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Klavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte.“

Das tiefe Gemüt der echt weiblichen, nicht durch Schönheit auffallenden, aber von Anmut umflossenen Lotte hatte damals schon eine „geheime Ahnung“ in der Seele, was sie diesem Manne sein werde. Schiller ließ den Schwestern durch Wolzogen den Carlos schicken: das Zettelchen, mit dem er die Sendung begleitete, hob sie sich auf. „Ich behielt das Billet sorgfältig,“ bekennt sie später dem Gatten, „denn ich weiß nicht, es freute mich so und es war mir lieb, etwas von dir zu haben. Auch wartete ich so ängstlich den Sonntag, wie du versprochen hattest, herzukommen; mit jedem Tritt, den ich hörte, dachte ich, daß du kämst.“ Dieser unscheinbare Zug ist bereits bezeichnend für das feine, stille Gefühl der damals einundzwanzigjährigen Lotte, deren lockenumwalltes Antlitz allen Deutschen lieb und wert ist.

Schiller war vorerst noch nicht so weitfüßlig. Weimar umfing ihn wieder. Aber gleich im nächsten Brief an Körner hören wir immerhin bei ihm einen Ton anklingen, auf den wir nach all diesen unruhigen Monaten schon lange warten: den Ton der Sammlung, das vornehm-liebvolle Ausbauen der inneren Welt. Der erhabene Kulturbegriff „Weimar“ erwacht. „Die wenigen freien Atemzüge, die ich jetzt unter der Last von Folianten und staubigen Autoren erhaschen kann, gehören größtenteils Euch, meine Lieben; denn auch meine hiesigen Verbindungen gewinnen durch Beziehung auf Euch erst ihren Wert für mich. An keinem Ort der Welt bin ich verstanden wie bei Euch, keine Menschen sind mir näher, selbst meine Familie nicht, und kein Schicksal kann mich fremder mit Euch machen. Es gibt mir viele Freude in stillen Stunden, wenn ich mich unter Euch versetze und mir lebhaft mache, was wir füreinander sind. Mein Leben geht jetzt einen höchst ruhigen, aber dabei sehr tätigen Gang. Jeder Tag hat für mich 12 arbeitsvolle Stunden, und sehr oft noch einige mehr.“ (19. Dez. 87.)

Hier haben wir das, was Goethe in den Jahren vor der italienischen Reise im Ehepaar Herder und Frau von Stein gefunden hatte: ein Deutschland im Kleinen, eine liebevoll mitarbeitende Gemeinde. Goethes tätige Ruhe oder ruhige Tätigkeit lehrt in wachsendem Maße nun auch beim rascheren und unsteteren Schiller ein. Stilles Schaffen und Klärung durch Aussprache mit jenem engsten Kreise — das ist das Wesen dieser gesammelten Lebensführung.

„Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrete liebend bei mir aus?
Du, die du alle Wunden hellest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand.“

Und so gedeiht erst recht, verinnigt und durchwärmt:

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört.“

Worin bestand diese aufbauende Beschäftigung? Die Arbeit am *Carlos* hatte den Dichter zur Beschichte geführt. An Stelle seines

Infanten, den der Tod an männlichem Tun verhinderte, begab sich der Dichter selber nach Flandern: er erzählte den Deutschen die „Geschichte des Abfalls der Niederlande“. Und von dort ging er weiter und kam zur „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“. In beiden Fällen förderte Schiller, der auch hier mehr Dichter als Forscher war, keine unwälzenden Tatsachen oder neue wissenschaftliche Methoden zutage; das hätte seinen Zweck eher gestört. Er lehrte vielmehr unsere Geschichtschreibung das Wesentliche zusammenfassen und mit glänzender Lebendigkeit darstellen. Und er selber hatte den Vorteil dabei, daß er sich an so fester Tätigkeit immer mehr zur Achtung vor den Tatsachen erzog, heraus aus der ihm anhaftenden Neigung zu Spekulation und Fernflug.

Und wie in das Land der Geschichte, so wanderte er noch durch eine andere Beschäftigung von den Zeitgenossen hinweg an ein fernes ruhiges Gestade. Er versenkte sich eindringlich in griechische Literatur. Zwei Jahre lang, rief er einmal aus, wolle er gar keine modernen Schriftsteller mehr lesen; denn sie zerstreuten ihn nur und brächten ihn vom eignen Ich hinweg, während die großen Griechen auf den menschlichen Urgrund gehen. Das war der Sinn seines Suchens. So ließ er Homers einfache Größe auf sich wirken und übersetzte mit viel Mühe ein Stück von Euripides (Iphigenie in Aulis).

Schiller trat also vom Zeitalter zurück, gewann einen historischen Abstand von den Zeitgenossen, lernte das Wesentliche bei dieser welt-historischen Uberschau vom Unwesentlichen trennen — und kehrte dann als freundlich-unbefangener „Fremdling“ von dieser weiten Reise in die Enge und Nähe zurück. Aber er hatte nun Weitblick und gesetzte Ruhe in der Seele. Und er sprach nun zu den Mitmenschen aufs neue in der ihm gemäßen Form: als dichterischer Denker und gedanken-gefättigster Dichter.

So wollen die philosophischen Aufsätze der nächstfolgenden Jahre verstanden sein: besonders die „Briefe über ästhetische Erziehung“ — worin besonders der neunte Brief unseren oben angedeuteten Grundgedanken ausführt —, dann der Aufsatz „Über Anmut und Würde“, in dem zuerst Kants Wirkung bemerkbar wird, und zuletzt „Über naive und sentimentalische Dichtung“.

Auch die spärlichen Dichtungen dieser Zeit stehen unter dem Einfluß des Strebens nach einer einheitlichen Lebens- und Kunstanschauung. Bezeichnend sind die schwärmerisch-sehnsüchtigen „Götter Griechenlands“ und die gedankenschweren „Künstler“. Es sind, gleich der späteren und reiferen Gedankenlyrik, Programmgedichte, in klangvoll-musikalischer Diktion, wie sie sich ganz einzigartig Schiller in unserer deutschen Literatur ausgebildet hat. Nicht Rhetorik, nicht Phrase: ihr Grundempfinden ist ein — allerdings gedankliches, aber auch sittliches und ästhetisches — Erlebnis. Schiller hatte seine Gedankendichtungen errungen und erlebt. Er wuchs selber so empor, wie er hier die Menschheit emporwachsen läßt: aus „Sinnenschlaf“ zur „schönen, freien Seele“, zum „holden Gleichmaß“, zur „Gedankenwürde“. Und sein letztes Ziel — wie auch der Menschheit letztes Ziel — ist die „große Harmonie“. Und so ermahnt er die geistigen Führer, jene Männer, die uns das Leben und die gesamte Schöpfung als Kunstwerk achten lehren — also „die Künstler“ im geistigsten und umfassendsten Sinne des Wortes, auch Pädagogen, Erzieher, Eltern, alle wachen und wirkungsstarken Menschen überhaupt:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben —
 Bewahret sie!
 Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
 Der Dichtung heilige Magie
 Dient einem weisen Weltenplane,
 Still lenke sie zum Ozeane
 Der großen Harmonie!“

* * *

Hier ist nun etwas Wichtiges dem feineren Verständnis nahe zu bringen: Schillers Übergang zur Kantschen Philosophie¹⁾. Der philosophisch gebildete Körner war ein besonderer Anhänger des damals allgemein durchdringenden Königsberger Denkers. Und so drängte er immer wieder den Freund zur Beschäftigung mit Kant. Endlich

¹⁾ Worüber wir schon ausführlich in den „Wegen nach Weimar“ gesprochen haben (vgl. W. n. W. Bd. III, S. 193 ff.: „Von Kant zu Schiller“).

gelang es. Und die Spuren Kants sind nun nicht mehr aus Schiller hinwegzuwischen. Schiller ist gleichsam ein dichterisch besflügelter Deuter jenes reinen und strengen Idealisten geworden.

Unser Dichter neigte, wie wir es einmal angedeutet haben (Zauerbacher Gartenhütte) zu einem empfindsam-spekulativen Pantheismus. Alles-in-Gott und Gott-in-allem — das war die schöne Grundempfindung des Dichters der Freundschaft und des Liebes an die Freude. Diese poetische Grundempfindung unserer deutschen Mystiker und Pantheisten wurde nun zwar durch Kant nicht ausgestrichen. (Hier liegt wohl der Kern der irrthümlichen und letzten Grundes überflüssigen Befehdung zwischen Herder und Kant). Aber diese weiten Empfindungen wurden sozusagen straffer zusammengezogen; sie wurden realer und reinlicher gemacht. Aus der leisen oder lauten Jenseitsschwärmerei, die dieser philosophisch-religiösen Richtung innewohnte, sammelte sich der Adel der Empfindung in das Gewissen und in den Willen. So trat Energie hinzu. Und der Philosophie des Empfindens (Jacobi, Herder) stand die Philosophie der sittlichen That zur Seite.

Dies ist in knappsten Worten Kants lebendige Bedeutung. Kant verlegte die Gotteserkenntnis in das innere Erlebnis; und hier wiederum insbesondere in den uns eingeborenen sittlichen Instinkt und den durch Schulung zu stärkenden sittlichen Willen. Die Außenwelt aber, die durch Empirie und Forschung erkannt werden muß, und noch mehr alles Metaphysische bis in die Tiefen des Ding-an-sich — trennte er in reinlicher Scheidung. Die erstere (die Natur), sagte er, ist Sache der ruhigen und bescheidenen Wissenschaft; die letzterer (die Jenseitsmöglichkeiten) müssen wir in ehrfürchtiger Selbstbescheidung auf sich beruhen lassen. Einzig der Weg der inneren sittlichen Erfahrung ist uns zum Heil gegeben.

Eine außerordentlich tapfere, klare, erdenfeste und doch unbegrenzte Philosophie! Unglaublich, wie sich die Deutschen methodisch damit herumgeschlagen und immer aufs neue in Spekulationen entartet sind, statt instinktiv zu erkennen, daß auch diese große Philosophie — wie Schillers Lebenswerk — nur durch Erlebnis gewonnen werden kann.

Wir verstehen jetzt, was diese Weltanschauung für Schiller be-

deuten mußte. Unser großherziger Empfindungsredner, der in vielen von Klopstock herkam, brauchte Kant ebenso notwendig wie er die Geschichte und die klare Sachlichkeit der Griechen brauchte. Tatsachensinn im tiefsten Begriff des heute so verkleinlichten Wortes — Tatsachensinn im sittlichen, geistigen und künstlerischen Erfassen der Welt — das war es, wozu ihn Kant, Geschichte und griechische Kunst erzogen. Die Wärme brachte er mit, und die dichterische Phantasie gleichfalls. Und so entstand jene leuchtend-klare und doch warme, jene großartig einfache und doch buntgegliederte Welt der Poesie, die wir „klassisch“ nennen. Ein Ergebnis schwerster innerer Erziehung, bei dessen Überschaun man deutlich versteht, warum Schiller in so nachdrücklicher Weise immer wieder die Läuterung der dichterischen Persönlichkeit in den Mittelpunkt seiner ästhetischen Forderungen setzte, besonders in der bekannten Besprechung von Bürgers Gedichten: „Der höchste Wert eines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage eines interessanten vollendeten Geistes ist. Vom Ästhetischen gilt eben das, was vom Sittlichen: wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebührt; und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.“

Das ist Kant, in die Literatur übertragen. Fange jeder mit sich selber an, seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln und zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern! „Wir müssen geduldig an diesem Unternehmen arbeiten und warten“ (Kant). So kommt das „Reich Gottes“ auf Erden, ausgestrahlt aus der in uns selber wirklichen „Macht, die keiner Macht der Natur weicht“ (Kant). Und „das Reich Gottes auf Erden: das ist die letzte Bestimmung, des Menschen Wunsch“ (Kant).





Schiller an Humboldt

Vorbemerkung. Das Verhältnis der beiden Freunde kennzeichnet sich am besten, wenn wir Schillers letzten Brief an Wilhelm von Humboldt selber sprechen lassen.

Weimar, den 2. April 1805.

Ich könnte es vor dem Himmel nicht verantworten, teurer Freund, wenn ich die schöne Gelegenheit, die sich mir darbietet, Ihnen ein Wort des Andenkens zu sagen, unbenutzt ließe. Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhängen, und es macht mir Freude, zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillstande mit gleichem Vertrauen wie da, wie wir noch zusammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständnis sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen und der meinige mich nicht so sehr vereinseltigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.

Daß ich in dieser langen Zeit unseres stockenden Briefwechsels auf meine Art tätig war, wissen Sie und haben es, wie ich denke, gelesen. Ich wünschte auch von Ihnen selbst zu hören, wie Sie mit meinem Teil zufrieden sind, es ist ein erlaubter Wunsch; denn bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Ratgeber und Richter, der Sie mit so oft in der Wirklichkeit waren,

sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir selbst gegenüberzustellen versuche, so geschieht es gerne in Ihrer Person und aus Ihrer Seele.

Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt getan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet sein kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andern von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten; und so kann es leicht geschehen sein, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.

Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerstreuungen meine Tätigkeit öfters unterbrochen; eine Reise nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krankheit und dieser furchtbar angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem Ziel verschlagen. An Vorsähen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich schwankte zu lange hin und her und habe mich erst seit einigen Monaten für eine neue Tragödie entschieden, die mich wohl bis Ende dieses Jahres beschäftigen wird. Um diesen Winter doch nicht ganz untätig zu sein, habe ich, da ich nichts Eigenes machen konnte, die Phädra von Racine übersetzt und spielen lassen, und diese nicht so ganz leichte Arbeit hat mir eine angenehme Übung gegeben. Zur Ankunft unserer Erbprinzessin machte ich ein kleines Vorspiel, das ich Ihnen hier beilege. Es ist ein Werk des Moments und im Verlauf einiger Tage ausgedacht, ausgeführt und dargestellt worden. Eine Sammlung meiner Theaterstücke, womit diesen Sommer der Anfang gemacht wird, wird mit diesem Vorspiel, Don Carlos und der Jungfrau von Orleans eröffnet.

Goethe war diesen Sommer wieder sehr krank und leidet noch jetzt an den Folgen. Alles rät ihm, ein milderes Klima zu suchen

und besonders dem hiesigen Winter zu entfliehen. Ich liege ihm sehr an, wieder nach Italien zu gehen, aber er kann zu keinem Entschluß kommen, er fürchtet die Kosten und die Mühseligkeiten. Unter diesen Umständen hat er freilich nicht viel im Poetischen leisten können, aber Sie wissen, daß er nie untätig und sein Müßiggang nur ein Wechsel der Beschäftigung ist. Er hat in diesem Winter eine ungedruckte, sehr geistreiche Satire von Diderot übersetzt, die diesen Sommer bei Göschen herauskommt. Auch ist er mit Herausgabe ungedruckter Briefe von Winkelmann beschäftigt, und zuweilen ließ er sich auch mit vieler guten Laune in der Literaturzeitung hören. Er wird, wenn es irgend seine Gesundheit erlaubt, Ihnen gewiß auch mit dieser Gelegenheit schreiben. Wir haben uns diesen Winter selten, weil wir beide das Haus nicht verlassen durften.

Daß ich Anträge gehabt, mich in Berlin zu fixieren, wissen Sie, und daß auch mich der Herzog von Weimar in die Umstände gesetzt hat, mit Alifance hier zu bleiben. Da ich nun auch für meine dramatischen Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Akkorde gemacht, so bin ich in den Stand gesetzt, etwas für meine Kinder zu erwerben, und ich darf hoffen, wenn ich nur bis in mein fünfzigstes Jahr so fortfahre, ihnen die nöthige Unabhängigkeit zu verschaffen. Sie sehen, daß ich Sie ordentlich wie ein Hausvater unterhalte, aber ein solches Häuflein von Kindern, als ich um mich habe, kann einen wohl zum Nachdenken bringen.

Abgesehen leben wir hier in einem sehr angenehmen Verhältnis, und ich habe es noch keinen Augenblick bereut, daß ich es dem Aufenthalt in Berlin vorgezogen habe. Wäre ich freilich ein ganz unabhängiger Mensch, so würde ich dem Süden um vier Grade näherrücken.

Von unserer literarischen Welt kann ich Ihnen wenig berichten; denn ich lebe wenig mehr in ihr. Die spekulative Philosophie, wenn sie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verschleucht, ich habe auf diesem kalten Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu

haben. Um die poetische Produktion in Deutschland sieht es aber kläglich aus, und man sieht wirklich nicht, wo eine Literatur für die nächsten 30 Jahre herkommen soll. Auch nicht ein einziges neues Produkt der Poesie weiß ich Ihnen seit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Namen an der Spitze trüge, und was einem Freude machte. Dagegen regt sich die unselige Nachahmungslust der Deutschen mehr als jemals, eine Nachahmung, die bloß in einem identischen Wiederbringen und Verschlechtern des Urbildes besteht. Solcher Nachahmungen hat auch mein Wallenstein und meine Braut von Messina vielfach hervorgebracht, aber man ist auch nicht um einen Schritt weiter gefördert.

Aber nun auch genug von meinen und den deutschen Angelegenheiten. Ich wünschte mir anschaulich zu machen, wie Sie in Rom leben, und worin Sie leben. Der deutsche Geist sieht Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken. Frau von Staël hat mich bei ihrer Anwesenheit in Weimar aufs neue in meiner Deutschheit bestärkt, so lebhaft sie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unsrigen fühlbar machte. Im Philosophieren und im poetischen Sinne haben wir vor den Franzosen einen entschiedenen Schritt voraus, wie viel wir auch in allen anderen Stücken neben ihnen verlieren mögen.

Sagen Sie der guten Karoline meine herzlichsten Grüße, es war für mich eine schmerzliche Freude, als ich sie im vorigen Jahre hier wieder sah, und ich leugne nicht, daß ich sehr viel für sie gefürchtet. Desto inniger freuen mich nun die guten Nachrichten, die wir von ihr gehört. Auch dem Herrn Kobltrausch bitte ich mein Andenken zu erneuern.

Ich ersuche Sie, liebster Freund, inliegenden Brief an Graf ja recht bald zu besorgen. Er wartet schon fast ein Jahr auf meinen Brief und wird mich beinahe aufgegeben haben.

Tausendmal umarme ich Sie, mein teurer Freund, und wünsche, daß mich dieser Brief Ihnen ganz so, wie Sie mich sonst gekannt, wieder darstellen möchte.

Sch.





Tagebuch

Esoterik und Politik. Als Königin Luise in ihrer hoheitvollen Schönheit dem stämmigen, blassen Kaiser der Franzosen gegenüberstand, waren zwei Grundkräfte in plastische Erscheinung getreten: die Kraft des religiösen Gemütes und die Kraft des revolutionären Verstandes. Dort Liebe, hier Haß; dort Esoterik, hier Politik.

Was ist Esoterik? Das Wort bedeutet Innerlichkeit; es ist die Sammlungskraft des Gemütes, es ist Weisheit und Wärme.

Was ist Politik? Das Wort bedeutet Staatlichkeit; es ist die gesellige Seite der menschlichen Natur, es ist das Massentum mit seinen Befehlen, es ist äußere Macht.

Der Mensch ist nun zwar ein Zoon politikon, ein politisches Wesen, nach jenem echten Griechenwort; aber er ist auch ein Zoon esoterikon, eine unsterbliche Seele, fügten wir neulich hinzu.

Esoterik und Politik sind Polaritäten. Ihr Gleichgewichtszustand ist das Problem des menschlichen Lebens. Überwiegt Verinnerlichung zu stark, so verweicht die Spannkraft nach außen; überwiegt aber die letztere, so verkrümmert die Seele. In beiden Fällen erleidet der Organismus Störungen. Ein gutes Ausgleichverhältnis, Kraftgespanntheit nach außen, Schönheit und Liebe von innen her damit im Bunde — so berühren sich Himmel und Erde, und es ergibt sich ein wohlthätiger Gesamtzustand.

Die Esoterik behandelt des Menschen seelische Würde; die Politik seine bürgerliche Existenz.

Nur dann aber kann die Existenz einer Gesellschaft gesichert werden, wenn die Seelen der einzelnen Mitglieder von den natürlichen, selbstsüchtigen, gewalttätigen Trieben gereinigt sind. Kann dies der Gesetzgeber besorgen? Nein, so tief greift er nicht hinein; er kann nur sichtbar werdende Schäden bestrafen oder kann durch Drohungen abschrecken.

Aber der Esoteriker — ein zauberkräftiger „Künstler“ im Sinne von Schillers großem Lehrgedicht — erzeugt positive Kräfte der Menschenliebe und der innermenschlichen Schönheit.

* *

„Er ist der Philosoph der sich kultivierenden Seele und der große Kämpfer der schweren Kämpfe und Schäden, welche die Kulturarbeit uns bringt. Sie sind seitdem nur härter und schwieriger geworden, aber im Wesen dieselben geblieben. Darum ist diese Philosophie heute wahr wie am ersten Tage“ . . .

Kühnemann, „Schiller“.

Schillers Programm. Was unter dem Stichwort „Esoterik und Politik“ gesagt wurde — dies eben, nur mit unseren Worten geprägt und in knappe Fassung gebracht — ist der Kerngedanke von Schillers Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ (Horen, 1795), die ursprünglich an seinen nordischen Gönner, den Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg, gerichtet waren.

Markante Worte daraus, in Reih' und Glied gestellt, werden den Gedankengang veranschaulichen. Er ist so modern und lebendig wie möglich.

. . . „Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frönen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts . . . Erwartungsvoll sind die Blicke der Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verrät es nicht eine tadelnswerte Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu teilen? . . .

„Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert.

„In seinen Taten malt sich der Mensch: und welche Gestalt ist es,

die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwei Aeußersten des menschlichen Verfalls, und beide in einem Zeitraum vereinigt! In den niederen und zahlreichen Klassen stellen sich uns rohe, gefesselte Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Bande der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wut zu ihrer tierischen Befriedigung eilen. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbnis durch Maximen befestigt. Mitten im Schoße der raffiniertesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet. Die Kultur [Schüler meint das, was wir heute Zivilisation nennen], weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfnis; die Bande des Physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verlehrtheit und Robigkeit, zwischen Annatur und bloßer Natur, zwischen Superstition [Aberglauben] und moralischem Unglauben schwanken; und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.

„Die Kultur [Zivilisation] selbst war es, welche der neueren Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der anderen das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte notwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entweite ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der spekulative Verstand verteilten sich jetzt feindlich gegeneinander auf ihren verschiedenen Feldern, deren Grenzen sie jetzt anfangen mit Mißtrauen und Eifersucht zu bewachen. [In einem einzigen Sage eine treffende Kritik des modernen Spezialismus. L.]

„Diese Zerrüttung machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfachheit der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte; aber anstatt zu einem höheren animalischen Leben zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab.

„Wenn das gemeinsame Wesen [der Staat] das Amt zum Maßstab des Mannes macht; wenn es an dem einen seiner Bürger die Memorie

(Gedächtnis), an einem andren den tabellarischen Verstand, an einem dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt; wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem gesetzlichen Verhalten die größte Verfinsternung des Verstandes zugute hält: — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemütes vernachlässigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lobnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu Grenzen seiner Tätigkeit macht; aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Anteil fiel, die ganze karge Summe seiner Kraft, und es muß schon kein gemeiner Kopf sein, um, unbeschadet seines Berufs, für Liebhabereien etwas übrig zu behalten. Und so wird denn allmählich das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakt des Ganzen sein dürftiges Dasein friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet.

[Und nun legen die berühmten Worte ein, die in einem einzigen Satz den Kern von Schillers Programm enthalten, am Schluß des sechsten Briefes:]

„Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt sein, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen? . . .

„Wieviel auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist nicht zu leugnen, daß die Individuen, welche sie trifft, unter dem Fluch dieses Weltzwecks leiden. Durch gymnastische Übungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Ebenso kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen . . .

„Sollte diese Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten sein? Das ist nicht möglich; denn der Staat, wie er jetzt beschaffen ist, hat das Übel veranlaßt.

„Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingestreckt haben. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist das dringendere Bedürfnis der Zeit, nicht bloß weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zu Verbesserung der Einsicht erweckt. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst; diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Mustern.

„Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Jübling oder gar noch ihr Günstling ist . . . Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenseits aller Zeiten, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Ather seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen . . . Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt.“

Das Reinmenschliche, von dem Richard Wagners Schriften so oft sprechen, als von dem feinsten und reinsten Inhalt aller Kunst, wird uns nun — von Schiller aus — völlig klar. Wagner geht genau denselben Gedankengang:

. . . „Die dichterischen Stoffe, die mich zum künstlerischen Gestalten drängten, konnten nur von der Natur sein, daß sie vor allem mein Gefühlswesen, nicht mein Verstandeswesen einnahmen: nur das Reinmenschliche konnte mich, sobald es mir in seiner wirklichen, natürlichen und von außen nicht getrübbten Gestalt zur Erscheinung kam, zur Teilnahme stimmen und zur Mittheilung des Erschauten anregen.

„So fragt und forscht denn der echte deutsche Instinkt eben nur nach diesem Reinmenschlichen, und durch dieses Forschen allein kann er hilfreich sein.

„Die Religion ist ihrem Wesen nach grundverschieden vom Staate. Genau in dem Grade erst ist eine reine, höchste Religion in die Welt getreten, als sie gänzlich vom Staate sich ausschied und in sich diesen vollständig aufhob. Der Untergang des Staates kann vernünftigerweise nichts anderes heißen als das sich verwirklichende religiöse Bewußtsein der Gesellschaft von ihrem rein menschlichen Wesen.

„Nicht durch ihre praktische Bedeutung für den Staat, also durch ihr Moralgesetz, ist die Religion wichtig; denn die Grundzüge jeder Moral finden sich in jeder, auch der unvollkommensten Religion: sondern durch ihren unermesslichen Wert für das Individuum bekundet die christliche Religion ihre erhabene Bedeutung. Ihre Grundlage ist das Gefühl der Anseligkeit des menschlichen Daseins, die tiefe Unbefriedigung des rein menschlichen Bedürfnisses durch den Staat.

„In der wahren Religion findet somit eine vollständige Umkehr aller der Bestrebungen statt, welche den Staat gründeten und organisierten: was hier nicht zu erreichen war, gibt das menschliche Gemüt auf diesem Wege zu erlangen auf, um auf einem gänzlich entgegengesetzten sich dessen zu versichern. Der religiösen Vorstellung geht die Wahrheit auf, es müsse eine andere Welt geben als diese, weil in dieser der unerlöschliche Glückseligkeitstrieb nicht zu stillen ist, dieser Trieb somit eine andere Welt zu seiner Erlösung fordert. Welches ist nun diese andre Welt?

„Die Religion lebt nur da, wo sie ihren ursprünglichen Quell und einzig richtigen Sitz hat, im tiefsten, heiligsten Innern des Individuums, da, wohin nie ein Streit der Rationalisten und Supernaturalisten noch des Klerus und des Staates gelangte. Denn dieses eben ist das Wesen der wahren Religion, daß sie, dem täuschenden Tagesescheine der Welt ab, in der Nacht des tiefsten Innern des menschlichen Gemütes [„Nacht“: wir denken an Novalis und Tristan-Isohle, W. n. W., IV, 241] als anderes, von der Weltsonne gänzlich verschiedenes, nur aus dieser Tiefe aber wahrnehmbares Licht leuchtet.“

— So weit Richard Wagner. Man könnte seitentlang solche Stellen anführen. Wagner ist, könnte man sagen, eine musikalische und religiös-philosophische Steigerung des Schillerschen Kulturgedankens.

Selbsterziehung. „Schiller mußte, um die alte Schaffenskraft zurückzugewinnen, seine Selbsterziehung dort wieder aufnehmen, wo er sie sich in Mannheim hatte aus den Händen gleiten lassen. Oder mehr noch: er mußte sich entschließen, ganz neue entsagungsvolle Pfade zu betreten.

In seiner Stuttgarter Periode hatte er, je mehr er vom Menschenverkehre abgesperrt war, geglaubt, sympathisieren zu können mit der ganzen Welt. Es war ihm ein Bedürfnis gewesen, mitzuschwärmen mit den Genossen seiner Jugend und mit den Gestalten seiner Dichtungen. Er konnte ein Gefühl des Alleinseins nicht ertragen. „Stünd' im All der Schöpfung ich alleine, Seelen träumt' ich in die Felsensteine“, so ruft er in seiner Freundschaftsode; und noch in Dresden klingt es aus dem gleichen Gefühl heraus: „Seid umschlungen, Millionen!“

Aber er hat umlernen müssen. Je klarer er seine Lebensaufgabe vor sich sah, desto festeren Boden gewann in ihm die Überzeugung, daß

er das Wertvollste, was seine Begabung heischte, in dem Gewirr des menschlichen Betriebes und in der Mitberatung der Freunde nicht finden werde, sondern daß er sich eine Zeit, vielleicht eine lange Zeit des Selbstbessinnens auferlegen und sich vor der Welt ohne Haß verschließen müsse. Als er von Dresden nach Weimar zog, hoffte er wohl noch, dort an dem kunstsinigen Hofe eine Rolle spielen zu können; gerade in Weimar (bei seinem ersten Aufenthalt 1787 ff.) aber wurde ihm die höhere Pflicht offenbar.

Wer immer in der Kunst, der Wissenschaft oder sonst einem Gebiete menschlicher Mission nur dem Beruf im eigentlichsten Sinne dieses Wortes folgt, wer nur auf die Stimme des innewohnenden Genius horcht, nur ihm die Verantwortung für das Leben und das Wirken überläßt, um den wird es einsam mit der Zeit, so einsam, daß er wohl zuzeiten schauern mag. Wohl kann er von der Höhe herab, je weiter der Weg bergan führt, zu immer breiteren Massen sprechen; auch bringt aus der Tiefe der Widerhall und Beifall der Menge herauf: er selbst aber wandelt auf dem Höhenweg allein.

Diese freiwillige Einsamkeit hat Schiller gewählt; er hat aber auch den Segen der Isolierung erfahren. Seine Kraft und sein Kraftgefühl wuchsen, als er auf sich allein gestellt war, und aus tiefster eigener Überzeugung konnte er später seinem Volk das Bekenntnis in den Mund legen: „Der Starke ist am mächtigsten allein“ . . .

Albert Rößler

(„Gedächtnisrede zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Todestag“, Leipzig, Poeschel).

Der Künstler. Richard Schaukal hat zwei anmutige Dialogbändchen veröffentlicht: „Giorgione“ und „Literatur“ (München, Georg Müller). Durch diese reizvollen Gespräche zieht sich die Sorge, die wir alle teilen: des Künstlers Isolierung in einer Welt, die dem Nutzen dient oder dem unveredelten Vergnügen. Und dann erbaut an der Stimmung dieser beiden Schriften noch ein Zweites: diesem wesentlich auf Malerei und Plastik gestimmten Wortkünstler (vgl. „Wege nach Weimar“, Bd. IV, S. 201, 2d3) ist die Kunst jene heilige, innerliche Sammlung, die der Katholik vor seinem Altar, der Fromme überhaupt im Gebet, der Beschauliche in der Einsamkeit der Natur, die Mutter

(und in jeder Mutter steckt eine Madonna) im Nähen und Segen ihres Kindes findet. So sammelt sich Schaulal vor seinem Giorgione, Velasquez oder Perugino.

Sammlung des Herzens — heute die wichtigste Aufgabe! Die Mittel dazu sind Fragen zweiten Ranges. Mögen die Mittel verschieden sein: es ist dahinter eine Einheit, wie hinter den Strahlen und Farben die eine Sonne. So gehört in unsre „Wege nach Weimar“ gerade diese Frage; sie ist die große Lösung aller Einzelfragen, der große Fund, der Schatz im Acker: — das Entdecken des „stilleren Selbst“.

Ich habe einmal in diesen Blättern erzählt, daß ich oft in Thüringer Waldeinsamkeit einen kleinen runden Stein mit mir in der Tasche trug, den ich fest und still gelegentlich besah, mit dem straffen Vorsatz: „Jest denkst du nichts als diesen Punkt, sorgst nichts, fürchtest nichts, wünschst nichts, weißt aber tief und treu, daß du in Gott bist und Gott in dir, jest, hier, immer und ewig!“ (Vgl. W. n. W., III, S. 45: „Der Weg zum Selbst.“)

Diese Übung der Kontemplation ist uralte. Es ist der Weg, sich loszulösen (er-lösen) von der Suggestion der Massen und der Materie. Man sammelt sich im reinen Geist, am Herzen Gottes, im heiligen Hain. In aller Religion ist dies der Kernpunkt; es ist alles Menschentums Kristall und heiliger Gral. Auf die Ausdrucksweise kommt es dabei erst in zweiter Linie an; das wichtige ist der Zustand selbst.

Der Gewinn dieser Sammlung ist ein Zusammenrufen der zerstreuten Seelen- und Sinneskräfte; aber nicht zum Stagnieren, sondern zu um so schnellerem Rotieren in der bewußtgewählten Enge — und dadurch ein Erzeugen von kristallen glühendem Licht, von inniger Wärme, von entzückender Kraft der Seele, die ihre Heimat nun gefunden hat. Es ist Einkehr und darum Heimkehr.

Wir war der Wald das, was diesem Freund Giorgiones die Wiener Galerie war. Im Ergebnis sind wir eins.

In diesen Seelentiefen gibt es keinen literarischen Haber und keinen Konfessionsstreit mehr; keinen Streit mehr überhaupt, sofern er Schelten und Räsonieren ist. Wir sind versammelt und gesammelt in den gemeinsamen Urgrund reinen Schauens, reiner Erkenntnis, reiner Menschlichkeit.

Einige Stellen aus Schaulals Gesprächen mögen dies Urgemeinsame näher belegen; wobei ich an Trennendem — wie seine Stellung zu Schiller — vorübergehe.

... „Bedenk' ich die Unzähligen, die in dem tonlosen Geschwirr des hastenden Alltags untergehen, die in einem ‚Veruf‘ ihre geistige Aufnahmefähigkeit, ihre Wirksamkeit erschöpfen, und ihr irdisches Dasein mit einer Summe dieser Vorläufigkeiten, dieser Nöte, dieser Mäglichkeiten beschließen: saßt mich der Menschheit ganzer Schauder an. Ein Lebenslauf ohne die schönen Zwecklosigkeiten, ein Mensch, der niemals ein gutes Buch liest, niemals ein gutes Bild sieht, niemals die Ruhe der Landschaft ohne ‚Absicht‘ genießt, scheint mir ein scheußliches Zerrbild der ‚Gottähnlichkeit‘. Ja, es gibt Menschen, die Kinder besitzen, Kinder, diese süße Erinnerung an das Paradies, und es nicht wissen! Es gibt tatsächlich Gespenster, die nur ihren ‚Veruf‘ haben . . .

„Wie willst du reformieren, wo noch nicht einmal die Ahnung des Mangels aufdämmert? Wo der Mangel voll Dünkel auf seine entfleischten Schenkel schlägt? Die Schule ist für viele Menschen in dieser entseßlichen Zeit die einzige Gelegenheit, etwas Erhebendes zu lernen. Denn die Religion, das belächelte Labsal des Bauern, hat der moderne Städter dem Aberglauben seiner blöden Vernünftigkeit zuliebe längst über Bord geworfen. Aber haben wir denn überhaupt eine Ästhetik? Eine Lehre vom Schönen? Ist es denn ein Wunder, daß wir nur Barbaren, ‚Kunstfreunde‘ heraufzerziehen, da in unsren humanistischen Schulen von der ganzen Herrlichkeit der Kunst nichts vermittelt wird, kein Wort von Architektur, von Musik, von Skulptur? . . . Wenn sich einer aus dem Flugsand von zweifelhaften Kenntnissen herausarbeitet, kann er von Glück reden. Die meisten gehen bis über die Augen darin unter.“

Hier wirft sein Freund ein: „Du sagst nicht ohne unbewußte Absicht ‚die Augen‘; das ist ja wohl das vorzüglichste Organ des Künstlers“ — aber dieser fährt fort: „Nicht mehr als die Ohren, als die Sinne überhaupt. Das ‚Organ‘ des Künstlers, des ‚besseren Menschen‘ ist die Seele. Ein Organ, das leicht — verkümmert“ . . .

„Ich fühle manchmal eine unsägliche Wut in mir emporsteigen. Ich gebe zu, sie ist vollkommen ohnmächtig. Da werde ich dann grob. Ohnmacht wird immer grob. Aber man höre nur einmal einen dieser ‚Es-herrlich-weit-Gebraucht-habenden‘ von der Tribüne über ‚geistige Fragen‘ schwätzen! Plattheiten, die vor Abgegriffenheit überhaupt keine Drängung mehr aufweisen. Aber Brustton der Überzeugung, Sprechergewicht. Man greift sich unwillkürlich an den Kopf. Und diese wahrhaft Gottlosen erkühnen sich, z. B. über das ‚finstere Mittelalter‘, das Mönchs-

wesen, den erhabenen Kultus der Kirche zu perorieren! Diese engherzigen Dunkelmänner der kalten Vernunft, diese Totengräber der Seele unterstehen sich, als schönen Alttschluf, ihren' Goethe zu zitieren als einen ‚Freigeist‘! Goethe, der Lebendige, der Orphische — als Tendenzkrampus dieser, dieser . . . Abonnenten‘!

„Heute sind wir um Jahrbillionen von der künstlerischen Auffassung der Welt entfernt, die das Symbol verehrt hatte. Heute, da der Sinn für die verehrungswürdige Tradition, für die große Zeremonie, für die Musik der ruhenden Welt glücklich ausgerottet erscheint, heute ist es schwer, über Dinge zu reden, die früher der Rede nicht bedurft hatten. Der Triumphzug der Vernunft (genauer: des Verstandes. L.) durch das geistige Europa war der Sieg über die Seele, über die Kunst. Nun ist's erreicht . . .

„Nur in der vollkommenen Stille der schauenden, der ehrfürchtigen Seele kann die Kunst gedeihen . . . Und siehst du, deshalb leb' ich im Vineta meiner Bilder und Bücher mein freies Leben, halte Hof wie ein König unter Schemen und verzichte auf eine Welt der Talmiererrungenschaften, die mich und meine Notwendigkeit nicht gelten lassen kann, ohne sich selbst zu verneinen.“ —

— Sehr fein, sehr stolz! Aber: sind wir wirklich bloß dazu unter die verdunkelten Menschen gesandt? Just hier setzt nun — Schiller ein: er gibt Energie und Wirkung auf das Ganze.

*
*
*

Schiller über Bürger. . . . „Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurteile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verschleichen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm ein teurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur

reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Wert seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß er der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage, eines interessanten Geistes ist“ . . .

An diesem scharf und sicher erfaßten Schwachepunkt setzte Schillers gehaltvolle und sachliche Besprechung der Bürgerischen Gedichte ein (1791).

„Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürgerischen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übriggelassen haben, daß wir in dem größten Teil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mystereien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet.“

Man kann es nicht glücklicher prägen. Schiller geht nun ausführlich auf einzelnes ein, versagt aber dem Dichter nicht die Achtung.

„Wenn indessen irgendeiner von unsern Dichtern es wert ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Hr. Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende, energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich störende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedere Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es wert, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten und so die höchste Krone der Klassizität zu erringen.“

— Es geht die Legende um, daß diese — ohne Namen erschienene — Kritik den äußerlich und innerlich nicht glücklichen Bürger „ins Herz getroffen“ habe. Das ist in dieser Form nicht richtig. Die Torheit Bürgers bestand vielmehr darin, daß er auf diese sachliche Besprechung öffentlich erwiderte, und zwar sehr hochtrabend und ungeschickt, da er nicht wußte oder glauben wollte, daß es Schiller war, mit dem er zu tun hatte. Der Rezensent erwiderte, Bürger erfuhr dessen Namen, wollte zwar nochmals entgegenen, doch ist von dem Entwurf dieser Entgegnung nur der ergreifende Satz übriggeblieben: „Ich gestehe gern, daß ich es mit einem Stärkeren zu tun habe, als ich bin.“ So erst, durch jene mißglückte Entgegnung, als hätte er es mit einem stumpfen „Meta-

physikus“ zu tun, den man von oben herab abtrumpfen könne — hatte sich Bürger blamiert; er schwieg nun, von Epigrammen abgesehen, bitter verlegt und beschämt.

* * *

Vom Volksston. Und doch — wenn ich von Schiller zur schottischen Ballade komme, zum echten Volkslied, zum Grimmschen Volksmärchen, zur Edda-Mythe: es ist ein wesenhafter Unterschied. Hier ist etwas grundwesentlich anderes im Ton, in der Stimmung, in der Ausdrucksweise.

„Wie erkenn' ich mein Treues
Vor den andren nun?
An dem Wuschelhut und Stab,
An den Sandelschuh'n“ —

— singt es in Shakespeares „Hamlet“. Und —

And will he not come again?
And will he not come again?
No, no, he is dead:
Go to thy death-bed —
He never will come again.

[Und kommt er nicht mehr zurück?
Und kommt er nicht mehr zurück?
Nein, nein, er ist tot —
Geh auf dein Todesbett,
Er kommt nicht mehr zurück!]

Und das andre —

„He is dead and gone, lady,
He is dead and gone:
At his head a gras-green turf,
At his heels a stone“ —

„Er ist tot und hin: ihm zu Häupten ein Rasen grün, ihm zu Füßen ein Stein“ . . .

Was eigentlich ergreift uns an diesem schlichten Sang? Was singt da so traut und doch so fremdsüß und seltsam?

Es ist kein „klassischer“ Ton. Man nennt es „Volksston“; aber das besagt nicht das Genauere, denn volkstümlich sind auch Schillers Dramen. Man ist manchmal, bei aller verehrenden Liebe zu Schiller, fast geneigt, diesen Ton den poetischeren zu nennen. Grade vielleicht weil

ein Weh mit eingebannt ist, etwas Fremdartiges in Ton und Rhythmus mitschlingt, ist dieser Ton dem tiefsten Lebenston der Menschenseele näher als jener mehr bewußte Kulturton klassisch abgeklärter Poesie.

Nach ist zu vermuten, daß hier irgendwo das ästhetische Geheimnis der Tragik liegt. Dieser Volkston neigt zur Tragik: zu einer Schönheit, die mit Trauer verbunden (Volkslyrik), zu einem Stolz, der mit Untergang verbunden ist (Ballade). Und dann: dieser Sänger macht sich keine Philosophie über das Weltgeschehen. Er hat zwei Kostbarkeiten in sich: er liebt — aber er leidet zugleich durch seine Liebe. Lieb und Leid in eins verschmolzen, des Ausgangs und der Gründe nicht bewußt: — liegt in dieser einfachen Hergenshingabe der Zauber des Volkstons?

Bürger besaß diesen Ton, wenn er ihn auch nicht zu klären wußte. Seine „Lenore“ bleibt ein Meisterwerk dieses Stils. Daß er in Trivialismus und Platttheit geriet — wir bedauern es um der deutschen Poesie willen. Sie hat — von Goethe abgesehen — erst in Abland, Mörike, Eichendorff diesen Ton wieder aufgenommen, ohne ihn aber (wir dürfen das aussprechen) zur vollen Kunstgröße eines Volksschauspiels oder volkschlichter Tragik auszubilden. Hier ist nur Kleists „Räbchen von Heilbronn“ ein vereinzelter, reizvoller Versuch; und eines Arnim und Brentano Tätigkeit gewinnt von dieser Seite aus die rechte Beleuchtung.

„Und kommt er nicht mehr zurück“ — — diese Herzigkeit und Innigkeit, wenn die doch wieder über unsre dumpfe Vernünftlerepoche Macht gewönne!

In Bürgers Ton sind, wie gesagt, Ansätze dazu; aber nur Ansätze; sehr selten rundet sich ein Gedicht geschmackvoll ab, wie so oft bei Burns oder dem abenteuerlich-genialen Alexander Petöfi. Bürger hat in einzelnen Strophen das, was man „Wurf“ nennt.

Wohl schwellen die Wasser, wohl hebet sich Wind,
Doch Winde verwehen, doch Wasser verrinnt.
Wie Wind und wie Wasser ist weiblicher Sinn,
So wehet, so rinnet dein Lieben dahin.“

Wie glücklich ist der ganze Anfang von „Lenardo und Blandine“ — und wie geschädigt durch die übergroße Breite und einzelne geschmacklose Wendungen! So sind auch in der „Ruh“ (der armen Wittve Magdalis) anmutig-musikalische Strophen:

„Seim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andren, gesättigt in Fülle,
Vor Ragballs' Pforte bited keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust
Und löschte ihr Lämpchen mit Tränen“ . . .

Und später, beim Wiedergewinn:

„O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu
Vor Staunen entfalt ihr der Kiegel.

Dort füllte die Krippe frisch duftender Mlee,
Und heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strohenden Euter zu leeren.“

Bürger liebt diesen wiegenden Rhythmus, so in dem vielfach reigenden Mollj-Gebicht, das von Burns sein könnte:

Ich tauschte mit Mollj tief zwischen dem Korn,
Umduftet vom blühenden Hagbuttendorn.
Wir hatten's so heimlich, so still und bequem
Und koseten treulich von diesem und dem.

Wir hatten's so heimlich, so still und bequem,
Kein Seelchen vernahm was von diesem und dem;
Fast achteten unsrer die Lüftchen nicht mehr,
Die spielten mit Blumen und Halmen umher“ usw.

Selten auch rundet sich ihm eine Ballade oder ein komisches Gebicht so glücklich wie „Lenore“ oder „Der Kaiser und der Abt“.

„Lang streckt die Sonne sich aus und fleucht,
Den Nachttau streicht
Die Sohle des Reiters vom Grase;
Der Stachel der Ferse, der Schrecken des Rufs
Verdoppeln den Donnergaloppschlag des Hufs,
Verdoppeln die Stürme der Nase“ —

— so klingt das „Lied von der Treue“. Und so noch oft, energisch, mit angeborenem rhythmischem Schwung. Aber, von allen Plattheiten und

Mißgriffen des Stoffes abgesehen: Bürger hat wenig Bedeutendes und Bleibendes zu sagen und zu gestalten.

Schiller hatte recht: Volkston allein macht in einer Zeit, die um Kultur ringt, keine bedeutende Poesie mehr. „Unsere Welt ist die Homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen können¹⁾. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr großer Abstand sichtbar“ . . . Hier tritt ein aristokratisches Prinzip in Geltung. Und die nordische Volksweise wird verdrängt vom architektonischen Stil der Griechen.

Friedrich der Große. . . „Dieser kleine, schwächliche Mann ist der echteste urgermanische Heerführer gewesen, Berserker und Skalde mit Schwert und Harfe, der keinen Strohtod sterben wollte und als Wotan und Donar gegen Midgard und Fenriswolf rang bis ans bittere Ende. Preußen, Märker, Berliner sahen in ihm ihren Stammesgott. Von Anfang bis Ende quillt in diesem Urdeutschen unter französischer Schminke das tiefe, germanische Gemüt. Ehrfürchtig begrüßen wir, indem wir zu seinem gramdurchfurchten Herrscherantlitz und seinen zu den Sternen entrückten Diamantenaugen aufschauen, in ihm den Triumph über alle Reaktion der Materie: die große Revolution des freien Geistes.“

„Nicht mit dem König, was arg mißverstanden werden kann, nein, mit dem Helden soll der Dichter gehen, denn beide stehen auf der Menschheitshöhen. Und Friedrich, ein Dichterkönig und Heldendichter, hinterließ uns in seinem Leben das machtvollste Drama, die herrlichste Hymne auf den sophokleischen Spruch, daß nichts elender und unglücklicher, aber auch nichts gewaltiger sei als der Mensch. Was schadet es, daß er das neugefundene Nibelungenlied ‚keinen Schuß Pulver wert‘ fand mit seinem verpöppelten französischen Geschmack, den doch damals alle Welt teilte; denn er selbst hinterließ den Deutschen ein neues Nationalepos, eine Bibel germanischer Männlichkeit, in seinen eigenen Lehr- und Wanderjahren durch des Lebens Wirrsal.“

¹⁾ Was übrigens neueste Forschung gleichfalls bestreiten würde. „Das Epos ist höfisch. Diese kriegerische Phantasie, dies Heroentum, ja diese Götter sind durchaus adlig. Die Odyssee zeigt ja, wem die Dichter vortragen“ (Wilamowitz).

„Der Glaube an eine ewige höhere Macht, an Vorbestimmung, ist allen Helden eigen durch geheime Leidens- und Lebenserfahrung eingepägt. Die stolze Demut solcher Auserkorenen tritt ja nirgends klarer hervor als in unserm Friedrich, der gar nichts mehr von seinem eigenen Genie und Ruhm hören wollte, aber sich für Vertreter einer welthistorischen Bestimmung hielt, die ihm ganz unpersönlich Preußens Zukunft hieß. Gerade so kindisch, wie man Goethe, den Theosophen, für einen Heiden erklärte, hat man Friedrich einen Atheisten genannt.“

„Die Frauen des genialen 18. Jahrhunderts verdienen ein eigenes kulturhistorisches Studium; ein hervorragendes Geschlecht, würdige Mütter, Schwestern und Gattinnen so tüchtiger Männer. Sehr spirituell, literarisch hochgebildet, dabei witzig und anmutig, nährten sie teils den hochherzigen Enthusiasmus der Zeit für neue Menschenwürde und Befreiung von altem Wahn, teils nahmen sie energischen Anteil an politischen Angelegenheiten. Der heroische Zug des friderizianischen Zeitalters war ihnen nicht fremd. Die Herzogin von Braunschweig entließ ihren Erbprinzen in den Krieg: „Venehmet Ihr Euch nicht Eurer preussischen Verwandten würdig, so kommt mir nicht mehr vor die Augen!“ Nirgendwo hat Friedrich, der angebliche Frauenverächter, so viel Begeisterung geweckt als unter den edlen Frauen der Epoche. Neben seinen Schwestern, der glänzenden Ulrike, der schönen Amalie und vor allem seinem ihm ähnlichen Liebling, der launisch-hysterischen und medizantischen, aber genial eigenartigen Wilhelmine, die wie er eine heroische Seele in krankem, gebrechlichem Körper trug, machte die arme Königin freilich eine matte, farblose Figur. Aber auch sie war geistig rege, literarisch interessant, voll Eifer, dem Gedankenflug ihres großen Gatten zu folgen, dessen Riesenhaftigkeit sie mit dem Abnungsinstinkt weiblicher Liebe frühzeitig begriffen zu haben scheint.“

Aus: Karl Bleibtreu,

„Friedrich der Große“, ein Seelenbild (Stuttgart, Robert Lutz).



Königin Luise

Manchmal schwebt im schimmernden Abendgold,
Das die Wasser von Potsdam weich durchglüht,
Ein verklärter Geist: eine Königin,
Die mit Mutterforge die neuen Menschen
In der großen deutschen Familie grüßt.
Ihre Gestalt ist wie ein stiller Rauch,
Von dem Feuer des Himmels fein umsäumt;
Und ihr zart Gewand, zurückgeweht
Von der begegnenden Luft, ist Glanz im Glanz,
Wie eine weiße Fahne verwallt im Duft.
Havel-Schwäne schauen verwundert auf,
Träumende Herzen schlagen erhöht empor,
Schiffe stellen die Flügel, Schattenstumm — —

Und aus dem sonnegekrönten Sanssouci
Kommt, mit Geisteraugen, der große König.



Sammlungskraft

Ich werde mich immer mehr und mehr auf mich selbst einschränken
und kleinen Verhältnissen absterben, daß ich die ganze Kraft meines
Wesens sowie meine ganze Zeit rette und genieße.

An Gottfried Körner, 1. Okt. 1788.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine Tat und dein Kunstwerk,
Mach es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.

Wahl, 1796.

Es glänzen viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dünkt, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlaft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

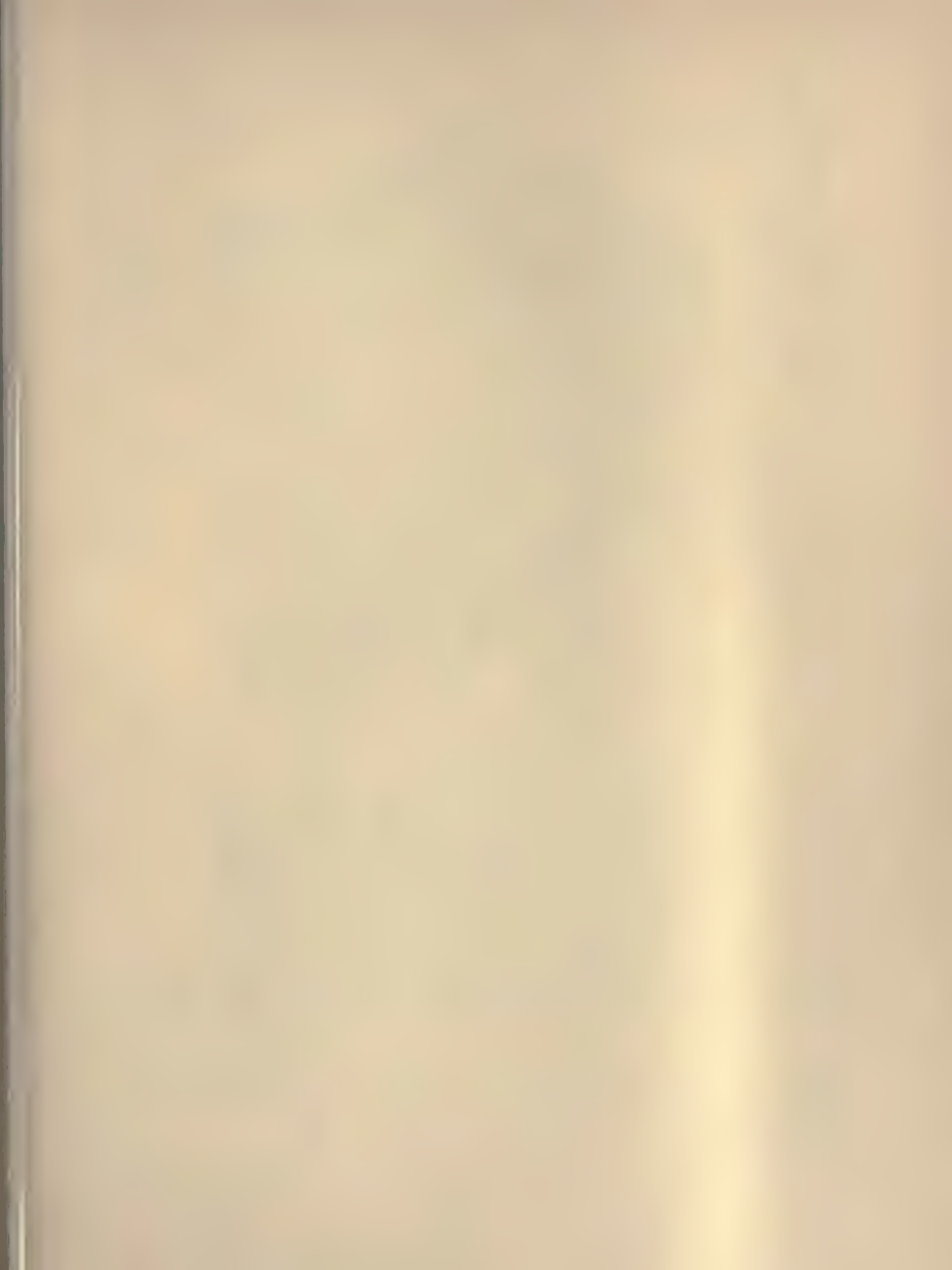
Brette und Etese, 1797.

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht,
ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner
Art groß.

Unterhaltungen mit Fr. v. Burmb (in „Schillers Leben“
von Karoline v. Wolzogen), 1801.

Schiller







Hofphot. L. Held

Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar von Rietschel

Wegge nach Weimar

Herausgeber: F. Lienhard

III. Jahrg.

Februar 1908

Heft 5

Von Kant zu Goethe

„Goethe war gestern bei uns, und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessieren, mit ihm streiten. Es febt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch, und da hört dann Überzeugung und Streit auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann.“

Schiller an Körner (Jena, 1. Nov. 1790).

„Auch mir ist Goethe zu sinnlich in der Philosophie; aber ich glaube, daß es für dich und mich gut ist, uns an ihm zu reiben, damit er uns warnt, wenn wir uns im Intellektuellen zu weit verlieren.“

Körner an Schiller (11. Nov. 1790).

Die folgende Betrachtung bildet eine wichtige Fortsetzung zu der Studie, die wir genau vor Jahresfrist in diesen Blättern veröffentlicht haben: „Von Kant zu Schiller“ (W. n. W., III, S. 193 und S. 241 ff.). Die Entwicklung Schillers ging von einer uferlosen Theosophie zur besonnenen Begrenzung durch Kant; diesen aber arbeitete er in seine dichterische Atmosphäre um und beschwingte stilistisch des umständlich-genauen

Philosophen „Kanzleistil“. Dann näherte er sich, nach gründlicher Selbsterziehung, wiederum seinem Element: der nunmehr philosophisch durchsättigten und gedanklich vertieften Poesie, als deren größter Vertreter der Künstler und Bildner Goethe an seine Seite trat.

*
*
*

Mitten in der ersten weimarischen Arbeit gedanklicher Zucht und sittlicher Selbsterziehung steht das große Programmgedicht „Die Künstler“ (1788). „In dem philosophischen Gedichte ‚Die Künstler‘ faßte Schiller noch einmal alles, was die Geschichte ihn gelehrt, was denkende Betrachtung über seine Kunst und die Versenkung in die Antike ihm erschlossen, was sein eigener Genius ihm gedeutet, unter einer einheitlichen Idee zusammen. In Schillers Persönlichkeit lag ein unwiderstehlicher Drang, alles, was als Ahnung in seiner Seele schlummerte, hervorzuheben zum hellen Lichte des Bewußtseins und das Erkannte mit kraftvoller geistiger Freiheit zu außerordentlicher Wirkung zu bringen. Sein Jugendenten war vom Trieb nach metaphysischer Erkenntnis beherrscht, seinem dichterischen Bedürfnis hatte eine Weltansicht entsprochen, die in dem Universum ein Kunstwerk, in Gott den Künstler sah. Aber dann war aus dem Innersten seiner tatkräftigen Natur die Überzeugung emporgewachsen, daß der Mensch zum Handeln geboren sei, daß die Ausbildung seiner Anlagen und Kräfte und ihre Auswirkung im Dienste des Ganzen seine Bestimmung sei: nicht rückwärts in einem erträumten Naturzustande soll der Mensch Glück und Vollkommenheit suchen, sondern mitten im Strom des geschichtlichen Lebens fortschreiten zu immer höherer Entwicklung. So mußte für ihn die Frage entstehen: was kann die Kunst, was kann der Künstler zur Verwirklichung dieses Ideals beitragen?“ (Karl Berger, „Schiller“, S. 606).

Bemerkenswert ist hier schon, bei der nicht leichten Ausarbeitung der „Künstler“, Schillers Hinüberhorchen nach dem Urteil des vorerst noch entfernt stehenden Goethe. In einem Gefühl von Eifersucht, dem unerreichbaren Dichter gegenüber, schreibt er hier noch an Freund Körner (2. Febr. 1789): „Öfters um Goethe zu sein, würde

mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergiehung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben" usw., gipfelnd in einer sehr derben Wendung. Dann aber, nach dieser „sonderbaren Mischung von Haß und Liebe“, fährt er bezüglich seiner „Künstler“ fort: „Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die ‚Götter Griechenlands‘ hat er sehr günstig beurteilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst tun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.“

Das sind bezeichnende Worte. In Goethes gleichmäßig ruhigem Bilden und Forschen sieht er die Erfüllung dessen, was er selber vorerst nur programmatisch anstrebt. Er spricht vorerst noch allzuviel von dem, was Goethe ruhig innehat und sicher betätigt. Schiller mußte davon sprechen, mußte diesen Weg durch Philosophie und Weltanschauung gehen, wie Berger in dem obigen Zitat sehr richtig hervorhebt. Es war ein echt deutsches Bedürfnis, einen Überschwang des Empfindens zu klären und zu mäßigen durch begründende philosophische und ethische Aussprache; und es war der nicht minder starke eingeborene Drang, das Erkannte und Erlebte wirkend weiterzugeben — wie sich ja schon der Knabe Schiller predigend auf den Stuhl gestellt hatte.

So schwingt in den meisten lyrischen Gedichten Schillers etwas Programmatisches mit, bis hinaus zu den berühmten Gedichten der reiferen Epoche, z. B. „Glocke“ und „Spaziergang“. Ein sehr be-

merkenswerter Zug! Schillers Ästhetik steckt in seinen Aufsätzen und in seiner Gedankenlyrik. Und noch das Spiel „Die Huldigung der Künste“ (1804) ist ein ethisch-ästhetisches Bekenntnis.

*
*
*

Schon das weitbekannte Lied an die Freude ist eins dieser programmatischen Gedichte. Was versteht Schiller unter „Freude“? Wenn wir das wissen, so würdigen wir auch, was er mit dem für ihn ganz besondersartigen und umfassenden Wort „Künstler“ bezeichnen will. Umfassend: denn er zieht alles wirkende Leben in seinen Bereich; den Klassikern ist Literatur nur ein Teil des höheren Lebens, nur wertvoll, sofern sie höheres Leben vermittelt. Wir müssen daher von vornherein den üblichen Begriff eines billigen oder einseitigen Optimismus ausschalten, wenn wir mit dem Wort „Freude“ die Region Schillerscher Geistesheiterkeit betreten. Denn diese Heiterkeit ist mit einem Leben voll Not und Krankheit, voll Kampf und Arbeit redlich bezahlt. Und ein früher Tod wurde zur Bezahlung draufgelegt.

Demnach ist das häufige Schillerwort „Freude“ tiefer zu fassen. Es fängt da an, wo das gedankenlose Genießen aufhört; wo für unreifere Gemüter, die sich vor Alter, Krankheit und Tod fürchten, die Sorgen und Enttäuschungen beginnen.

„Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!“

Schillers bewährte „Freude“ ist eine edle Kraft: eine Kraft der Vergeistigung, eine selbständig geistige, nicht materielle Macht, eine Macht des Geistes über den Stoff.

„Freude heißt die starke Feder,
In der ewigen Natur,
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr,

Blumen lockt sie aus den Reimen,
 Sonnen aus dem Firmament,
 Sphären rollt sie in den Räumen,
 Die des Sehers Rohr nicht kennt" . . .

Diese Freude ist demnach schlechtthin das Bewußtsein der im Kosmos und in uns selber wirksamen schöpferischen Macht — darum ein „Götterfunken“, gestaltungskraftig wie die Gottheit.

„Die Freude, sie wohnt nur in Jupiters Saale,
 O füllet mir Nektar, o reicht mir die Schale!
 Reich ihm die Schale! Schenke dem Dichter,
 Hebe, nur ein!“ . . .

Denn dadurch ist er göttergleich: dünkt sich „einer der Unfren zu sein“ (Dithyrambe). Und so ist es der schöpferische Sänger, der zum Guten das Beste bringt:

„Denn ohne die Leiter im himmlischen Saal
 Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.
 Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
 Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
 Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht
 Und was uns die Zukunft versiegelt;
 Er saß in der Götter urältestem Rat
 Und behorchte der Dinge geheimste Saat“ — —

Immer beziehungsreicher wird uns dies so oft gedankenlos gesagte und gesungene Wort „Freude, schöner Götterfunken“ . . . Götter? Ja, dies Schöpferische kommt von den Göttern.

„Rein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
 Er führt einen Himmel voll Götter hinein.
 Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
 Wo die Völker sich jugendlich freuten,
 Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
 Zu allen Geschlechtern und Zeiten“ . . .

Denn immer schon war „die Schönheit der Gott der Welt“,
die schaffende, ins Licht emporziehende Schönheit, die von den Sonnen-
bezirken kommt und wieder dahin zurückkehrt.

„Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwärmt an ihrem Licht“ . . .

„Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein“ . . .

„Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihm vor allem laßt uns singen,
Der die Freude schaffen soll!

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt:
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergötzt.

Aus den Wolken muß es hallen,
Aus der Götter Schoß das Glück“ . . .

Das Glück: nämlich das Geniale, alles Lichtstarke, das herr-
licher ist als der bewußt-bedächtige Wille der unbesügelten Vernunft.
Es ist gottentstammt:

„Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur“ . . .

„So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahen,
Und jede andre Macht muß schweigen“ . . .

So wird unter den Händen des Meisters der Pegasus, das
geflügelte Pferd, „königlich“:

„Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einemmal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schleift drausend himmelnan,
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.“

Diesem Grundgedanken, daß der Freude schöner Götterfunken aus übersinnlichen Reichen schöpferischen Geistes stammt, ist ein ganzes bedeutendes Gedicht der reifen Epoche gewidmet: „Das Glück“.

... „Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab“ —

tönt es hier, wie in der Glocke: „Doch der Segen kommt von oben“. Und weiter, eine Zusammenfassung der bisherigen Stellen:

„Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben:
Oben in Jupiters Reich herrscht wie in Amors die Gunst.
Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockige Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut;
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein.
Angehofft sind sie da und täuschen die stolze Erwartung,
Keines Bannes Gewalt ziehet die Freien herab.
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höhen“ ...

Und was so von allem Höchsten und Reinsten gilt, vom Göttergeschenk der Genialität des Herzens und des Geistes, das gilt noch ganz besonders von der unbegreiflichen Gabe des Gesanges. Sie im besondern ist ein freies Geschenk, ein schöner Götterfunken:

... „Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt.
Weil der Gott ihn befeht, so wird er dem Hörer zum Gotte,
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein ...
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit.“

Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
 Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
 Jede irdische Venus erstieht, wie die erste des Himmels,
 Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
 Wie die erste Minerva, so tritt mit der Aigis gerüstet,
 Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.“

So zieht sich lebenslang durch die Schillersche Lyrik — von dem frühen Lied „An die Freude“ bis zum „Glück“ — der echt dichterische, von Kant nicht gestörte und nicht beeinflusste Gedanke, daß alles Höchste frei von den Göttern herabblitz, ein „Lichtgedanke“, ein „Götterfunke“. Es ist demnach hier, im echten Schiller, eine religiöse, an Plato erinnernde Grundüberzeugung wirksam: die Überzeugung von dem Walten der geistigen Mächte, die an allem sinnlichen Geschehen beteiligt sind — und die gerade das Feinste dabei flechten und weben.

* * *

In welcher Beziehung steht nun dieser — wir dürfen fast mit Novalis sagen: „magische“ — Idealismus der beiden großen Dichter zum Ethiker und Philosophen Kant? Haben Ethik und Vernunft als solche in diesem Reiche noch die Herrschaft? Hat hier nicht eine neue, eine feinere, jenseits der Philosophie wohnende Kraft das antike Zepter in Händen?

Tatsächlich ist es so. Hier ist eine Fähigkeit, die sich etwa zu Kant stellt wie das Neue Testament zum Alten: wie das liebend-unmittelbare Erfassen Gottes als eines Vaters zum Begriff Gottes als eines klugen und gerechten Richters. Wie die leicht schwebende Beatrice in Dantes Dichtung sich zum vernunftgemäß schreitenden Manne Vergil verhält; wie das „Kinderland“ im Verhältnis zum Bürgerland; wie das Genie gegenüber dem Talent; wie die Intuition gegenüber dem begrifflichen Verstand; wie Phantasie und Poesie sich über die Wissenschaft aufschwingen — und wie das sicher gelenkte Luftschiff über den schienendonnernden Dampfwagen dahingleitet: —

so etwa verhalten sich die Dichter Schiller und Goethe, sobald sie Dichter sind, zum großen Philosophen und Ethiker Kant.

Wir bewundern auch außerhalb der Fachphilosophie Kants streng-geistige Reinlichkeit; und seine Bücher, z. B. seine „Praktische Vernunft“, enthalten für jeden höher Gebildeten hinter aller verschönersten Stilistik ergreifende und erhebende Stellen. Es ist reiner Sauerstoff in dieser gefunden, allem Gemeinen des Denkens entrückten Höhenluft. Aber sobald die Poesie großen und freien Stils einsetzt, die Meisterwerke Goethes und Schillers, ist gleichsam das, was bei Kant nur besonnene Prosa bleibt, rhythmisch und musikalisch beflügelt. Rhythmus und Musik, belebt von der gestaltenden Phantasie, die von Goethe als eine besondere Kraft in Anspruch genommen wird: das gibt dem großen Dichter den Vorzug über den gleichwohl unentbehrlichen großen Philosophen. Sie sind keine Gegensätze: sie sind Ergänzungen. Sie verhalten sich zueinander wie das Vermögen der Phantasie zum Vermögen der ordnenden und klärenden Vernunft.

In der Poesie wird der Gral nicht mehr begrifflich zu fassen gesucht: hier ist der Gral gefunden, hier leuchtet er nun in erfreuend vielfältigen Farbenspielen als etwas selbstverständlich Wirkendes. Seine Farben und Feuer gestalten sich in den reizenden Spielen der Kunst. Die Freude am Gestalten und Bilden als solchem setzt ein; es ist Gegenwart und Besitz geworden, was für den Philosophen nur gesuchter Begriff und für den Ethiker sittliche Forderung ist. Das Ideal tritt in plastische Gestalt und Erscheinung, die sittliche Forderung vollendet sich zu sittlicher Wesensart: im Werk des großen Künstlers und in seiner Persönlichkeit.

Dies ist nun aber nicht etwa ein Aufheben jener Weisheit und Sittlichkeit, die vom Philosophen und Ethiker ausgeht: nein, es ist ein Verarbeiten und Mitemporheben des Gelernten in einen höheren und freieren Zustand.

Demnach ist der künstlerische Mensch, im weiten und feinen Sinne Schillers und Goethes, der Erfüller der Philosophie und Ethik. Aber um sie zu erfüllen, muß er in irgendwelchen Formen durch die harte Schule der Gebote und Schicksale hindurchgegangen

sein und sich durch Hölle und Berg der Läuterung, durch Inferno und Purgatorio hindurch, gereinigt haben. Keinem Angeläuterten naht sich Beatrice. Denn der Unreine hat die verfeinerten Organe nicht, sie zu schauen; er hat die Wortfeinheit nicht, so hohe Erlebnisse in suggestiv weiterschwingender Kraft zu gestalten. Und so ist in der Tat der geisteshohe und herzensreine Dichter ein wahrer Freudenbringer — ein Bringer schöpferischer Freude und froh- und freimachender Kultur; er unterscheidet sich scharf und durchaus vom üblichen Versebringer. Dieser letztere steht diesseits von „Kant“ (symbolisch gesprochen), jene aber stehen jenseits von Kant, dessen Sucht und Schulung sie in sich aufgenommen haben.

Am Anfang dieses herben Pfades steht Schillers schneidendes Entfugungswort:

„Genieße, wer nicht glauben kann! die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!“

So spricht der Dichter der „Resignation“, die diesseits seiner Beschäftigung mit Kant und seiner einsamen Selbsterziehung entstanden ist, derselbe ernste Dichter, der das unmißverständliche Wort geprägt hat, daß „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden“ dem Menschen die bange Wahl unerläßlich sei.

Dennoch aber Freude? Ja, gerade darum echte Freude! Nämlich aus der Kraft des nun von Selbstsucht und Begehren gereinigten Geistes. Der so befreite Geist kann jetzt erst und nur so seine Schöpfermacht rein entfalten¹⁾.

* * *

So setzt denn nun die große Bedeutung des Künstlers ein, d. h. des Menschen, der sein so Erreichtes in vorbildliche Gestalten und Worte zu prägen die besondere Fähigkeit hat. Ihm ist, wie es

¹⁾ Hier läßt sich auch folgendes Wort aus der Vorrede zur „Braut von Messina“ anführen: „Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken. Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuß verschafft. Der höchste Genuß aber ist die Freiheit des Gemüts in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte.“

Ceres ausspricht, die Macht gegeben, den Menschen zum Menschen zu machen und den düstergebundenen Sinn zu öffnen. Er hat in sich selber des Menschentums Würde errungen; und nun ist ihm auch die Würde der Mitmenschen in seine Hand gegeben. Noch wird diese Macht und Möglichkeit in jenem ersten großen Programmgedicht, in den „Künstlern“, etwas vom Erzieherischen aus betrachtet: aber diese Schiller'sche Pädagogie ist weit entfernt vom Lehrhaften des Rationalismus, denn sie geht auf die Umgestaltung und Erhebung des ganzen inneren Menschen, des ethischen und des ästhetischen Menschen. Wir können sagen: sie geht auf des Menschen innere Befreiung und Bestügelung, nicht auf seine „Moralisierung“ von außen. Sie nimmt in ihren Begriff der Wahrheit und der freien Erfüllung des Sittengesetzes die Schönheit mit auf.

So entsteht als Idealbild klassischen Menschentums die vielgenannte und wenig verstandene „schöne Seele“ — ein Wort, das seit Rousseau im Umlauf war, aber von den Klassikern bedeutsam vertieft und der Sphäre des Empfindsamen entrückt wurde.

Hier ist der Aufsatz „Über Anmut und Würde“ (1793) das Wichtigste, was Schiller über diesen Gegenstand geschrieben hat.

Er spricht es in diesem Aufsatz aus (was auch in einem Distichon berührt wurde), daß Kant zu „draconisch“ gestimmt sei: „In der Kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finsternen und mönchischen Astele die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der große Weltweise gegen diese Mißdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitren und freien Geist unter allen gerade die empörendste sein muß, so hat er, deucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen wirkenden Prinzipien [Vernunft und Sinnlichkeit] einen starken, obgleich bei seiner Absicht vielleicht kaum zu vermeidenden Anlaß dazu gegeben“ usw. Schiller, der so stark und edel über das Erhabene und das Pathetische geschrieben hat, will diese Kantische Seite wahrlich nicht verleugnen; aber er meint nun doch, durch Kantische

Prinzipien allein würde nur der heroische, der erhabene, der moralische Mensch gezüchtet, weniger der schöne Mensch. Zur seelischen Vollendung aber gehören auch Schönheit und Anmut. Würde ist zwar „der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung“: Anmut aber „der Ausdruck einer schönen Seele“. Und das Ideal eines „vollstimmigen ganzen Menschen“, die „reifste Frucht der Humanität“ ist natürlich die Vereinigung von Würde und Anmut.

Wenn also die schöne Seele sich „im Affekt in eine erhabene verwandelt“, so hat sie dies Ideal erreicht und unterscheidet sich dadurch vom bloß guten Herzen und liebenswürdigen Temperament. „Die Temperamentstugend sinkt im Affekt zum bloßen Naturprodukt herab; die schöne Seele geht ins Heroische über und erhebt sich zur reinen Intelligenz.“

So ist denn die schöne Seele in letzterem Sinne das Menschheitsideal der beiden Dichter. „Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es.“ Schiller will sagen: die einzelnen Handlungen fallen nicht als sittlich besonders auf, sondern das ganze Wesen strahlt Sittlichkeit von selber aus. „Die schöne Seele“, fährt er etwas zugespitzt fort, „hat kein andres Verdienst, als daß sie ist“ — zugespitzt: denn das Sein setzt sich natürlich in Einzelverdienste um; aber er will damit betonen, daß die Sittlichkeit hier nicht mehr in den Einzelthaten als solchen liegt, sondern in Fleisch und Blut übergegangen ist. So will auch Schillers bekanntes Distichon verstanden sein:

„Adel ist auch in der sittlichen Welt: gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun — edle mit dem, was sie sind.“

„In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren; und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung.“

Dies nähert uns nun Goethe. Der Dichter der „Lehrjahre“ hat bekanntlich ein ganzes Buch darin den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ gewidmet. Hier ist nun eine sehr feine Möglichkeit gegeben, die Sonderart der beiden Dichter nebeneinander zu zeigen, in ihrer Wesensgleichheit und in der wichtigen Ergänzung durch Goethe.

Wir lernen in diesen Bekenntnissen eine zart empfindende weibliche Seele kennen, die sich durch religiöse Kämpfe hindurch, unter dem Einfluß der Herrnhuter, zu einem gewissen inneren Gleichgewicht hindurchgerungen hat. Aber nun tritt ihr — als wär' es Goethe selber — der Oheim mit wichtigen Fingerzeigen zur Seite. „Sie haben“, sagt er zu ihr, „Ihr sittliches Wesen, Ihre tiefe liebevolle Natur mit sich selbst und mit dem höchsten Wesen übereinstimmend zu machen gesucht, indes wir anderen wohl auch nicht zu tadeln sind, wenn wir den sinnlichen (in Goethes Sinn) Menschen in seinem Umfange zu kennen und tätig in Einheit zu bringen suchen.“ Buchstäblich könnte diese Worte der aus Italien heimgekehrte Goethe zu Schiller gesprochen haben. „Ich verehere den Menschen“, fährt er fort, „der deutlich weiß, was er will, unablässig vorschreitet, die Mittel zu seinem Zwecke kennt und sie zu ergreifen und zu brauchen weiß“ . . . Er lobt an seiner Nichte, daß es ihr „höchstes Bedürfnis war, mit ihrer inneren sittlichen Natur ins reine zu kommen“, und daß sie dafür Opfer und Aufopferung nicht scheute; er bezeichnet in diesem Sinne — echt Schiller-Kant — „Entschiedenheit und Folge“ als „das Verehrungswürdigste am Menschen“. Dann aber — und nun betreten wir Goethes eigentliches Gebiet — macht er darauf aufmerksam, „daß man nicht wohl tut, der sittlichen Bildung einsam, in sich selbst verschlossen, nachzuhängen: vielmehr wird man finden, daß derjenige, dessen Geist nach einer moralischen Kultur strebt, alle Ursache hat, seine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von seiner moralischen Höhe herabzugleiten, indem er sich den Lockungen einer regellosen Phantasie übergiebt“ — das heißt: zur Seelenbildung muß Geschmacksbildung hinzutreten. Und so führt der Oheim diese schöne Seele in die Kunst ein. Gleichzeitig wird sie mit der Bibliothek, mit dem Naturalienlabinnett vertraut gemacht — also gleich-

sam aus ihrem etwas pietistifisch gefärbten Subjektivismus sachte herausgelockt in die Objektivität der Dinge, in die interessante Vielheit der Erscheinungen. Ein Freund förderte diese Entwicklung des weiteren: er „leitete meine Aufmerksamkeit von der Kenntnis des menschlichen Körpers auf die übrigen nachbarlichen Gegenstände und führte mich wie im Paradiese umher“ . . . Und da steht dann der schöne Satz, der den Zusammenschluß beider Kräfte anzeigt: „Wie gerne sah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit solcher Gewißheit im Herzen trug!“

Der Schluß verflüchtigt sich zwar wieder, wie überhaupt bei den mannigfaltigen Aufgaben Goethes und Schillers die leitenden Gedanken, die wir jetzt wieder den Verdunkelungen des Jahrhunderts gegenüberstellen, nicht mit der ausgesprochenen Entschiedenheit herausgearbeitet sind, wie wir ihrer gerade heute bedürfen. Aber jene Gedanken sind die selbstverständliche und nicht einmal, sondern hundertmal an zerstreuten Stellen unmißverständlich ausgesprochene Grundlage jenes großen Schaffens.

So steuert denn nun auch Schiller, befrachtet mit historischer, philosophischer und ethischer Wahrheit, aufs neue zur Schönheit zurück. Er kommt aus der Innenwelt wieder in die Sinnenwelt; aber er bringt nun eine Kraft mit. Schönheit und Wahrheit — Erscheinungswelt und Sittengesetz — innig zu vereinigen: das ist das Ziel. Beide sind nur verschiedene Formen des einen göttlichen Wesens; mit diesem Grundgedanken rang er in dem großen Gedicht, von dem wir ausgegangen sind: in den „Künstlern“, in denen bereits mehrmals die Wendung „schöne Seele“ auftaucht. Schönheit stammt, wie wir in vielfachen Wendungen vernommen haben, vom Sonnenthrone der Götter und hat sich mit dem Menschen in die Sterblichkeit eingehüllt, um ihn liebend auf diesem schweren Sinnenspfade wieder hinaufzubegleiten . . .

„Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem Verlassenen, Verbannten
Großmütig in die Sterblichkeit sich ein.“

Dier schwebt sie mit gesenktem Fluge
 Am ihren Liebling, nah am Sinnenland,
 Und malt mit lieblichem Betrüge
 Elysium auf die Kerkerwand" . . .

„Betrüge“ — das nicht glückliche Wort meint: mit dem ermunternden und belebenden Spiel der Phantasie, das über die augenblickliche Weltschwere hinwegtäuscht, hinweg„betrügt“, aber im Wesenskern Wahrheit ist. Dies schöne Spiel lockt ihn wieder hinauf, verklärt seine Arbeit, reizt ihn, bis er sich den verlorenen Himmel zurückerobert hat. Der Theosoph spricht hier wieder; eine Ader der Theosophie ist überhaupt in beiden Dichtern stets wirksam gewesen.

„In allem, was ihn jetzt umlebet,
 Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
 Der Schönheit goldner Gürtel webet
 Sich mild in seine Lebensbahn;
 Die selbige Vollendung schwebet
 In euren Werken siegend ihm voran . . .

Und so erhebt sich der hier schon geklärte Mensch im Tode vollends und lehrt zurück zum Thron der hohen Einigkeit, nunmehr geläutert und erprobt. Schönheit und Weisheit fließen dann zusammen in den einen Strom des Lichtes.

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
 Wird einst als Wahrheit uns entgegengehen“ —

Wie sich Goethe, in jenem berühmten Eingangsgedicht, „der Dichtung Schleier“ (Schönheit) aus der Hand der Wahrheit reichen läßt, wie derselbe Dichter das Kreuz des Erdenlebens mit den Rosen der Schönheit umflieht: so geht auch der Alcide Herakles seine schwere Geniebahn, heldenhaft, die Welt umgestaltend, bis sich das Göttliche in ihm flammend vom Irdischen scheidet und die Göttin mit den Rosenwangen lächelnd den Verklärten in Kronions Saal willkommen heißt.

Es ist wohl kein Zweifel, daß uns diese Seite der beiden Großen gemeinhin viel zu schwach und zu geringfügig ins Licht gestellt wird.

Freilich wollen wir ein Wichtiges und fast Selbstverständliches nicht übersehen: daß nämlich dies Transzendente in beiden Dichtern immanentes Bewußtsein geworden ist: d. h. nicht etwa raumfern „über den Wolken“ gesucht wird, sondern „im Geist und in der Wahrheit“, in sittlicher Tat und künstlerischer Gestalt, in des „Herzens heilig stillen Räumen“ und in den Offenbarungen der Gott-Natur. Das Mystische ist zwar voll gewahrt, das rund umher uns umgebende Unerforschliche wird still verehrt, aber es ist keine Weltflucht gepredigt, denn unsere Wirkungsstätte ist hier und heute. „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron“, heißt es energisch in den „Künstlern“, und ähnlich später im „Genius“, wo er vom „stilleren Selbst“ spricht. Das hat Schiller von Kant und aus der Geschichte gelernt; und dasselbe lernte der sowieso nie nebelhafte Goethe gleichzeitig von der Natur. So stellten sie das Gleichgewicht her zwischen der Hingabe an die Unendlichkeit der Idee und dem liebevollen Aufmerken auf die gegebene Erfahrung: zwischen Seele und sinnhafter Plastik.

„Wie Natur im Vielgebilde
 Einen Gott nur offenbart,
 So im weiten Kunstgebilde
 Webt ein Sinn der ew'gen Art:
 Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
 Der sich nur mit Schö'nem schmückt
 Und getrost der höchsten Klarheit
 Hellsten Tags entgegenblickt.“

Goethe sagt diese abschließenden Worte („Wanderjahre“): Goethe, der sich in Gedichten wie „Eins und alles“, „Vermächtnis“, „Parabase“, „Epitaphema“ zu diesem Doppelgedanken öfters geäußert hat.

... „Sofort nun wende dich nach innen!
 Das Zentrum findest du da drinnen,
 Woran kein Edler zweifeln mag.
 Wirft keine Regel da vermissen,
 Denn das selbständige Gewissen
 Ist Sonne deinem Sittentag.“

Über dann:

„Den Sinnen hast du dann zu trauen;
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig
Und wandle, sicher wie geschmeidig,
Durch Auen reichbegabter Welt“ . . .

Ran könnte an den Rand der ersten Strophe schreiben: Schiller; an den Rand der zweiten: Goethe; aber die hier folgende faßt beides zusammen, wie es auch tatsächlich in beiden Dichtern nach Einheit strebt, Philosophie und Poesie (Wahrheit und Schönheit) vereinigend:

„Und wie von Alters her im Stillen
Ein Liebeswerk nach eigenem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf:
So wirst du schönste Gunst erzielen;
Denn edlen Seelen vorzufühlen,
Ist wünschenswertester Beruf.“

Mit diesen wertvollen Stropfen, aus dem „Vermächtnis“, sind wir im Mittelgrund der Goethischen Weltanschauung, die eigentlich, wenn wir sie in ihrer Vollendung erfassen, Kants und Schillers Bestrebungen mit in sich aufnimmt. Denn Goethe berücksichtigt das „Zentrum“, Schillers Domäne, das „selbständige Gewissen“ (Kant), das er schön die Sonne unseres Sittentages nennt: aber dann verbindet er damit ein wohlthuend wieder in die Außenwelt weisendes Loblied auf das Sinnenhafte, auf den frischen und unbefangenen Blick in die gegebene Welt.

Wichtig ist unter mancher kleinen Bemerkung Goethes über Philosophie im allgemeinen und Kant insbesondere, dem er sich durch Schiller genähert hatte und auf dessen Seite er später, wenn auch unbeteiligt, gegen Herder und Schloffer stand — wichtig ist ein Blatt

über Kant, das Goethe um die Jahreswende 1816/17 an die Erbgroßherzogin Maria Pawlowna gerichtet hat (vgl. Goethejahrbuch 1898; Vorländer, Kant-Schiller-Goethe, S. 212). Darin heißt es: . . . „Eine Bemerkung jedoch, die mir bei Durchlesung aufgefallen, will ich nicht verschweigen. Im § 3 scheint mir ein Hauptmangel zu liegen, welcher im ganzen Laufe jener Philosophie merklich geworden. Hier werden als Hauptkräfte unsres Vorstellungsvermögens Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft aufgeführt, die Phantasie aber vergessen, wodurch eine unheilbare Lücke entsteht. Die Phantasie ist die vierte Hauptkraft unseres Wesens: sie suppliert [ergänzt] die Sinnlichkeit unter der Form des Gedächtnisses, sie legt dem Verstand die Weltanschauung vor unter der Form der Erfahrung, sie bildet oder findet Gestalten zu den Vernunftbildern und belebt also die sämtliche Menscheneinheit, welche ohne sie in öde Untüchtigkeit versinken würde.“ . . .

Ein wichtiges Goethewort! Nicht philosophisch wichtig, denn der Verfasser der „Kritik der Urteilskraft“ läßt der Einbildungskraft recht wohl ihren Wert, aber menschlich und ästhetisch wichtig: hier spricht Goethe genau aus demselben Gefühl „gegen“ den sonst geschätzten Kant, wie vordem Schiller, als er von der zu ästhetischen Moral des Philosophen sich abwandte und zu Goethe kam. Sie meinen beide im Grund nicht Kant als solchen, sondern das Verfahren der nun einmal von Natur begrifflich waltenden Philosophie überhaupt; sie sprechen von der besonderen Kraft des Dichters: von dem, was Schiller „Spieltrieb“ nennt.

So urteilt auffallend scharf der nunmehr ganz zur Poesie zurückgekehrte Schiller an Goethe (21. Dez. 1798): „Ich bin sehr verlangend, Kants Anthropologie zu lesen. Die pathologische Seite, die er am Menschen immer herauskehrt und die bei einer Anthropologie vielleicht am Plage sein mag, verfolgt einen fast in allem, was er schreibt, und sie ist's, die seiner praktischen Philosophie ein so grämliches (!) Ansehen gibt. Daß dieser heitere und jovialische Geist seine Flügel nicht ganz von dem Lebensschmutz hat losmachen können, ja selbst gewisse düstere Eindrücke der Jugend usw. nicht ganz verwunden

hat, ist zu verwundern und zu beklagen. Es ist immer noch etwas in ihm, was einen, wie bei Luthern, an einen Mönch erinnert, der sich zwar sein Kloster geöffnet hat, aber die Spuren desselben nicht ganz vertilgen konnte." Wir müssen hierbei bedenken, daß diese vereinzelten Stimmungsworte an den Dichter und Aristokraten Goethe gerichtet sind, in dessen freiere Höhen Schiller emporstrebt, und — daß der ehemalige Zögling der Militär-Akademie selber die Eindrücke seiner sorgenvollen Jugend zu überwinden hatte. Es ist dies nun eine Flucht vor zu viel Kant, wie er einst dem Drakonismus Karl Eugens entflohen war. Aber Kants Wohlthat, die eiserne Selbstdisziplin und das reinlich-unsentimentale Denken, nahm er mit in das neue dichterische Gestalten.

Schillers letztes Jahrzehnt gehört ganz der in nunmehr höherer Sphäre neugefundenen Poesie. Aber noch zuletzt (17. Febr. 1803) schreibt er an Humboldt, daß ihm die Jahre „ewig unvergeßlich“ seien, „wo wir in Jena zusammen philosophierten und uns durch eine Geistesreibung elektrifizierten“.





Schiller

V.

Das Äußere leitete sich nun wie von selber in die Wege. Mit dem Lengefeldschen Hause blieb der Dichter im brieflichen und persönlichen Verkehr. Und im nächsten Sommer kam er der Familie durch einen längeren Aufenthalt in Volkstädt erst recht nahe. Es ergab sich ein herzlicher Austausch, belebt durch die landschaftliche Anmut jener Hügeligegend an der schön geschwungenen Saale. Schiller suchte nur, wie einst in Bauerbach, eine Wanderrast, fand aber unvermerkt an dieser Stätte sein Reiseziel.

Denn in diesem Hause spann sich auch das Wichtigste an, was ihm außer eigenem Heim und Herd noch zu erringen nötig war: die Bekanntschaft mit Goethe. Dieser war im Sommer jenes Jahres aus Italien heimgekommen, aber der alte Herzensverkehr mit Frau von Stein wollte sich nicht wieder ins Warme bringen. Bei jener Begegnung im Lengefeldschen Hause, im September 1788, war Frau von Stein samt anderen noch mit anwesend; sie war auch mit Lotte von Lengefeld befreundet; und so gab es einen anregenden Tag für alle Beteiligten. Aber weitere Wirkungen hatte der Tag zunächst nicht. Der unfroh in den Norden zurückgekehrte, mit südländischen Stimmungen ganz durchtränkte Goethe zog sich immer mehr von jedermann zurück, nahm heimlich Christiane Vulpius in sein Haus und verlor Frau von Stein. Die nächsten Jahre bedeuten für Goethe so gut wie völlige Geistes- und Herzens-Einsamkeit, wobei ihn so sehr das Interesse für Kunst füllte, daß er für Schillers ganz andersartiges

Ringen kein Verständnis haben konnte. So wanderten sie einstweilen noch getrennt.

Immerhin hatte die Begegnung mit dazu beigetragen, den Dichter und Historiker dem einflussreichen Goethe in die Vorstellungswelt zu bringen. Und als unmittelbar danach zu Jena eine Professur für Geschichte frei wurde, erinnerte man sich des Verfassers der Geschichte des „Abfalls der Niederlande“: und, von Minister Goethe befürwortet und unterzeichnet, berief ein herzogliches Altkollegium den Dichter auf den freigewordenen Lehrstuhl der thüringischen Hochschule (Dezember 1788).

So zog denn der „ernsthafte Herr Professor“, wie ihn Lotte scherzend nennt, nach Jena hinüber und nahm in der „Schrammei“ (Jennergasse) Wohnung. „Sie bleiben nun doch in unserer Nähe“, jubelt Lotte, „wie schön ist das!“ Und „der Weg zu uns ist so lachend“. . . Der Professor, der nun so nahe im Saaltal wohnte, zauderte noch immer, obwohl er mit jedem Briefe mehr in Lottens zarte, treue Liebe hineingewachsen war. Erst als ihm der Herzog ein jährliches Gehalt aussetzte — denn die Stelle war zunächst ohne amtliches Gehalt — konnte sich der Dichter verloben und verheiraten. Im Kirchlein zu Wenigenjena, nur von Mutter und Schwester seiner Braut begleitet, wurden Schiller und seine Lotte am 22. Februar 1790 getraut ¹⁾.

„Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können“, so hatte ihm Lotte tiefbewegt geantwortet, als er im Sommer um ihre Hand angehalten, „steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen.“

Und diesen Gedanken hat sie hell und glänzend, treu und innig durchgeführt. Alle Wünsche nach häuslichem Glück gingen dem Dichter in Erfüllung. „Ich hatte mir wohl“, äußert Schiller, „in schwärmerischen Augenblicken ein schönes Ideal von Lebensfreuden in diese Lebensperiode hineingeträumt; aber wenn ich bedenke, wie viel alle

¹⁾ Über „Schillers Ehe“ haben wir früher schon in diesen Blättern eine ausführliche Betrachtung gebracht (B. n. W., Bd. III, S. 1 ff.).

diese Schöpfungen der Phantasie in der Wirklichkeit verlieren, so muß ich den freundlichen Genius meines Lebens bewundern, der mir mein Ideal von häuslichem Glück so unverfälscht und so lebendig erfüllt hat. Mit jedem Tag verjüngt sich dieses Gefühl der Freude in meinem Herzen, und die glückliche Existenz eines holden lieben Wesens um mich her, dessen ganze Glückseligkeit sich in die meinige verliert, verbreitet ein sanftes Licht über mein Dasein.“ Der Dichter des „Liedes von der Glocke“ und der „Würde der Frauen“ hat auch mit diesen Gedichten nur wieder sein eigenes Erlebnis gestaltet. Nur riß für ihn mit dem Gürtel, mit dem Schleier kein schöner Wahn entzwei, denn diese achtungsvolle Herzlichkeit überdauerte den Tod, wie man aus den Briefen und Gedichten von Schillers Witwe deutlich liest. Das Schicksal schenkte dem schwer kämpfenden Idealisten Schiller etwas, was es dem Künstler Goethe versagte: ebenbürtiges, vornehmes häusliches Glück.

In denselben Wochen, in denen sich Schiller verlobte, setzte drüben in Weimar der Großmeister reifer Poesie und feinsten Bildung, der Staatsminister Goethe, das anmutige Blumenmädchen Christiane Vulpius über seinen Haushalt.

*
*
*

Hier wollen wir nur kurz noch, da bereits in früherem Bande das Nötige gesagt worden (III, S. 1 ff), auf Schillers Verhältnis zu den Schwestern Lengefeld eingehen. Schon bei Erwähnung der Bauerbacher Idylle bemerkten wir, daß Schiller mit gleich stürmischer Zärtlichkeit Mutter und Tochter in sein Empfinden einschloß. Wir erinnerten dabei an die vielbesprochene künftige Herzensstellung zwischen den beiden Schwestern von Lengefeld.

Karoline, die ältere, war mit einem Hofmann (Herrn von Beulwitz) vermählt, lebte aber im Mutterhause und drängte auf Scheidung von dem ihr Wesen nicht verstehenden Gatten. Sie hat später Wilhelm von Wolzogen geheiratet, den Ausgleich aber nicht gefunden. Auf ihrem Grabstein zu Jena († 1847) stehen die von ihr selbst gewählten Worte: „Sie irrte, litt, liebte.“

Das Temperament dieser lebens- und geistvollen Frau war völlig verschieden von Lottens häuslichem Walten. Es pflegt sich ja oft bei Hausgenossen, Geschwistern oder Ehegatten eine Art Arbeitsteilung herauszubilden: der impulsivere Teil übernimmt die Führung — und um so bewusster vertieft sich dann die beruhigende Sanftmut der andern, falls beide Teile auf dem Grunde gegenseitigen Einverständnisses emporwachsen. So war es hier. In dem Bunde Schillers mit dem Hause Lengefeld hatte Karoline, die Phantasie- und Willensnatur, die Führung. Das Haus war durchleuchtet von herzlicher Geistigkeit und vergeistigter Herzlichkeit. Und so stark war das Gefühl der Zusammengehörigkeit ausgebildet, daß sich Schiller sogleich hinein fand und in das Ganze einfügte, Schiller, der immer die Liebe durch Freundschaft mäßigte und die Freundschaft zu einer Art Liebe emporsteigerte. Es ergab sich also nun ein Dreibund — oder, falls man die formfeine Mutter, allgemein nur „chère mère“ genannt, mit hereinziehen will — ein traulicher Vierbund, künstlerisch belebt durch Zukunftsphantasien, erfüllt von Gedankenaustausch und praktischen Beratungen.

Die phantasievolle, ja phantastische Karoline von Beulwitz war auch schriftstellerisch tätig: ihr Roman „Agnes von Lilien“ erregte Aufsehen, und wir verdanken der späteren Karoline von Wolzogen ein „Leben Schillers“. Sie war entschieden eine dem Dichter des „Don Carlos“ verwandte Natur; in etlicher Beziehung erinnert sie an Frau von Kalb. Aber eben diese Stoffe ihres seelisch-sinnlichen und geistigen Wesens waren es, wovon der Dichter schon genug in sich selber trug und die er grade zu klären und zu beruhigen trachtete. Karoline allein also wäre nur wieder Aufregung, nicht Anregung geworden. Und so war die wahrhaft Ausgleichende doch Lotte. Sie war in dieser Geselligkeit das freundlich-ruhige Element. Und so erst gab es einen allseits guten Klang. Und als Schiller durch Karolinens Vermittlung sich Lottens Wort geholt hatte, schrieb der Bräutigam an beide Schwestern zugleich seine Briefe und umfaßte in dem „Euch“ beide verschiedene Naturen mit gleich ungestüme Herzlichkeit. Er malte sich und ihnen sogar aus, was sie später für ein köstliches Zusammenleben führen würden.

Die stille Kammer seines Herzens aber gehörte der stillen Lotte. Sie war keine eigentlich literarische Natur, aber von einem zarten Verständnis, von einem warmen Anschmiegungs- und Einfühlungstalent — echt weiblich. In ihrer hausfräulichen Natürlichkeit fand er das seiner unruhigen Geistigkeit notwendige Gegengewicht. Die immer anregende Karoline weilte später oft besuchsweise im Schillerschen Hause; und dauernd behielt sie die Zuneigung der Schwester und des Schwagers. Sie selbst freilich, die diesen Bund vermittelt hatte und „so gern Heiraten stiftete“ (sie führte auch die bedeutende Karoline von Dacheröden und Schillers Freund Wilhelm von Humboldt zusammen), war eine so bewegliche Phantasiennatur, daß sie zu keinem Frieden kam. „Die Unruhe nimmt in ihrem Wesen nur immer zu“, schreibt Lotte besorgt. „Sie hat ihre Existenz zu viel auf Täuschungen des Lebens gegründet, und nun kommen die schmerzlichen Züge schneller und greller hervor, die das Gemälde um den schönen, frischen Farbenton bringen. Wo der Punkt ist, wo sie Ruhe finden wird, das muß ich einer höheren Macht überlassen. Ich fürchte, ihr Leben, welches sie sich so reich durch ihr Gemüt, ihr Talent machen kann, geht vorüber, ohne Ruhe zu finden.“

Ihr allerdings lichteres Wesen erinnert, wie ich sagte, an Frau von Kalb, die ohne Verbitterung noch gelegentliche Briefe mit Schiller wechselte, und die später, verarmt und erblindet, hochbetagt zu Berlin starb (1843). Es waren reich veranlagte Frauen aus einer einseitigen Gefühlswelt, zumal Frau von Kalb, die ja auch mit Jean Paul in Geistesfreundschaft verbunden war — mit Jean Paul, dem empfindungs- und gedankenreichen, aber formlosen Spätling, der die Poesie jener gefühlsweißen Siegwart- und Hainbundepoche in Prosa zusammenfaßte und in die Romantik hinüberleitete.

Schiller ging, an der Seite Goethes, einen festeren Gang.

*
*
*

Die Professur in Jena war eine verstärkte Fortsetzung der Arbeitsjahre von Weimar. Am 26. Mai 1789 bestand der Dichter zum erstenmal „rühmlich und tapfer das Abenteuer auf dem Ratheder“.

Da das gewählte Auditorium zu klein war, um die anströmenden Studenten zu fassen, mußte man ein anderes aufsuchen, das am entgegengesetzten Ende der Straße lag. Und das gab nun ein so lustiges Laufes die Johannisstraße hinunter, daß ganz Jena in Aufruhr kam. „Mit den zehn ersten Worten“, schreibt der Professor, „war ich im Besitz meiner ganzen Contenance und las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte.“ Er las über das Thema: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ Ein Dichter stand auf dem Ratheder, der gleich zum Eingang seiner Rede scharf und lähn unterschied zwischen dem befangenen „Brotgelehrten“ und jenem wahrhaft freien „philosophischen Kopf“, der die Wahrheit mehr liebt als das System, den jede neue Entdeckung entzückt, während sie den Mann der Schulbegriffe erschreckt. Gedanken aus den „Künstlern“ lehren wieder, Gedanken über den großen Zusammenhang der Menschheit, in die wir eingebaut sind, um an ihrer Veredlung mitzuarbeiten. Und leicht entspringt hieraus die sittliche Forderung, in die des Dichters Rede mündet, die echt Schiller'sche Forderung: „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgezeit wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazusteuern können Sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit, meine ich, wo die Tat lebt und weiterlebt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.“

Immer wieder die befreiende Tat! Die geistige, sittliche und herzliche Tat! Willenskraft und Geistesklarheit stehen hier beherrschend über Empfindung und Phantasie und drängen den Reichtum des Gemüt- und Phantasielebens zusammen in das plastische Wort, in das blanke Kunstwerk, in die geläuterte Persönlichkeit.

Das ist eine höhere Stufe als der bloße Klopstock'sche Gemüts-

schwung oder die Behaglichkeitspoesie der mittleren Poeten jener Zeit. Schiller kam zu dieser seelischen Plastik auf sittlichem Wege, durch herben Lebenskampf, durch eisernes Studium, wobei natürlich angeborener Überschuß an Empfindungen und Ideen Vorbedingung war. Und so näherte er sich dem großen Bildner Goethe. Und die insgeheim ehrgeizig ersehnte und doch stolz vermiedene Stunde sollte kommen, wo sich die beiden vornehmsten Denker und Künstler persönlich fanden.

Der rastlos tätige Schiller gründete im Sommer 1794 die „Horen“ und lud für diese Zeitschrift die bedeutendsten Geister Deutschlands zur Mitarbeit ein. Darunter auch Goethe. Mit freundlichen Worten sagte Goethe zu. Und als er einige Wochen später nach Jena kam, um der Sitzung einer „naturforschenden Gesellschaft“ beizuwohnen, traf er in dieser Versammlung auch Schiller. Beide verließen zufällig gleichzeitig das Haus und gerieten dabei in ein Gespräch über die eben vorgetragenen wissenschaftlichen Gegenstände. Und beide waren darin einig, daß „eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einlasse, keineswegs anmuten könne“ (Goethe). Gegenüber dieser kleingeistigen Detailforschung entwickelte nun Goethe seine eigene großgeistige Art, die Natur in bedeutendem Zusammenhange, „wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend“, darzustellen. Der Nachdruck und das für beide Dichter Einigende lag auf dem Streben zum „Ganzen“. Aber im weiteren Verlauf dieses fesselnden ersten Gespräches, das sich bis in Schillers Haus fortsetzte, machte die „entschiedene Fassungskraft“ Schillers, der ja eben von der Spekulation kam und also Bescheid wissen mußte, die Entdeckung, daß Goethe mit seinem Entwurf einer „symbolischen Pflanze“, sozusagen einer Muster- und Urpflanze, von der Natur abgeirrt sei. „Das ist keine Erfahrung,“ bemerkte Schiller mit treffender Schärfe, „sondern eine Idee.“ Der einsame Goethe, der sich, in seiner Weimarer Einkapselung, in seine Lieblingsidee etwas verbissen hatte, brach für heute betroffen ab.

Der erste Schritt war aber getan. „Schillers Anziehungskraft“, schreibt Goethe in einem späteren Bericht, „war groß, er hielt alle

fest, die sich ihm näherten. Seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständnis; alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander leimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging."

Und für Schiller bedeutete der Bund noch mehr. Schiller war nun am Ziel; sein Lauf in der Rennbahn hatte die weithin sichtbare Säule erreicht. Zu der menschlich-geistigen Freundschaft mit Körner — dem in eben jenen Zeiten sein Sohn Theodor geboren wurde, der Schillers Geist in den Freiheitskämpfen von 1813 wiedererstehen ließ — oder mit Humboldt trat nun eine Freundschaft größten Stils. In jenem berühmten Briefe der ersten Zeit legte Schiller sein tiefes Verständnis für Goethes ihn so prachtvoll ergänzende und beruhigende Natur in sicheren Strichen dar. „Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt“, heißt es da. Und damit ist der Kern ausgesprochen von dem, was der unruhige Schiller dem reiferen Freunde verdankt: Ruhe des reinen Betrachtens, künstlerisches Schauen. Aber das war kein Beschauen der bloßen Teile: beide waren ja darin eins, daß sie die „Totalität“, das Ganze, als das wichtige erstrebten, den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“, das „stillere Selbst“, von dem aus alles mit allen Teilen gegliedert und geordnet vor dem siegreichen Auge liegt. „Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsart suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf“, schreibt Schiller in jenem grundlegenden Briefe.

Und so müssen wir wieder einmal mahnen, die alten Trennungsworte: Goethe sei „Realist“, Schiller aber „Idealist“ gewesen, ein-

fach fallen zu lassen. Denn ein dritter, der Materialismus der Gegenwart, in verfeinerter Form „Monismus“ — aber nicht in der großzügigen Form etwa der brahmanischen Theosophie —, nimmt Goethe zu unrecht für sich in Beschlag. Beide Dichter waren durchaus und ganz Idealisten. Wie alle Großen der Geistesgeschichte. Das Reich des Geistes, widergespiegelt aus dem Reich der Materie, ohne das der Geist für uns einfach nicht fahbar wäre, ist ihnen das einzig Wirkliche und Wertvolle. Der denkende Schiller hat sich dieses geradezu religiöse Erlebnis mehr durch spekulatives Ringen geklärt, Goethe mehr durch empirische Beobachtung. Bei beiden aber war Spekulation und Beobachtung getragen und durchdrungen von seelischen Kämpfen — und so wurde dies alles erst Erlebnis.

Der klassische Idealismus ist ein durchaus reales Erlebnis höherer Art.





Schiller an Goethe

Vorbemerkung. Dieser bedeutende Schillerbrief steht an der Spitze des Briefwechsels der beiden Dichter. Er wurde, durch seinen starken Eindruck auf Goethe, die Grundlage ihrer persönlichen Freundschaft.

Jena, den 23. August 1794.

Man brachte mir gestern die angenehme Nachricht, daß Sie von Ihrer Reise wieder zurückgekommen seien. Wir haben also wieder Hoffnung, Sie vielleicht bald einmal bei uns zu sehen, welches ich an meinem Theil herzlich wünsche. Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Über so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totalindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angestekt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind,

und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickelteste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phtia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden oder Ihrer Imagination das, was

ihr die Wirklichkeit vorentzieht, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensperiode, wo die Seele sich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungenere schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, lorrigieren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen vonstatten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist bei der Reflexion zu nehmen genötigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurteile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimnis ist), ist die schöne Übereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung

erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerkte, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaftesten Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat; und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht.

Die kleine Schrift von Moriz, die Herr v. Humboldt sich noch auf einige Tage ausbittet, habe ich mit großem Interesse gelesen, und danke derselben einige sehr wichtige Belehrungen. Es ist eine wahre Freude, sich von einem instinktartigen Verfahren, welches auch gar leicht irreführen kann, eine deutliche Rechenschaft zu geben, und so Gefühle durch Gesetze zu berichtigen. Wenn man die Morizischen Ideen verfolgt, so sieht man nach und nach in die Anarchie der Sprache eine gar schöne Ordnung kommen, und entdeckt sich bei dieser Gelegenheit gleich der Mangel und die Grenze unserer Sprache sehr, so erfährt man doch auch ihre Stärke, und weiß nun, wie und wozu man sie zu brauchen hat.

Das Produkt von Diderot, besonders der erste Theil, ist sehr unterhaltend, und für einen solchen Gegenstand auch mit einer recht erbaulichen Dezensz behandelt. Auch diese Schrift bitte ich noch einige Tage hier behalten zu dürfen.

Es wäre nun doch gut, wenn man das neue Journal bald in Gang bringen könnte, und da es Ihnen vielleicht gefällt, gleich das erste Stück desselben zu eröffnen, so nehme ich mir die Freiheit, bei Ihnen anzufragen, ob Sie Ihren Roman nicht nach und nach darin erscheinen lassen wollen? Ob und wie bald Sie ihn aber auch für unser Journal bestimmen, so würden Sie mir durch Mittheilung desselben eine sehr große Gunst erzeugen. Meine Freunde sowie meine Frau empfehlen sich Ihrem gütigen Andenken, und ich verharre hochachtungsvoll

Ihr gehorsamster Diener

F. Schiller.



Schiller

Nach dem Ölbild von Ludovike Simanoviz (1794)

Goethes Antwort

Zu meinem Geburtstag, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Theilnahme zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klargemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vorteil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Saudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unsrer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Ich hoffe, bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir manches durchsprechen.

Leider habe ich meinen Roman, wenige Wochen vor Ihrer Einladung, an Unger gegeben, und die ersten gedruckten Bogen sind schon in meinen Händen. Mehr als einmal habe ich diese Zeit gedacht, daß er für die Zeitschrift recht schicklich gewesen wäre; es ist das einzige, was ich noch habe, was Masse macht, und das eine Art von problematischer Komposition ist, wie sie die guten Deutschen lieben.

Das erste Buch schicke ich, sobald die Aushängebogen beisammen sind. Die Schrift ist schon so lange geschrieben, daß ich im eigentlichen Sinne jetzt nur der Herausgeber bin.

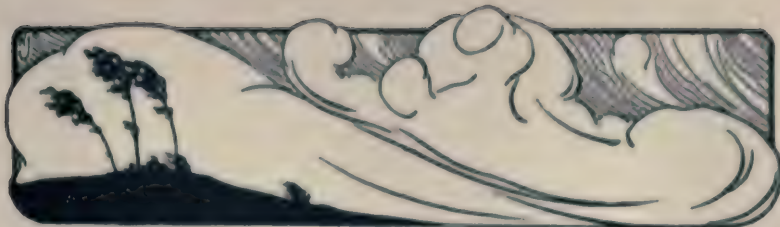
Wäre sonst unter meinen Ideen etwas, das zu jenem Zweck aufgestellt werden könnte, so würden wir uns leicht über die schicklichste Form vereinigen, und die Ausföhrung sollte uns nicht aufhalten.

Leben Sie recht wohl und denken Sie mein in Ihrem Kreise.

Ettersburg, den 27. August 1794.

Goethe.





Tagebuch

„Es ist die Wendung zum höheren Ernst in der deutschen Literatur, welche in den Xenien sich ankündigt.“

H. v. Stein.

Die Xenien. „Freund Nicolai, unser geschwornen Feind“, schreibt Schiller an Goethe (29. Dez. 1795). Das Wort ist rund und unmißverständlich. Gewiß hatte dieser Mann seine Verdienste als Verbreiter literarischen Interesses, besonders in seinem Berliner Bezirk; er hat von 1765 ab die „Allgemeine deutsche Bibliothek“, eins der bekanntesten Literaturblätter, Jahrzehnte hindurch geleitet; er hat den Boden vorbereitet für die literarische Regsamkeit, die dort um die Jahrhundertwende (Schleiermacher, Henriette Herz, Rahel, Romantik) immer mehr in die allgemeine Literatur mitbestimmend eingriff. Aber er selbst war und blieb der verstandesmäßigen Aufklärung treu und konnte die Flugbewegung, die mit Goethes „Werther“ oder Herders Volkspoesie einsetzte, nicht mitmachen; er verspottete die Großen von Weimar auf Grund des gesunden Menschenverstandes — und wurde, als Vertreter des Platten, von Schiller „Nickel“ getauft und in zahlreichen Distichen gekennzeichnet. Hier wiederholte sich das Schicksal des alternden Gottsched, der dem Aufschwung eines Klopstock nicht gewachsen war. Solche Naturen, verwöhnt durch äußeren Einfluß, verraten bei derlei Anlässen ihre innere Leere, ihren Dünkel. Ihm riefen daher die Xenien zu:

Leerkopf! schreiet ergrimmt in unsren Wäldern Herr Nickel —
Leerkopf! schallt es darauf lustig zum Walde heraus.

Willst du alles vertilgen, was deiner Natur nicht gemäß ist —
Nicolai, zuerst schwöre dem Schönen den Tod!

Was du mit Händen nicht greiffst, das scheint dir Blindem ein Aindig,
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmüst.

Nicolai war nicht der einzige, der das ernste Weimarer Unternehmen, zum „höhern Ernst“ vorzudringen, mit Plattheiten bekämpfte. Neben ihm wirkten oder schwiegen ablehnend der „Schulmeister von Breslau“ (ein gewisser Manso), der „Dresdener Wassermann“ (ein vergessener Adeling), die „Leipziger Geschmacksherberge“, die „Stolbergische Sippenschaft“, der „Großsprecher und Jakobiner“ Reichardt — und andere gewiß nützliche und regsame Literaturbürger, die aber just den Bestrebungen der beiden Großen kalt oder feindlich gegenüberstanden. Es ist Tatsache, die für sich selbst spricht, daß sich weder die „Horen“ noch der „Musenalmanach“ wirksam und dauernd durchsetzen konnten. Von vielen Seiten führten die landläufigen Talente dagegen Krieg, „doch immer heimlich und tückisch“, daher ihnen ein Distichon zudonnert: „Führt ihn nun offen, den Krieg!“

Die „Horen“ mußten nach dem dritten Jahrgang (1797) eingehen. „So gediegen und tief auch ihre Abhandlungen waren: klar ist, daß sie gerade deshalb den Horen keinen weiteren Leserkreis gewinnen konnten. Überhaupt ging es mit der Zeitschrift nicht nach Wunsch. Die geistvollen und berühmten Mitarbeiter gaben meistens etwas schwierige Sachen; man klagte, daß das Philosophische zu sehr überwiege. Goethes Beiträge waren allerdings leichter Art; aber auch gegen sie erhoben sich allerlei Einwürfe. Den von Anfang an neidisch und hämisch beiseite stehenden Literaten und ihren Organen war jedes Zeichen der Mißstimmung natürlich ein willkommenes Fund, und bald wimmelte es in Journalen aller Art von Besprechungen, welche die „Horen“ und gerade ihre geistvollsten und tiefstinnigsten Beiträge in platter Art anödeten und entstellten.“ (Harnack.)

Man darf sich nicht vorstellen, daß die beiden Dichter damals bereits in weiteren Kreisen oder selbst in der Nähe in ihrer scharfen Besonderheit und Bedeutung erkannt wurden. Kogebue, der später gleichfalls journalistisch gegen Weimars Geist wirkte, war viel bekannter, viel beliebter als etwa Goethe, der seit seiner ersten weimarischen und italienischen Zeit eine sonderbare Epoche der Vereinsamung durchmachte. Kogebues Trauerspiel „Die Hussiten“ wurden z. B. in Berlin „mehr als zwanzigmal gegeben, und man sieht sie noch immer mit Beifall, dahingegen das Schauspielhaus bei der zweiten (!) Aufführung der ‚Sphigenie‘ sehr leer war“ (Abeken an Voss, 1802). Dieser Mangel an Ernst, wie er in Schiller so flammend, in Kant so rein und streng, in Goethe

so in treuer, großer Hingabe lebte — dieses Nichtverständnis war es, das die beiden Dichter endlich empörte und zu ironischen „Gastgeschenken“ (Xenien) im Stil Martials aufstachelte. So wurde das Jahr 1796 das Xenienjahr. Und nach verslogenenem Staub standen die beiden Verbündeten in klarer Isolation. „Die Xenien waren ein rascher, glänzender, verwirrender und vernichtender Angriff auf ein Heer literarischer Gegner, aber ein Angriff im gerechtesten und unvermeidlichsten Verteidigungskriege“ (Ab. Stern).

Vernichtend? Kann Dummheit oder Dünkel je vernichtet werden? Sagen wir besser: klärend, trennend war dieser Angriff. Die beiden Verbündeten standen nun in ihrer Besonderheit vor der Nation. Übrigens waren manche Ausfälle, z. B. gegen Stilling, Claudius, Jean Paul, Lavater, Stolberg, doch wohl überflüssig; wie überhaupt diese Waffe zweischneidig ist. Denn rasch stellte sich die Rehrseite auch dieses literarischen Kampfes heraus: die Betroffenen schimpften noch ärger. Dabei enthüllten sich allerdings ihre unentwickelten Seelen, z. B. in folgendem Gegen-Xenion:

Rants Affe in Jena

Was das verächtlichste ist von allen verächtlichen Dingen?
Wenn sich ein Affe bemüht, würdig und wichtig zu sein.

Dies wagte einer dieser Knirpse gegen Schiller zu schreiben! Und gleichfalls einem Schiller wurde folgendes Rachemotiv in den Mund gelegt; er klagt Apollo vor:

... „Ja doch, die Kerls da unten, die wollen mich gar nicht mehr loben, und was ich schreibe, ist doch alles im neusten Geschmack. Selbst mein liebes Journal, das Cotta so trefflich bezahlt, wird in der Bibliothek schöner Exlibris beschimpft“ ...

„Ja, wie kommt das?“ fragt Apoll. „Du hast doch die Besten geladen, Männer z. B. wie Engel und Schüz“ ... Schiller: „Ja, die haben bis jetzt nichts oder nur wenig geliefert: Bruder Goethe und ich schreiben es meistens allein.“ Das macht die Sache begreiflich, meint Apollo: „Euer neuester Geschmack mag wohl so koscher nicht sein“! ... Kurz: es entfalteten sich alle Kennzeichen des niederen literarischen Kampfes, wie wir ihn heute noch kennen und wie er wohl nie aussterben wird.

„Bruder Goethe“ und Schiller schüttelten sich und schrieben auch

fürder „allein“, aber in aufbauendem Schaffen, das denn doch immer das wahrhaft Fördernde und zuletzt Siegende bleibt.

Ankündigung der Horen. „Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Zirkel erneuert und nur allzuoft Mufen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung ist, möchte es ebenso gewagt als verdienstlich sein, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas anderes zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich [die wichtigen Worte sind von Schiller selbst im Druck hervorgehoben. L.] und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitren und leidenschaftsfreien Unterhaltung soll sie gewidmet sein und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Mufen und Charitinnen einen engen, vertraulichen Zirkel schließen, aus welchem alles verbannt sein wird, was mit einem unreinen Parteigeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende die Philosophie, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Be-

griffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig sein. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege sein mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet sein, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es tunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinfinn verständlich zu machen suchen“ . . .

— So kündigte am 10. Dez. 1794 Schiller seine Zeitschrift an. Ist dies Programm veraltet?

„Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate. So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg.“

Goethe zu Eckermann (14. März 1829).

Schiller-Goethes Briefwechsel. . . . Das eine möge der Leser wohl bedenken: dieser Briefwechsel ist nur ein Bruchstück aus dem Verkehr zwischen Schiller und Goethe. Das Beste, was die beiden sich zu geben hatten, gaben sie sich mündlich. So oft es zu ermöglichen war, verbrachten sie Tage, manchmal auch Wochen zusammen, sei es in Jena, sei es in Weimar; später (1799) zog Schiller ganz nach Weimar; die Freunde trafen sich täglich auf der Bühne, saßen zusammen aus, schlossen sich in des einen oder des anderen Arbeitsstube ein; sie hatten nicht nötig, einander Briefe zu schreiben. So sind denn sehr viele Briefe — namentlich von seiten Goethes — nur als kurze Notizen zu benutzen, aus denen wir verfolgen können, welche Gegenstände durchgesprochen worden waren oder werden sollten. Nicht selten gleichen diese Mitteilungen Schattenbildern an der Wand und reizen unsere Neugier, ohne

daß uns etwas Wesenhaftes in den Händen bliebe. Dennoch überspringe man keine Seite; denn zwischen den Zeilen selbst der scheinbar inhaltslosen Briefe schlummern — dem Unaufmerksamen verborgen — gute Geister, die dem Aufmerksamen gar manches anzuvertrauen haben . . .

Was unsere Zeit braucht, was unsere Zeit sucht, sind freie, fest gegründete Persönlichkeiten. Wir ersticken unter Tatsachenüberfülle und büßen dabei an Kraft und Mut und Urteil ein. Auch darunter leiden wir schwer, daß eine gewisse Art von nüchternen Durchschnittsbegabung dieser Last am besten standhält und somit die führende Stellung im Leben an sich reiht zum Nachteil edlerer Elemente.

Schiller und Goethe haben die Anfänge dieser Wandlung erlebt und haben beide vorausgesehen, wohin sie notwendig führen mußte. Schiller spricht von den ‚Schlachtopfern des Fleisches‘ und sieht um sich herum eine Zeit entstehen, in der ‚der tote Buchstabe den lebendigen Verstand vertritt und ein geübtes Gedächtnis sicherer als Genie und Empfindung leitet‘. Mahnend richtet er an das kommende Jahrhundert die Frage: ‚Kann wohl der Mensch dazu bestimmt sein, über irgendeinem Zwecke sich selbst zu versäumen?‘ Und weise lehrt er uns einsehen: durch Verbreitung der Wissensflähe ‚ergreifen‘ wir zwar immer mehr, doch hängt das ‚Begreifen‘ von der ‚Kraft und Tiefe der Persönlichkeit‘ und von der ‚Freiheit ihrer Vernunft‘ ab.

Goethe anzuführen dürfte kaum nötig sein. Ich schlage auf gut Glück die Briefe an Zelter auf und höre, wie er klagt, die ganze Christenheit ‚verliert sich in den Minuten des grenzenlos Mannigfaltigen‘, wie er es (1829) als ‚die Tendenz der Zeit‘ bezeichnet: ‚alles ins Schwache und Jämmerliche herunterzuziehen‘, und wie er selbst in den gelehrten Wissenschaften ‚die Masse der unzulänglichen Menschen, die einwirken und ihre Nichtigkeit aneinander auferbauen‘, für verderbendrohend ansieht. In dieser selben Sammlung — eine unentbehrliche Ergänzung zu dem vorliegenden Briefwechsel — finden wir den ergreifenden Hinweis auf Schiller: ‚Schillern war die Christustendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln.‘

Die Veredlung! Das ist, was wir in dem Verkehr mit Goethe und mit Schiller suchen. Das ist ihre lebendige Bedeutung für unsere kreisende Zeit. Nur in zweiter Reihe interessiert uns das Literarische, das Historische und das Ästhetisch-Theoretische, das diese Briefe in so reicher und anregender Fülle aufgespeichert bewahren. Das alles ist

Mittel zum Zweck; und der Zweck ist: diese zwei großen Persönlichkeiten in dem folgenschwersten Augenblick ihres Wachstums und Werdens so tief und so genau wie irgend möglich zu erfassen, auf daß wir selber, im Innersten bereichert und geläutert, an ihnen emporwachsen.“

Houston Stewart Chamberlain

(Einteilung zu Schiller Goethes Briefwechsel; Jena, Dieblichs.)

Idealist und Realist. . . . „Der Realist wird fragen, wo zu eine Sache gut sei, und die Dinge nach dem, was sie wert sind, zu taxieren wissen; der Idealist wird fragen, ob sie gut sei und die Dinge nach dem taxieren, was sie würdig sind. Von dem, was seinen Wert und Zweck in sich selbst hat, weiß und hält der Realist nicht viel; in Sachen des Geschmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückseligkeit das Wort reden, wenn er diese gleich nicht zur Bedingung des sittlichen Handelns macht. Was er liebt, wird er zu beglücken, der Idealist wird es zu veredeln suchen.

Der Realist für sich allein würde den Kreis der Menschheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitern, nie den menschlichen Geist mit seiner selbständigen Größe und Freiheit bekanntgemacht haben; alles Absolute in der Menschheit ist ihm nur eine schöne Chimäre und der Glauben daran nicht viel besser als Schwärmerei, weil er den Menschen niemals in seinem reinen Vermögen, immer nur in einem bestimmten und eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealist für sich allein würde ebensowenig die sinnlichen Kräfte kultiviert und den Menschen als Naturwesen ausgebildet haben, welches doch ein gleich wesentlicher Teil seiner Bestimmung und Bedingung aller moralischen Veredlung ist.

. . . Einem aufmerksamen und parteilosen Leser werde ich nach der hier gegebenen Schilderung nicht erst zu beweisen brauchen, daß das Ideal menschlicher Natur unter beide verteilt, von keinem aber völlig erreicht ist.

. . . Denn endlich müssen wir es doch gestehen, daß weder der naive noch der sentimentalische Charakter, für sich allein betrachtet, das Ideal schöner Menschlichkeit ganz erschöpfen, das nur aus der innigen Vereinigung beider hervorgehen kann.“

Schiller

(Über naive und sentimentalische Dichtung).

Schiller als Mensch. „Durch Schillers Leben, auch durch das gewöhnliche des Tages, zieht sich ein hoher, sittlicher Ernst. Diesen Eindruck machte sein ganzes Wesen, wenn man ihm nahe war.“

B. R. Abeken, „Goethe in meinem Leben“, Anhang.

„Ich habe mit Schillern ein halbes Jahr auf einer Stube gewohnt und er hat mir die zärtlichste Freundschaft und Achtung eingeflößt. Es ist mir sein sanftes Betragen und die sanfte Stimmung seiner Seele im geselligen Zirkel, im Vergleiche mit den Produkten seines Geistes [Jugendwerke], ein großes Rätsel. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie nachgebend und dankbar er gegen jede Kritik ist, wie sehr er an seiner moralischen Vollkommenheit arbeitet, und wie viel Hang er zum anhaltenden Denken hat. Er wußte, daß Moritz ihn hämisch in der Berliner Zeitung rezensiert hatte; demohngeachtet empfing er Moritz bei seinem Hiersein mit einer Achtung und mit so gefälliger Zuverlässigkeit, daß ihn Moritz bei seinem Weggehen in seine Arme schloß und ihm ewige Freundschaft versicherte. Dieser Schiller hat mich und den jungen Huber, den Oberkonsistorialrat Körner, Jüngern, den Dichter, oft mit dem größten Ernst, mit hinreißender Beredsamkeit, mit Tränen in den Augen ermuntert, ja alle unsere Kräfte, ein jeder in seinem Fach, anzuwenden, um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte. Wir alle haben ihm viel zu danken, und in der Stunde des Todes werde ich mich seiner mit Freuden erinnern.“

Verlagsbuchhändler Bösch an Vertuch, 28. Februar 1786.

„Von Schiller bin ich überaus herzlich aufgenommen. Wie liebe ich diesen Mann, und wie unschätzbar wird mir in Zukunft sein Umgang sein, den er mir mit solcher Wärme angeboten hat!

„Denke Dir einen Mann von wirklich majestätischem Wuchs, einem schönen, freien, aber etwas eingefallenen und bleichen Antlitz, der, so lange man ihn ruhig sieht, finster und ernst scheint, dessen Gesicht aber, durch eine freundliche Rede in Tätigkeit gesetzt, durchaus herzlich und liebevoll ist. O, der Mann ist freundlich und gut wie wenige. Seit er gesund ist, sieht er im Leben nichts als Heiterkeit. Er ist glücklich verheiratet und hängt an seinen Kindern mit der zärtlichsten Vaterliebe. Er spricht gern über ernsthafte Gegenstände; aber auch Kleinigkeiten, wenn nur im geringsten Seele in ihnen ist, hört er mit Teilnahme an. Wenige Menschen haben mich so enthusiastisch eingenommen wie Schiller. Sein Gespräch ist oft ungemein belehrend und gibt oft in wenigen

Worten vielen Stoff zum Nachdenken. Diesen Mann als Schriftsteller zu sehen und seine Miene und Gestalt mit allen seinen Werken in Verbindung zu denken, ist groß und schön; aber größer und schöner ist, diesen Mann im Kreise seiner Familie zu sehen. Wie angenehm die Gattin! Wie allerliebste die Kinder! . . .

„August Vode, Hein und ich hatten Schiller auf die Maskeade eingeladen — und, denke Dir den freundlichen Mann, er folgte! Wir saßen in der Ecke dicht an dem Zimmer, wo die Pharobant ist, und pokullierten. Wir tranken laut seine Gesundheit und klingten an auf sein Wohlsein. Schiller ward so aufgeweckt, daß er sein Stück „So leben wir“ intonierte, worüber sich einige Studenten, die zugegen waren, höchlichst verwunderten. Nachher gesellten sich noch ein Stück vier oder fünf zu uns, und wir hatten in allem elf Flaschen Champagner getrunken . . .

„Ich sehe Schiller sehr oft; regelmäßig alle Mittwoch, Sonnabende und Montage nachmittags anderthalb Stunden, aber außerdem noch manchmal des Abends entweder bei ihm oder bei Goethe oder bei der [Karoline von] Wolzogen. Das ist Dir ein lebenswürdiges Weib. Neulich war ich dort eingeladen. Die Schillern fand ich schon da, dann kam Frau von Stein und Amalia von Imhoff (jetzt Helvig). Gegen acht Uhr kam Schiller und unvermutet auch Goethe. Was das für eine Freude erregte, glaubst Du nicht. Wir blieben bis elf Uhr zusammen. Das war ein seliger Abend. Was haben wir gelacht bei Tische, wo Schiller aus der „Tausend und eine Nacht“ erzählte, und Goethe dazu die allerernstesten und zugleich komischsten Anmerkungen machte! . . .

„Kaum konnte Schiller [nach dem ersten Krankheitsanfall im Frühjahr 1805] wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Goethe, nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es rührt mich noch jedes Mal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen herzlichen Kusse, ehe einer von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner noch des andern Krankheit, sondern beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterm Geiste vereint zu sein.“

Heinrich Voss der Jüngere, in seinen Briefen über Schiller und Goethe, 1804-05.

„Schillers große, in richtigem Verhältnis gebaute Gestalt, etwas von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und sich

im Aüßeren ausdrückte: gab seiner Erscheinung etwas Edles, dem selbst jene Schüchternheit wohl anstand, ja sie sogar liebenswürdig machte. . . Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen blau und lichtbraun. Der Blick unter dem hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbrauen warf nur selten und im Gespräch belebt Lichtfunken; sonst schien er, in ruhigem Schauen, mehr in das eigene Innere gelehrt als auf die äußeren Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf andere fiel, tief ins Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sei von Natur kurz gewesen, aber in der Akademie habe er so lang daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Übergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Rötliche. Die Hautfarbe war weiß, das Rot der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmüthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches. Seine Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten."

Caroline von Wolzogen, „Schillers Leben“.

„Auch ohne die herzlichste und tiefste Liebe, die ich zu Schiller hegte, kann ich nie ohne große Erschütterung an die Zeit meines Lebens mit ihm denken. Ja, ich gestehe es offenherzig, nicht ohne Scham. Mein ganzes Leben seitdem kommt mir leerer, unbedeutender und weniger befriedigend vor. . . Sie wundern sich vielleicht, wie ich diese Betrachtung gerade an Schiller anknüpfe. Aber es geschieht nur, weil es gerade Schillers Eigentümlichkeit mehr als jedes andern Menschen war, sein Streben und sein Leben als etwas Unendliches zu betrachten, indem es ihm genug war, wenn jedes seiner einzelnen Werke einen bedeutenden Moment bezeichnete, ohne daß er je, das erste innere täuschende Feuer zur Arbeit ausgenommen, nur dachte, daß irgend eins das höchste Resultat dessen wäre, was er der Kunst gegenüber hervorbringen konnte. Dies rastlose geistige Fortbewegen eignete ihn auch so vorzugsweise der Poesie und in ihr der dramatischen. Es war eigentlich seine Eigentümlichkeit. In Gang, Miene, Gespräch, in allem drückte es sich aus. . .

Bewunderungswürdig war dann zugleich an ihm die Ruhe und Milde. Niemand kann weniger zerstreut, weniger unftet, mit mehr Liebe bei einem Gegenstand bis zur Erschöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit sein, welche andere Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, Leidenschaften zu nennen pflegen. Darin lag seine unendliche, sich immer gleiche Liebendwürdigkeit.“

Wilhelm von Humboldt an Römer, 1805.

„Er war ein wunderlicher, großer Mensch. Alle acht Tage war er ein andrer und ein vollendeteter; jedesmal wenn ich ihn wieder sah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil . . . Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen.“

Goethe zu Erdmann, 18. Januar 1825.

Die Amadis-Aufsätze haben Interesse hervorgerufen und Freude gemacht, wie ich aus brieflichen Äußerungen entnehme. Und zwar geht durch diese Briefe ein Ton der Zustimmung. Professor Schemann, in Sachen Gobineaus die bekannteste Autorität, ist unsern Ausführungen „mit großer Freude“ gefolgt und fügt hinzu: . . . „in dieser Fassung, wie Sie sie jetzt, in der Anwendung auf ‚Plejaden‘ und ‚Amadis‘, der Frage der Verinnerlichung und Symbolisierung des Rassegedankens geben, bin ich natürlich vollkommen einverstanden.“ H. St. Chamberlain bestätigt in einem seiner Briefe, was wir schon aus seinen „Grundlagen“ wissen, daß er zum Forscher und Dichter Gobineau kein rechtes, inneres Verhältnis finden kann, daß ihm aber der Mensch „eine verehrungsvolle und eigentümlich sympathische Erscheinung“ ist. Driesmans scheidet zwischen meinem mehr dichterischen Standpunkt und seinem „Suchen nach den materiellen Ursachen und Wurzeln des Übels, das die Menschen nicht auf die reine Höhe kommen läßt“; er sucht „gesunde biologische und rassenhafte Grundlagen“ und bemerkt u. a.: „Über den ‚Materialismus‘ komme ich allerdings nicht hinweg, daß echter Höhengeist nur aus starken und gesunden materiellen Lebenswurzeln erstehen kann; und diese sind dann auch bei mangelhafter und tränkender äußerer körperlicher Erscheinung vorhanden“ . . . Doch hier empfiehlt sich Vorsicht: grade hier droht ja der Irrweg. Wärmste Achtung vor der tiefen, treuen Arbeit der sachlichen Wissenschaft, der

Heilkunde, der Gesundheitspflege! Aber das Geheimnis echten Menschentums ist damit noch nicht gefunden; dies ist eine innere Morgenröte und Erkenntnis kraft für sich; im gesunden und im kranken Körper kann diese feine, warme, wohlthuende Seelenkraft und Energiequelle sein. Es gibt unerwachte, verdrießliche Kranke, und es gibt seelisch freie, ihre ganze Umgebung adelnde Kranke; es gibt stumpfe Gesunde und es gibt klare, harmonische Gesundheit: auf jenes Flämmchen von innen kommt's wesentlich an, das von den Klassikern bis hinaus zum indischen Rigveda als ein besonderes, im Materiellen zwar wirkendes, aber nicht aus Materiellem erklärbares Geheimnis entdeckt worden ist.

Hans von Wolzogen findet, „daß wir gar nicht auf verschiedenen Wegen gehen, ganz abgesehen davon, daß wir das gleiche Ziel vor Augen haben“. Ihm ist „Rasse nur Mittel zum Zweck“: „wir wollen uns über die Natur erheben, eine höhere Natur erreichen, und wir finden ein Heldenvolk solcher Erhobenen durch die ganze Geschichte vorbildlich vorhanden.“ . . . Heldenvolk? Ja, ich bin gleichfalls geneigt (und das ist ein berechtigter Familienstolz), von meiner Gattung, Nation und Rasse stolz zu denken: aber ich sehe in diesem Heldenvolk auch viel stumpfes Kärrnertum, auch viel Minderwertiges, wie überall, wie auch in mir selber. Und so tritt hier ein neues Prinzip hinzu: das Königtum in meiner Nation und Natur suche ich, die Elite meiner Rasse lockt mich. Damit tritt ein Auswahl-Prinzip in Geltung. Und so appelliert ja auch Kant nicht an unsere Person so im allgemeinen, auch nicht an unser oft recht zweifelhaftes Innere: sondern an das gute Prinzip in uns, an den Gott im Busen. Damit beginnt der neue Mensch.

Im übrigen sind auch zwei Zuschriften von Nicht-Freunden Gobineaus — Prof. Rich. W. Meyer in Berlin und Ernst Seillière in Paris — von warmer persönlicher Achtung des hier vorgetragenen Standpunktes getragen. Unser Ziel ist, das hat der Leser dieser Blätter längst gemerkt, durch Ausläufer wie Gobineau oder Emerson hindurch zu dringen zum Quell dieses Idealismus, zu den großen Deutschen — und durch diese hindurch in die reinen Bezirke unsres eigenen Innern.



Einkehr ins Kinderland

Es ist ein Land, davon sag' ich euch nun,
 Ein Land voll Elfen und Wichtchen;
 Die Wandrer dürfen im Schatten ruh'n
 Und schauen die schönen Gesichtchen.
 Und wer sich am Hügel ein Haus erbaut
 Und all sein Vermögen dem Bölkchen vertraut:
 Dem wird es vollends verständlich —
 Es liebt ihn unendlich.

Ich bin gewandert hin und her
 Im Süden und im Norden,
 Ich stand am schwermutsvollen Meer
 Und bin ein Pilger worden.
 Bis ich nach fernem Suchen fand
 Ganz in der Nähe das Kinderland:
 Dornröschenland voll Rosen
 Inmitten der Großen.

Nun bin ich still und stark wie nie,
 Bin recht tief innen glücklich;
 Mein Garten steht am Hügel hie,
 Mein Haus ist unverrücklich.
 Es sprudelt ein Wasser hinunter den Hang,
 Der Wald hat Seele, der Wind hat Klang —
 Und ist in allen Dingen
 Ein köstlich Singen.



Epigramme

Güte und Größe

Nur zwei Tugenden gibt's, o wären sie immer vereinigt:
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

Das weibliche Ideal

[Hier formt Schiller in poetischer Form das klassische Ideal der schönen Seele]

Überall weicht das Weib dem Manne; nur in dem Höchsten
Weicht dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.
Was das Höchste mir sei? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt.
Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
Schöner nur malt sich das Bild auf dem vergoldeten Duft.
Dünke der Mann sich frei! Du bist es; denn ewig notwendig,
Weißt du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr.
Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist ewig nur Eines;
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

Aufgabe

Keiner sei gleich dem andren, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich!

Schiller







Richard Wagner



Gedanken über Richard Wagner

„Ein Literat kann mich nicht begreifen: nur ein voller Mensch oder wahrer Künstler ... Nichts weiter fordere ich vom Publikum als gesunde Sinne und ein menschliches Herz“ ... Richard Wagner



Wir stehen allem Schönen und Großen der Bayreuther Kunst herzlich nahe. Aber wir müssen die dortige Kunstlehre vom Gesamtkunstwerk aus grundsätzlichen Bedenken und unwillkürlichem Selbsterhaltungstrieb beanstanden. Denn in diesem „Gesamtkunstwerk“ ist das für uns Wesentliche und Entscheidende ausgeschaltet: der Klang des gesprochenen Wortes.

Das Wort aber ist unser Werkzeug. Ob geschrieben (also innerlich gehört) oder laut gesprochen im Vortrag, im Gespräch oder auf der Bühne: diese Laute sind unsere Musik, unser Ausdrucksmittel. Und grade dies wird dort in ein Sprechsingen oder Sing-sprechen verwandelt und in solcher Form — als ein Neues also — mit dem orchestralen Schall verbunden. Das sinnvoll und melodisch gesprochene Wort ist verschwunden: der vokale Schall ist an seine Stelle getreten. Das Drama hat sich verwandelt in ein „Musikdrama“.

Unter seiner machtvollen suggestiven Wirkung erleben wir nun das sonderbare Verhältnis, daß der Anhänger dieser Gattung, erfüllt

von der Orchesterwirkung und der starken Gefühlssteigerung des Wagnerschen Kunstwerkes, unser unvertontes Wort nicht für vollwertig anzunehmen geneigt ist. Unsere Dichtungen scheinen ihm, der vom Musikdrama herkommt und noch dessen Töne im Haupte trägt, gleichsam nur Operntexte, denen eine Hauptsache fehlt. Und so haben wir von Fanatikern dieser Richtung sogar angedeutet oder ausgesprochen gehört, daß Shakespeare und Schiller, Mozart und Beethoven gleichsam nur Ansätze, nur Entwicklungsstiele, nur Vorläufer waren auf dem Wege zum Gipfelpunkt der ganzen dramatischen Kunst: zu Richard Wagners erfüllendem Gesamtkunstwerk.

Besonnene Bayreuther Ästhetik wird dies zwar nicht aussprechen; aber es ist die verschwiegenste Überzeugung jedes echten Bayreuthers¹⁾. Hier sind Menschen versammelt, die von Wagner aus die Kunst zu beurteilen geneigt sind. Sie pflegen also auch in allen verwandten Fragen gleichsam mit musikalischer Untermalung zu denken; sie haben eine Art Musik-Philosophie und musikalisch-idealistische Lebensanschauung ausgebildet; ja, bis in ihren Prosaстил hinein spürt man das etwas schwärmende und zu Dogmatismus neigende Bayreuth. Ein gefühlsmäßiger Kultus des Meisters bildet hier eine Gefahr und beeinträchtigt das Knappe, das Präzise, Feste, beeinträchtigt auch das unpersönlich Freie und Mannigfaltige der Poesie und Kunst.

Ich sage das mit leisem Bedauern; denn in diesem Bereich

¹⁾ Beispiele: „Auch Schiller lebt heute noch, obwohl er seine Gedanken nicht völlig verwirklichen konnte [?] . . . Das Innere Reich der Freiheit, worin das Leben der Kunst wurzelt, hat wohl noch nicht jenen ganz deutlichen, ganz freien Ausdruck gewonnen, den nur [?] die Musik ermöglicht . . . Man darf wohl sagen: Was durch Wagner ganz zum Kunstwert werden sollte, wirkt in Schiller noch als eine Lehre, ein Erziehungsmittel, ein vorbildliches Wollen in schöngedantlicher Form“ (Hans von Wolzogen, Zeitfragen 1906, Heft 16). Ober: „Sie sind alle kläglich gescheitert, am meisten der, den einige Literaturhistoriker und Literaten über Gebühr loben, Hebbel, und vollends Wilhelm Jordan . . . Wagner vollendete, was Klopstock, Herder, der junge Goethe, die Romantiker wädhnten und anbahnten, was aber im Zusammenwirken Goethes und Schillers zurüdktrat, eine nach Gehalt und Form ganz und gar urdeutsche Dichtung, in der . . . die edelsten und edelsten Wünsche und Ziele deutscher Meister aller und neuer Zeit erfüllt wurden“ (Wolfgang Gotthe, Festnummer der Volksbühne, 1901). Ebenso Chamberlain in seiner äußerst lesenswerten Wagnerbiographie (S. 29). — Ich kann nur erwidern: nein, Freunde, was Sie da vortragen, ist These und Dogma! 2.

lebt gegenwärtig mit die feinste und edelste Bildung, die wir überhaupt in Deutschland besitzen.

Und so stehe ich, bei aller Geistes- und Seelenverwandtschaft, dieser Tendenz der Bayreuther Kunstlehre ebenso bedenklich gegenüber wie den jehigen spekulativen Formen der Rassen-theorie. Die symbolischen Kultusformen des „Parsifal“ und die Erlösungssehnsüchte sind verwandt mit jenen Teilen des Schopenhauerschen metaphysischen Pessimismus, die wir grade überwinden müssen, wie sich Morgennebel und Ruf nach der Sonne endlich klären muß zur still-starken Leuchtkraft selber. Und so, meine ich, müßte die Entwicklung einer Kunst, die über Bayreuth geht, von den Wehklagen des Umfortas oder den Verführungsstimmungen, d. h. von der Sehnsucht Weh und Schwüle, immer mehr aufsteigen in die ruhig erfüllende, besitzende, seiende Liebe, wie sie aus der Karfreitagslandschaft dort so unvergänglich blüht und leuchtet, so daß die fernsten Pfirsichbäumchen zu singen scheinen.

„Selig sind, die Liebes tun auf Erden! Sie sind in Wahrheit die einzig Seligen“, schrieb einmal Mathilde Wesendonk an Richard Wagner. Tatsächlich sind Liebe und Mitleid, Erlösung und Opfertod Grundmotive der Wagnerschen Dichtung: also Gemütskräfte höchster Art.

Es ist der große Wunsch nach innerer Ruhe, nach Nichtwahn; der Wunsch aller Pilger und Romantiker; eine wertvolle treibende Kraft: — sie ist gelöst im echten Klassizismus.

Wieso gelöst? Weil hier das Zentrum im Innern gefunden und das Gleichgewicht der Kräfte hergestellt ist. Schiller, Goethe, Humboldt unterscheiden sich darin klar und bestimmt von aller Romantik. Klassizismus ist Reisezustand. Nicht eine „andere“ Richtung ist es als die Romantik, sondern Erfüllung der romantischen Unruhe.

Der „Fliegende Holländer“ ist ein Typus dieser suchenden Unruhe; „Parsifal“ ein Typus der Fahrt nach dem Gral. Beide suchen dasselbe: das Zentrum — von dem Goethe sagt: „Sofort nun wende

dich nach innen: das Zentrum findest du da drinnen! . . . Das selbständige Gewissen sei Sonne deinem Sittentag!" Aber dem düstern Holländer genügt nicht das Grundgesetz des Junggesellen Kant; er braucht eine mitwirkende Senta, eine helfende Erlöserin vom Sturm seines wilden Innern. So tritt auch zu Lannhäuser eine milde, reine Elisabeth. Tristan und Isolde brauchen sich gegenseitig: Doppelsterne. Das Weib, die Beatrice, ist bei Wagner sehr wichtig. Und so ist das Mitleid überhaupt, sogar mit den Tieren, im Bayreuther Empfindungskreise eine wichtige Gemütskraft, eine geradezu religiöse Kraft: eine der Formen der helfenden und lösenden Menschenliebe.

Das Mitleid wird von sogenannten freien Geistern verachtet, indem man sich dabei — nach Wagners Worten — befeißigt, „das Mitleid mit dem Bedauern zu verwechseln, welches in allen Fällen des bürgerlichen und häuslichen Mißgeschicks bei den Umstehenden so leicht zum Ausdruck kommt und, bei der ungemessenen Häufigkeit solcher Fälle, seinen Ausdruck im Kopfschütteln der achselzuckend endlich sich Abwendenden findet, — bis etwa aus der Menge der Eine hervortritt, der vom wirklichen Mitleid zur tätigen Hilfe angetrieben wird.“ Tätige Hilfe . . . Da haben wir den richtigen, den schöpferischen, den aktiven Ausdruck, den Schiller unterschreiben wird. Heinrich v. Stein hat in den wenigen gedrängten Sätzen, die man als „Vermächtnis“ bezeichnet, als Schüler Wagners und Schillers diesen Kulturtrieb folgendermaßen ausgedrückt: „Das Leben des Steines ist schwer sein, das Leben der Pflanze ist reifen, das Leben des Menschen ist besonnene Hilfe.“ Diese „besonnene Hilfe“ ist das tätige Mitleid. Es ist nicht moralistisch-bequem zu verstehen, sondern im umfassenden Sinne von Schillers „Künstlern“: als Kraft und Drang einer formenden und gestaltenden Kultur. Und so schließt Steins Vermächtnis mit dem knappen Doppelwort: „Sehne dich und wandre“ — den alt-romantischen Drang nach Schönheit, Liebe, Heim umfassend; aber auch: „Glaube an die Erlösten“ — glaube, daß es ewige Schönheit und Liebe erfüllend gibt, daß es große Menschen, daß es reine Herzen gibt — auch für dich! Dies ist Klassizismus; dies ist Reife. So verbindet sich auch im Bayreuther Kreise — wie bei

Schiller — Kunst und Kultur aufs innigste; aber gefühlsmäßig gesteigert.

Wagner hat dieses Ideal bewegter Ruhe in aller Unruhe immer vor Augen und spricht es einmal in den Briefen an Mathilde Wesendonk (S. 203) mit durchaus an das klassische Zeitalter erinnernden Worten aus: „Es muß einen unbeschreibbaren inneren Sinn geben, der ganz hell und tätig nur ist, wenn die nach außen gewendeten Sinne etwa nur träumen. Wenn ich eigentlich nicht mehr deutlich sehe noch auch höre, ist dieser Sinn am tätigsten, und er zeigt sich in seiner Funktion als produktive Ruhe: ich kann's nicht anders nennen . . . Und das weiß ich, daß jene Ruhe von innen nach außen dringt und daß ich mit ihr im Zentrum der Welt bin.“

Mit diesem Grundgedanken der Erlösung, des Mitleids, der tätigen Hilfe, hängt der Gedanke der Opferung zusammen: einer der ergreifendsten Gedanken der Menschheit. Auch die äußere Schöpfung deutet ihn vorbildlich an; über das ganze Naturreich hin ist er in Tätigkeit. Alles Lebendige wird irgendwie durch Opferung erlauft; nichts bleibt unbezahlt. Und so zahlt die helfende Liebe aus ihrem Überschuß; sie gibt ab, sie opfert, um der Unterkräft Nahrung zu geben, damit auch dort Licht und Wärme werde. Typisches Beispiel: die Mutter, die ihr Kind mit ihrem Blute reift und nährt.

So hat das von Nietzsche zur Karikatur verzerrte und als Karikatur dann bekämpfte Mitleid einen edelsten Kulturwert und ist eine hohe sittliche Kraft: es stellt den Ausgleich her zwischen Kraft und Unkraft, zwischen Reinheit und Sünde. Jene, die Starken und Reinen, geben von ihrem Vorrat her und machen die am Wege Liegenden wieder zu starken, freien und schönen Menschen. Verlieren sie dabei etwas? Werden sie vom „Mischlingschaos“, wie Gobineau befürchtet, dabei selber verunreinigt und erniedrigt, so daß dann zwei Schwächlinge vorhanden sind anstatt zweier Starken? Ja, das kommt vor; und dies ist alsdann eine der vielen Formen von Tragik. Aber wahre Reinheit, wahre Liebe ist stärker als Schmutz oder Tod; sie

gewinnt, indem sie gibt: sie gewinnt Freude an dem Menschenküstwerk, das sie wiederherstellen hilft. Wohl springt Senta, sich opfernd, ins Meer, aber sofort steigt sie in jenem symbolischen Schlußbild mit dem Erlösten empor: eine Valküre, die siegreich heimfliegt — und unter ihnen versinkt des Holländers bisherige Behausung, das Schiff, der so lange rastlos umgejagte Erdentörper.

Heilige Liebe, allmächtige Helferin! So gut und stolz protestantisch wir sein mögen, es entehrt uns nicht, wenn wir von hier aus das Zeitalter eines Franz von Assisi und der heiligen Elisabeth, den Marien- und Madonnenkultus des Mittelalters, mit seelischem Begreifen ins Auge fassen. In die symbolische Gestalt der Jungfräummutter Maria (Maid und Mutter zugleich, Kind und Weib, naiv und verstehend) drängte sich das Gefühl zusammen, das dort durch Wagners Elisabeth und Senta gestaltet ist: die erlösende Kraft treuliebenden, hilfsbereiten Frauentums, das sich in diesem Falle zur verstrickten und vertrosten Tatkraft des Mannes verhält wie Seele zur Materie, wie Sonnenmilde zur winterlichen Erdenstarre, wie lächelnde Einfachheit zur ratlosen Verwicklung. Es ist ein Lösen aus dem Chaos von Schuld und Leidenschaft mit ihren Folgen: aus der dumpf-untätigen Reue; es ist ein Wiederanzünden des inneren Lichtes, der „*Sonne des Sittentages*“ (Goethe). Erlösung ist buchstäblich und wortgetreu zu verstehen als ein Loslösen — ein Freimachen, ein Emporheben in tatkräftiges, reines Menschentum, wie es uns z. B. Beethoven in der neunten Symphonie gesungen hat, oder wie es uns schon aus Bachschen Oratorien entgegenbraust.

*
*
*

Man wird im Lied der Menschheit eine feine Trauer nicht überhören. Sie begleitet jede tiefere Natur auch in den fröhlichsten Stunden als ein Unterton, nur dem feineren Ohr vernehmbar. Wir sind begeistert aus der Natur in die Kulturwelt gezogen: unsre Begeisterung wurde besudelt; wir haben Liebesworte vernommen: derselbe entzückende Mund sprach Worte übelster Laune; wir glaubten an Treue und fanden in und um uns den Wechsel. Bis wir, narben-

voll, in höheren Geistbereich eindringen, von wo wir, am Ufer einer Felseninsel sitzend, manchmal tränen- und reuevoll auf die durchlebte Meerfahrt zurückschauen.

Das sind Stunden der Schwermut, in die kein Sterblicher außer uns Einblide hat; kein Gedicht, kein Bild, kein Wort kann davon Kunde geben . . .

Die tiefsten Seelenwunden
 Enthüllt man nicht.
 Scham hält sie zugebunden
 Und nicht ans Licht.
 Und so bleibt ungefunden
 Manch tief Gedicht . . .

Nur dem Ton sind diese Stunden zugänglich. Da ist Musik wahrhaft erlösend; sie bringt in das stockende Gewässer Rhythmus und Bewegung und leitet ab und hinaus. Ich meine zunächst eine innere Musik, ein tiefes quellendes Singen, das in uns aufsteigt und die Schwermut in Wonne, die Welt in einen Wahn verwandelt, der überwunden hinter uns liegt.

So etwa sitzt im dritten Akt von „Tristan und Isolde“ der Hirte am Meer und bläst seine traurige Weise. Das Keltentum (Ossian) hat viel von dieser wehmütigen Seelenmusik; jenen Wassern und Felseninseln des westlichen Schottlands scheint dieser Ton innewohnen. Immer, wenn ich das Vorspiel von „Tristan und Isolde“ spiele, tauchen jene Inseln und jene Brandung des Atlantischen Ozeans unbestimmt in mir auf. Ein uferloses Meer ist auch unsre Seele, klingend, geheimnisvoll. Böcklin hat solche Felseneilande gemalt, deren schwarzblaue Farbe schwermutvoller Gesang ist, wie die Musik zu „Tristan und Isolde“.

* * *

Zwischen Märchen und Poesie ist untrennbare Verwandtschaft. Wehe, wenn die Märchenelemente ausgemerzt sind und die Verstandeselemente vorherrschen! Das Wesen des Märchens ist das verwunderte Hören. In diesem Hören ist das Schauen mit ein-

begriffen: verwundert aufhorchende Menschen ziehen die Brauen hoch. Der ganze Mensch erfährt die Erscheinung möglichst mit der Ganzheit der Sinne. Gerade die Wagnerschen Musikspiele muß man als Märchen großen Stils unbefangen auf sich wirken lassen.

In den „Meistersingern“ kommt diese Unbefangenheit am prächtigsten zum Ausdruck. Welche Festlichkeit, welcher Jubel und Übermut, und gleichwohl wieviel ernstes Gefühl! Und wieviel Farbenfreude! Der erst verworfene Stolzling, der dann doch den Kranz erhält: es ist ein echter Märchenstoff im Sinne des Volksmärchens, wobei der gute, gereifte Meister Hans Sachs einen gewichtigen Ton mitgibt.

Artisten, Formalisten und Rationalisten wissen alles, erklären alles. Naturen wie Siegfried und der Hans im Glück, echte Poeten und Abenteurer, verwundern sich über alles, lernen von allem und erleben immer Neues. Dies sind die wahren Menschen. Ihrer ist das Himmelreich. Sie haben Seele und beseelen alles; und was in der Natur an Seelenstoff enthalten ist, kommt zu ihnen, durch natürliche Anziehung, und bereichert sie. Jene andren haben den nüchternen Nahblick; es singt nicht in ihren Herzen; sie leben nicht in den Wundern der Natur und der Seele (der Innennatur); sie betrachten vielmehr das Kunstgebilde als Gegenstand — und stellen ihn zwischen sich und die verdeckte Natur. Aber Märchenmenschen — auch mit höchster Bildung im Bunde, wie Goethe — schauen durch das Kunstwerk hindurch phantasievoll in die darin eingefangene Natur und leben unter lauter Wundern und Geheimnissen.

Solche Menschen des schauenden Horchens denkt sich Wagner als seine besten, weil unbefangenen Zuhörer.



Es nimmt mich wunder, warum Nietzsche als Gegenempfindung gegen Wagner gerade Bizet aufgriff. Weshalb nicht die viel nähere Elastizität eines Mozart? Man tut Mozart unrecht, wenn man ihn nur dem Rokoko zuschiebt; er ging von den Rhythmen dieses Zeitalters aus, das ist richtig, so wie Kant von der Aufklärung ausging.

Aber die Sprache dort und hier vertiefte sich sofort unter Meisterhand. So verleugnet auch der ideenreiche Kontrapunktist und kinderreiche Bürgermann Bach nicht sein Jahrhundert; aber darüber hinaus dringen diese Unsterblichen vor zum Ewigen in der Menschenseele.

Es ist vielleicht eine Lücke in weimarischer Kultur, daß die Musik der Großen — Mozart, Beethoven — nicht innigere Beziehungen zu weimarischer Dichtung fand. Die deutsche Liedmusik und die deutsche Gemütemalerei sind erst aus der Romantik heraus zu ihrer schönen Entfaltung gekommen: — gleichsam eine musikalische und malerische Nachblüte Herderscher Volkspoesie.

Aber was wir einen Augenblick als Lücke beklagen möchten — ist es nicht vielleicht eine höchst wohlthätige Arbeitsteilung? Ist es nicht vielleicht Sinn und Zweck der drei Künste (Poesie, Musik, Malerei nebst Plastik) einander wechselseitig abzulösen und zu befruchten, wie die seelischen und sinnlichen Kräfte in uns abwechselnd ausruhen und tätig sind?

Als das Wort großen Stils erschöpft war, trat das Musikdrama auf. Inzwischen ruht das Wort und sammelt neue Kraft. Und auch in der Musik werden sich wohl in neuen Menschen neue Formen vorbereiten.

Festspiel? . . . Dies ist der tragische Traum so manches großen Deutschen! „Ein' feste Burg ist unser Gott“, so sang brausend die Wittenberger Gemeinde. Aber Millionen von Deutschen sangen und singen nicht mit. Und Bach: Wir hören mit Schauern der Andacht die umfassende Kraft und die innige Zartheit dieser kunstreich-großen Seele. Aber Millionen von Deutschen gehen an den Kirchen, die von diesen Orgelratorien erfüllt sind, kalt vorüber und finden zu diesen Ausdrucksformen kein Verhältnis. Wir sind zerspalten in Katholiken und Protestanten, in Christen und Juden und Farblose, in Kunstsinlige und Kunstfremde — wie will man diesem Chaos ein aus dem tiefsten Gemüte quellendes national-religiöses Festspiel schaffen?

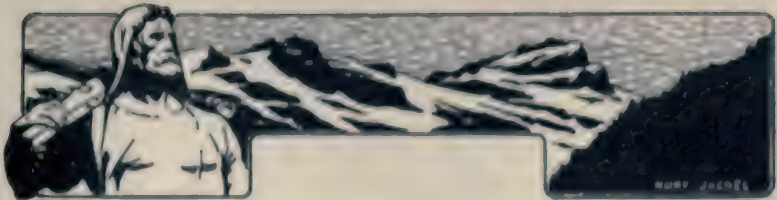
Hier liegt die einigende Bedeutung der Kunst, sofern sie zugleich Kultur ist; hier die Bedeutung Bayreuths. Aber nochmals: das Bayreuther Werk ist in Musik getaucht; Musik herrscht vor; dies war nicht der Sinn des griechischen und des Renaissance-Dramas. Der Kulturmensch ist nicht nur Gefühl und Phantasie: er ist auch klares und durch präzise Klarheit siegendes Wort.

* * *

Wagners Orchester verwendet wirkungsvoll die Posaune. Aber Liszt hat mit Recht bemerkt, daß sie nicht bloß Lärm macht, sondern wirklich an der rechten Stelle etwas zu sagen hat, da der äußeren Wucht der Empfindungsdrang entspricht. So entwickelte sich auch um Wagners Werk viel Lärm, viel entstellender Staub, bis es sich durchgesetzt hatte; aber es handelte sich um eine ernsthafte und wichtige Angelegenheit, um ein Nationalgut.

Jetzt ist es stiller geworden. Und ich meine, daß wir alle auch ein Bedürfnis haben nach einer stilleren, gesammelteren Tonart: nach feinverhaltener Kraft und Wärme, nach edler Geschlossenheit des Charakters und der Formen. Und so wird wahre Entwicklung kaum in der Richtung des gesteigerten Lärms einer „Salome“ zu suchen sein, sondern in jener edlen Festigkeit und Klarheit, die sich Schiller und Goethe mit Hilfe der Mittel ihrer Zeit angeeignet haben.





Schiller

VI.

Nun wandte sich, unter dem aufhellenden und erwärmenden Einfluß des gleichfalls auflebenden Goethe, Schiller endgültig wieder der Poesie zu. Die Gedankenlyrik, Schillers ureigenes, von ihm neu entdecktes Gebiet, spiegelt in wachsender Klarheit die gedanklichen Errungenschaften dieser Jahre. Schiller hat hierfür eine besondere Sprache ausgebildet: ihr Kennzeichen ist Wohlklang, Energie, Großzügigkeit. Die Ästhetik der kleinen Anaktreontiker jener Zeit reichte hier nicht aus; hier konnte man eher an den achtbaren Klopstock erinnern, der aber zu so plastischer Sprache nicht genügend Gedanken- und Willensmacht besaß. Nach der Seite des Ausdrucks hin betrachtet, was das Metall des Tones anbelangt, wäre Schiller etwa eine Mittelstellung zwischen Luther und Goethe anzuweisen. Es liegt bei aller Herzlichkeit etwas Werbendes, bei aller Künstlerfreudigkeit etwas Rednerhaftes und Erzieherisches in unserem Propagandisten Schiller, als fühlte er, daß er zu vielen spricht, auch wenn er nicht als Dramatiker auf der Bühne steht. Das ist aber alles keine „Rhetorik“, kein unnatürliches „Pathos“ etwa im Sinne Victor Hugos, welche beiden Worte eher Entartungen dieser Anlage bedeuten: das ist Energie des Empfindens und folglich auch Energie des Wortformens. Die Tat steht im Hintergrunde als das eigentlich Befreiende; aus Tat sind Schillers Worte geboren, und in Tat streben sie zurück. Die höchste Tat aber bleibt immer die Läuterung der eigenen Persönlichkeit; das Finden und Ausbauen des Heiligtums, das in uns allen ist; das werktätige Ausstrahlen dieses Heiligen in die zu erobernde Welt.

So fasse man Dichtungen wie den „Genius“, „Das Ideal und das Leben“, zu denen sich die großen Kulturgedichte „Der Spaziergang“ und das beziehungsreiche „Lied von der Glocke“ gesellen — nebst manchem anderen Epigramm und Ideengedicht.

Und neben den Philosophen trat nun auch hier der plastische Historiker als sachliche Ergänzung: neben die Gedankengedichte die Balladen. Auch sie entsprechen der Schillerschen Art; sie sind nicht malerisch-vollstümlich, sondern Kulturstil. Sie haben gleichwohl Unmittelbarkeit: ihr Vortrag, durchwärmt und dahingetragen von der Energie des dramatischen Empfindens, fällt unmittelbar ins Ohr. Und sie sind durchtränkt von des Dichters hohem ethischen Empfinden. Es ist nichts darin von der altschottischen Volksromanze mit ihrem entzündend feherhaften, sprungweisen Schauen und Sprechen; es ist bewußte Kulturdichtung einer geistigen Zeit, die nach der schrecklichen Barbarei der vergangenen deutschen Jahrhunderte ein Recht hatte, ganz besonderen Nachdruck auf das Wort „Kultur“ zu legen. Und so geht in Schiller der Erzieher mit dem Dichter Hand in Hand. Und alle Einzelelemente sind in ihm zu einer Erscheinung von wundervoller Einheit zusammengefloßen.

Die Balladen — etwa: Die Kraniche des Ibylus, Der Kampf mit dem Drachen, Die Bürgschaft, Der Taucher, Der Ring des Polykrates usw. — sind geradezu gesprochene kleine Dramen. Exposition, Steigerung, Katastrophe, Schluß — in bewußtem Aufbau entwickelt sich der Vortrag.

So kommen wir nun zu Schillers eigentlich vollstümlichem Gebiet, zu seinem dramatischen Dichten. All jene ringenden Jahre hindurch hat der Verfasser der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ den Stoff zum „Wallenstein“ in sich herumgetragen. So haben sich unbewußt in den Tiefen seiner Innenwelt die Kämpfe und Gedanken jener Jahre an diese Gestalt gehängt. Und so kam jenes Schwere und Zaudernde, aber auch jene feierliche Hoheit in diese mächtige Dichtung. Der Stoff schien erst nicht zu bewältigen; schon dachte er daran, einen leichteren Plan („die Malteser“) in Angriff zu nehmen. Endlich aber, am 22. Oktober 1796, vermerkte sein Kalender: „An

den Wallenstein gegangen“. Die Arbeit zog sich hin; im Herbst 1798 war aber die Hauptsache geschaffen. Das Weimarer Theater war in jenem Sommer umgebaut worden; Goethe, der es leitete, ließ nicht ab, zu drängen: und am 12. Oktober 1798 ging Wallensteins Lager in Szene. Nach vollen zehn Jahren war der Dichter des „Don Carlos“ wieder in seinem Element.

Aber wie verschieden der Mann Wallenstein vom Knaben Karl! Als Kulturdichtung schildert „Wallenstein“ eine Zeit schwersten Ringens der werdenden Nation; als Persönlichkeitsdichtung eine Zeit schwersten Ringens des werdenden Mannes. Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden blieb auch einem Wallenstein nur die bange Wahl. Dieser politische Geist hatte sein Leben in kriegerischer Arbeit aufgewendet und stand nun an dem bedeutenden Punkt (Mitte der „Piccolomini“), wo zwischen Sinnenglück größten Stills und tätig-stiller Entsamung zu wählen war. Vielsagend, scheinbar unbewußt, schildert Mar (III, 4) den Weg des Seelenfriedens: „sich selber leben und den Seinen“, „dem großen Erieb, dem prächtig schaffenden, frei willfahren“, „fürstlich jede Kunst ermuntern und alles würdig Herrliche beschützen“. Aber Sterne, Menschen, Drang der eigenen Brust verstriden den ehrgeizigen Mann. Er wählt den anderen Weg und damit den Untergang.

Schiller, der die selbstlose Tat als das Erlösende empfand — wie der Dichter des „Faust“ — faßte in diesem Zaudernden, zwischen Gewissen und Empfindung schwerblütig ringenden echten Deutschen noch einmal alles Überwundene zusammen. Seelisch war darum eine so ungebrochen zuschlagende Jünglingsgestalt wie Mar in diesem Stoffe geradezu ein inneres Erfordernis. Man denkt unwillkürlich an den verkörperten Mar Piccolomini: an Theodor Körner. Die breite Anlage des Ganzen gestattet daneben ein Ausarbeiten der Charaktere, wie es Schiller bisher in solchem Reichtum nicht entfaltet hatte. Und alles gliedert sich in einheitlichem Bau um das eine große Interesse: Abfall oder nicht? Die Sprache aber ist markig und ernst, von klar geformten und zu Sentenzen zusammengedrängten Gedanken geladen. Nicht mehr dahinstürmend, wie im heißeren „Carlos“, und doch von jenem verhaltenen inneren Feuer, das den Schillerischen Vers

von der Bühne herab auch hier so unmittelbar in Ohr und Gemüt fallen läßt.

In rascher Folge entfloßen nun der wieder geübten Feder „Maria Stuart“ (1800), „Jungfrau von Orleans“ (1801), „Die Braut von Messina“ (1803) und „Wilhelm Tell“ (1804) — alle im Weimarer Theater mit Begeisterung dargestellt und aufgenommen, rasch vordringend in das Empfinden der Nation. Die deutsche Literatur hatte zum erstenmal ein eigenes Drama großen Stils.

Ich habe gleich zum Eingang dieser Betrachtung gesagt, daß Schillers Leben als ein Kampf und als ein Sieg betrachtet werden will: „Hinter ihm, in wesenlosem Scheine, lag, was uns alle bändiget, das Gemeine.“ So fasse man denn seine Dichtungen als Stationen des Lebensweges, von dem Waldgedicht „Die Räuber“ bis zum Hochgebirgsgegedicht „Wilhelm Tell“. Und so wird man das Eigenartigste des Schillerdramas verstehen: ich meine den Festspielton seiner Dichtungen.

Es ist ein nicht eben erfreuliches, ein fast tragisches Schauspiel, wenn eine ernste, aber unausgereifte Natur wie Otto Ludwig und auch der größere Hebbel, die all ihr Leben lang nicht durch das Fragen hindurchgedrungen sind in das tatfrohe Glauben: über Schiller verstandesmäßig Bericht halten. Sie suchen, zumal Hebbel und schon Heinrich v. Kleist, das Wesen der Tragik schwer und zäh zu ergründen; aber sie stehen Schiller noch zu nahe, sie sind mit allen Fasern abhängig von dem Werk, das ihnen — neben Shakespeare — Schiller vorgeschaffen hat, können sich jedoch, die Zeitgenossen Hegels, zu der sieghaften Geistigkeit und Willenseinheit der Zeitgenossen Kants nicht frei emporschwingen. Denn das 19. Jahrhundert hat eingeseht mit seiner materiellen Wucht, mit seinem Zertreten der Persönlichkeit, seiner Förderung der Massen und Methoden, seinem seelischen Lüfteln, seiner schließlich Müdigkeitsphilosophie des Materialismus. Wer am kniffllichsten Fragen aufwarf und ratlos abbrach mit einem Fragezeichen, bis herab auf die Dramatiker des Naturalismus — der galt als zeitgemäß und reif, als „modern“. Aber Festspielton? Vertrauende Gedanken, tatenstarke Liebe?

Hier scheidet sich Schiller von der jetzigen Generation. Sein Drama, mit dem sprachlichen Klange, dem siegenden Rhythmus, hat nur in Wagners Musikdrama eine Art Fortbildung erfahren. Schiller selbst steht zwischen den religiösen Festspielen der Griechen und der romantischen Dichtung Shakespeares mitteninne. Er geht aber eher von der Musik aus, nicht von der Malerei; vom Heroismus, nicht von der Kleinmalerei; vom Typus, nicht vom Charakter.

So sind die Schillerschen Dichtungen glaubensstarke Festgesänge, vergleichbar in ihrer vergeistigten und feineren Art den Kirchen- und Schlachtgesängen eines härteren und derberen Zeitalters: etwa Alt-Niederlands oder der Reformationzeit. Darum das Begeisterte in Schillers Bühnendichtungen. Weshalb denn auch das Jugendliche in uns allen — und wenn wir 70 zählen sollten — immer wieder Anregung erhält von dieser elastischen Jungmännlichkeit des großen Erziehers unserer Nation.

Aber schon vor diesem reichen Schluß-Jahrzehnt eines ungewöhnlichen Lebens hatte sich bei dem Dichter ein Gast eingestellt, der ihn fortan nicht wieder losließ, gleichsam als hätte das Schicksal Vorausbezahlung verlangt.

Eine schwere Lungenkrankheit mit jenen verstärkt wiederkehrenden Brustkrämpfen, die der Dichter von Mannheim her kannte, fiel über den abgearbeiteten Hochschullehrer her. Er kam dem Tode nahe; hohe Entzündungen und Blutauswurf ließen das Äußerste befürchten. Lotte und Karoline pflegten ihn liebevoll; Studenten stritten darum, wer bei dem geliebten Lehrer wachen dürfe. Ein junger Maler, der damals auch am nächtlichen Lager des verehrten Mannes gesessen, hat uns einen wunderschönen Einblick in diese Welt häuslichen Kummers und häuslichen Glückes hinterlassen. In einem Brief an Schillers Gattin beschreibt er eine Szene, die in ihrer Art wohl nicht die einzige war. „Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches seine Züge umschwebte, tief eingepägt. Er hatte Opium genommen, die heftigen

Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht ent schlummert, wie ein Mar-
morbild. Sie (Lotte) befanden sich im Nebenzimmer, und von Zeit
zu Zeit kamen Sie an die Türe, sich nach Schiller umzusehen. Sie
nahten leise mit bloßen Strümpfen, und ebenso leise knieten Sie mit
gefalteten Händen vor seinem Bette hin, Ihr loses, dunkles Haar
floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl
kaum bemerkt, daß noch jemand im Zimmer war. Der Ohnmächtige
schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leiden-
schaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt, und so blieb er
auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ.
Verzeihen Sie, daß ich's wagte, Ihnen eine Szene zu schildern, die
so heilig war, daß nur Unsterbliche sie belauschen sollten. Begreifen
Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergessen konnte?"

Dies war im Januar 1791. Und im Mai wiederholte sich der
schreckliche Anfall. An Vorlesungen war für den Sommer nicht mehr
zu denken. Der schwer Leidende mußte in Karlsbad Erholung suchen.
Und nach der zögernden Genesung schlich eine alte wohlbekannte Sorge
wieder hervor: die Krankheit hatte schweres Geld gekostet; der halb
genesene Ehemann (dem 1793 sein erster Sohn geboren wurde, zu
dem sich später noch ein Knabe und zwei Mädchen gesellten) mußte
also in verstärktem Maße arbeiten. Die alten Sorgen! Jetzt noch,
auf der Höhe des Lebens!

Da griff das Schicksal zum drittenmal von außen ein. Aus
warmer Verehrung für des Dichters unerföhliches Schaffen kam aus
dem Norden das wertvollste äußere Geschenk, das Schiller in so ent-
scheidendem Augenblick überhaupt erhalten konnte. Der dänische Dichter
Hans Bagger war ein inniger Verehrer der Lebensanschauung und
der Kunstwerke des Dichters, den er ein Jahr zuvor in Jena persön-
lich kennen gelernt hatte. Als er von Schillers Krankheit und Not
hörte, wandte er sich an einige vermögende Freunde, ebenso herz-
liche Verehrer des Dichters. Und diese, besonders Friedrich Christian
Herzog von Holstein-Augustenburg (Urgroßvater unserer Kaiserin
Augusta Viktoria) und der dänische Minister Graf von Schimmel-
mann boten dem Dichter in taktvoller und ehrerbietiger Weise eine

Unterstützung an. „ . . . Ihre durch allzu heftige Arbeit und Anstrengung zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll; allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern. Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Talern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein.“

Menschen zu sein . . . In diesen drei Worten lag die ideale Lösung der Besten jenes schöpferischen Zeitalters. Diese Hochgestellten im Norden machten gut, was einst der Despotismus des deutschen Südens verfehlt hatte. Schiller nahm bewegten Herzens an. Er konnte sich nun erholen, verlebte einige Zeit im Schwabenland und machte dort eine wichtige Bekanntschaft: Cotta. Dieser vortreffliche Mann wurde der Verleger der „Horen“, des „Musen Almanachs“, der „Xenien“ und sämtlicher Werke unserer beiden Klassiker, so daß man in dieser Zeit von einem Dreieck Goethe-Schiller-Cotta reden kann. Denn in einem vornehmen „Journalismus“ bestand einige Jahre hindurch eine Haupttätigkeit der Klassiker. Das Interesse des literarischen Publikums an der Zeitschrift und am Almanach war zunächst hocheifrig; aber — die Widerstände waren auf die Dauer größer. Dazu kam hauptsächlich, daß die beiden Verbündeten die ganze breite Mittelrichtung gegen sich hatten: die Dichter des „gesunden Menschenverstandes“, Aufklärer wie Nicolai oder Engel, die „biedere und natürliche“ Lyrik eines Schmidt (von Werneuchen), jene gutgesinnte Poesie, wie sie um den menschlich braven Gleim, Ramler, Rosgarten gedieh, und schließlich die theatralische Mittelmäßigkeit eines Iffland und Kosebue. Ihrem dumpfen oder böswilligen Widerstand galt das Strafgericht der „Xenien“ — eine Herzenserleichterung in Distichen, die den Chorus nicht wenig aufregte. Das Zwischenpiel wirkte wenigstens klärend. Die vereinigten Dichter taten damit

ihre Absicht kund, mit dem landläufigen Literaturtreiben keine Gemeinschaft halten zu wollen.

Aber die einmal eingenistete Krankheit, deren Keim dem Dichter hinter den Festungswällen von Mannheim angefliegen war, als er seine Thüringer Waldluft wieder verlassen hatte, ließ sich nicht mehr völlig verschrecken. Auch später nicht, als Schiller nach Weimar übergesiedelt war (1799), um sich nun, vereint mit dem nahen Freunde, der Poesie und dem Theater zu widmen. Alle Erkältungen warfen sich auf die schwache Brust. Und einem dieser Anfälle ist der nimmermüde, in Krankheitstagen erst recht zu Geistesheiterkeit gereifte Mann am 9. Mai 1805 erlegen.

„Begreifen Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergessen konnte?“ — Wer einmal in diese heroisch-heitere Kraft, Widerstände zu vergeistigen, einen Einblick getan hat, der wird unseren herrlichen Schiller nie mehr vergessen können.

... „Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.“

* * *

Die Welt wäre sehr viel ärmer, wenn wir nicht Schillers Lebensführung und Schillers Gedankenstärke vorbildlich neben Goethes Künstlerwelt in unserer Mitte hätten. Schiller war ein Bergstrom. Der Bergstrom spiegelt nicht genau die hereinschimmernden Gegenstände: aber er hat Kraft, Reinheit und Musik. Teich- oder Tief-landsgewässer sind zwar ruhigen Schimmers und darum zur Widerspiegelung geeignet, wie Goethes ruhig-großes Auge; aber diese klaren, stillen Gewässer haben hintwiederum an Vorwärtsdrang eingebüßt.

Vollends unserer Nation als Gesamtheit und Charakter ist Schillers Metall unentbehrlich. Denn Goethes beschauliche Tätigkeit fördert

zwar Kunst und Wissenschaft; Goethetum allein aber fördert schwerlich die straffe Zuschlagkraft nationalen und sittlichen Handelns. Neben dem religiösen Fühlen und künstlerischen Schauen ist als dritte Eigenschaft das sittliche Wollen unentbehrlich; zum Vereinzeln und Auflösen muß die gläubig zusammenfassende Tat treten, als die eigentliche Erfüllung. Bei kleineren Geistern begünstigt die jetzt vielfach übliche Form von Goethekultus sehr leicht den Zerfetzungsprozeß und hemmt die Energie der Wurfkraft. Darum muß gerade heute zu unserer feinen Vorliebe für Goethes kostbar-tiefe Weltspiegelung der hochgerechte Schiller hinzukommen — und im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts vielleicht neue großgeistige Mischungen erzeugen.

Dem Weimar bedeutet einen Durchgangspunkt, kein Ende.





Aus Schillers Briefwechsel

Borbemerkung. Die hier ausgewählten sieben Briefe von und an Schiller stellen ein Stück seines Lebens dar. Sie beginnen mit rein menschlichen Zeugnissen um die Zeit der Lebenswende, die in dem Namen Lotte von Lengefeld beschlossen liegt; sie zeigen Schillers und seiner Gattin pietätvoll-herzliches Verhältnis zu den Eltern; und geben einen Einblick in Schillers Stimmung zur Zeit der entscheidenden Hilsleistung aus dem Norden. So zeigen sie den Menschen Schiller in seinen einfachsten und nächsten Beziehungen bis hinauf zur geistigen Höhe.

Schillers Briefe — von Fritz Jonas in sieben Bänden gesammelt (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) — sind ein nationaler Schatz. „Nicht jeder Genius hat sich auch in seinen Briefen voll ausgeprägt; und vielleicht kein anderer in der Klarheit wie Schiller; gerade seine Briefe sind darum ein strahlender Schatz in unserer Literatur, und durch sie erst gewinnen wir ein treues, unmittelbares Bild seines reinen, erhabenen Charakters“ (Schlußwort der Jonasschen Gesamtausgabe). Ähnlich Michael Bernays (1887, Aüg. 3tg.): „Schillers Briefe wirken mit dem ganzen Zauber, mit dem seine Persönlichkeit uns ergreift. Wer sich in dieselben hineinlebt, der gewinnt vielleicht eine Vorstellung von der Macht seines Gespräches, in welcher die eingeborene Hoheit seines Geistes unbedingt und uneingeschränkt zutage trat. Überall dieselbe Klarheit, Festigkeit und männliche Sicherheit.“



1.

An Lotte v. Lengefeld

[Rudolstadt, November 1788.]

Nein gewiß! Wir wollen uns diesen Sommer und diesen Frühling nicht reuen lassen, ob er gleich vergangen ist; er hat unsere Herzen mit schönen, seligen Empfindungen bereichert, er hat unsere Existenz verschönert und das Eigentum unsrer Seele vermehrt. Mich machte er glücklicher als die mehrsten, die ihm vorhergegangen sind, er wird mir noch wohlthun in der Erinnerung, und die liebe, holde Notwendigkeit, denke ich, soll ihn noch oft und immer schöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für so viele Freuden, die Ihr Geist und Herz und Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen. Lassen Sie uns der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Diese Vorstellung habe ich mir frühe von unsrer Freundschaft gebildet, und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben.

Ich bin heute recht wohl auf, ob ich gleich eigentlich nichts habe arbeiten können. Nach Tische sehen wir uns. Die Briefe von R[örner] lassen Sie mich erst mit Gelegenheit aussuchen.

2.

An Lotte

Dienstag abend [27. Juli 1790.]

Was wird die liebe, kleine Frau jetzt machen? Ich kann es mir noch immer nicht recht glauben, daß sie fort ist, und suche sie in jedem Zimmer. Aber alles ist leer, und ich finde sie nur in den Sachen, die sie mir zurückgelassen hat. Was ich von ihr sehe, alles, was mich an sie erinnert, gibt mir unbeschreiblich viel Freude. Seid ihr vergnügt zusammen, meine Lieben? Ist meine Line wohl? Und —

Bertuch war heute bei mir und kündigt mir an, daß er aufs Vogelschießen mit seiner Frau und Krausen in Rudolstadt einen Besuch abstaten wird. Er sagt, daß Goethe nach Schlessien abgereist sei. Sagt Beulwitz, daß in wenig Tagen die Nachricht da sein wird:

Es sei Friede. Der Herzog von W. hat's geschrieben. Der König von Ungarn wird alles zurückgeben, was er von den Türken erobert hat.

Ich war heute spazieren und habe mich des vorigen Sommers erinnert. Die Empfindungen waren mir gegenwärtig, womit sich heute vor einem Jahr mein Herz getragen hat. Es war vor unsrer Zusammenkunft in Lauchstädt. Meine ganze Seele fand ich wieder in dem ähnlichen Anblick der Natur. Wie voll Hoffnung flog ich zu euch, und wieviel Seligkeit im Herzen kam ich zurück!

Ich hab' es Vertuch auf die Seele gebunden, daß er uns Lips hieher schickt. Lips hat jetzt sehr viel Arbeit. Er soll einen Kopf zu dem 3ten Band der Memoires machen, den Saladin oder Richard cœur de Lion. Sei doch so gut, Lina, und erkundige Dich, ob sich in der Rudolstädter Bibliothek kein Kupfer von einem dieser beiden findet.

Wird mir die kleine Frau übermorgen die Familie [Votenfrau] schicken? Ich sehne mich nach Nachricht von euch. Morgen werde ich wohl noch lesen, da ich schwerlich etwas werde arbeiten können. Der Himmel, sehe ich, läßt keinen Scherz mit sich treiben. Ich habe so viel davon gesprochen, daß ich krank sein wolle, und ich bin's wirklich, aber ohne Folgen. Ich habe heute einen geschwollenen Backen und Zahnschmerzen gespürt, und diesen Abend wurde das Zahnweh auf einmal so stark, daß es mich aus dem Schlafe weckte und ich die bewegliche Magd herauspochen mußte, mir Licht zu schlagen. Es ist nachts um 2 Uhr, daß ich diesen Brief schließe, und seitdem ich schreibe, ist mir viel besser. Heute mußte ich den Brief noch schließen, wenn Du ihn morgen haben sollst, denn ich werde wohl vor 9 nicht erwachen. Ich umarme euch herzlich, ihr Liebsten. Lebt wohl — übermorgen mehr. Lebt recht wohl.

3.

Lotte an Schiller

Rudolstadt), den 27. Juli 90 gegen 12.

[Am Geburtstag der Mutter.]

Alles schläft schon um mich her, aber ich kann nicht eher ruhen, bis ich Dir, teurer Liebster, einen guten Abend gesagt habe. Jetzt

schläfst Du wohl; ach, mir ist's immer, als müßte ich Dich aussuchen, als hörte ich den Laut Deiner Stimme. Ohne Dich ist das Leben mir nur ein Traum; ich bin nie da, wo ich scheinbar bin, sondern meine Seele, meine besten, wärmsten Gefühle sind nach Dir hin gerichtet. Wie lebst Du? Um unsrer Liebe willen strenge Dich nicht zu sehr an, mein einziger Lieber, arbeite nicht zu viel; es kann mir so angst werden, daß Du Dir doch wirklich schaden könntest.

Meine Reise war, wie ich's befürchtet hatte. Es war so eine drückende Hitze, die einen ganz gedankenlos machte. Ich las in Lucull's Leben (Plutarch); aber bald konnte ich's nicht mehr und saß da, abgesspannt und ermattet. Ich kam um halb acht Uhr an; fand niemanden zu Hause als den Gri (Sund), der gar freundlich war. Bald kam aber Lise und l'époux (Beutwig), der sich freute, mich zu sehen, und so verging der Abend mit Sprechen. Er ist so gut gegen mich und freundlich, daß ich kaum weiß, warum er so ist; verdienen tu ich's nicht. Es wird mir so oft bange in dem Trio; ach, warum kann sich nicht sogleich alles lösen. Meine chère mère kam gleich mit frühem Morgen und ist gar erfreut, mich zu sehen. Auch Gleichens kam und die Schwägerin. Nachmittags waren wir bei Hof, und diesen Abend haben wir den Geburtstag begangen mit Gleichens und den Obersten. Ich habe mit der Frau (Caroline) wenig noch sprechen können allein, und so, denke ich, wird's auch leider fortgehen.

Die Prinzen waren heute immer mit uns; sie sind nicht so übel und reden doch ganz vernünftig, daß ich mich wundre. Ich weiß, wer mehr Anspruch auf das Grafen auf Suras tristenreichen Höhen machen könnte, der A. und Molsch (Ulrich und Reich sind Beutwig und Ketscholdt).

Lieber, Lieber, ich drücke dich an meine Seele! Wie klar fühle ich's täglich und jetzt, daß nur bei Dir, nur unter Deinen Augen das Leben mir liebliche Blüten geben kann. Arm und leer wäre mein Herz ohne Dich. Mein besseres Leben lebe ich nur bei Dir. Ach, das Scheiden auf stundenlang tut mir schon weh, und vollends auf Tage! Mir war es gestern so bang; eine lange Trennung trüge ich nicht. Ich kann mich hier gegen niemand aussprechen darüber;

Linen würde es wehe tun, wenn sie fühlte, wie so weh es mir ums Herz ist. Ach, ich möchte ihr jetzt nur Freuden geben, denn sie bedarf es so sehr; es muß bald anders werden; in manchen Momenten ist mir das Verhältnis ganz unerträglich. [Die Anspielungen, auch oben, beziehen sich auf Karolines wenig glückliche Ehe.]

Gute Nacht, mein Alles! Ich möchte nur Namen finden, Dich zu nennen; es drückt keiner aus, was Du mir bist. Ich bin wohler, als ich's erwartet habe.

4.

Vater Schiller an seinen Sohn

Solitude, am Geburtstag unsers lieben Friszen 1791.

Eure Briefe, liebste Kinder, haben uns große Freude gemacht, obschon die Nachricht, daß der liebe Fris leider noch nicht so hergestellt ist, wie wir gehofft haben, uns zugleich nicht wenig erschreckt hat. Gott gebe doch, daß wir bald ganz gute Nachrichten von seiner vollkommenen Herstellung erfahren mögen. Aus allen Briefen, die wir seit eurer glücklichen Verbindung erhalten, erkennen wir mit dem innigsten Dankgefühl die gnädige Führung Gottes in Ansehung unseres lieben Sohnes. Hätte er ohne unsere geliebteste Frau Tochter seiner letzten Krankheit nicht unterliegen müssen? Unsere große Entfernung sowohl als das Unvermögen, ihm die nötigen Mittel zu verschaffen, hätten uns in den äußersten Kummer gesetzt, und wie stark ist indessen unsere Beruhigung, daß wir ihn unter so guten Händen einer liebevollen Gattin und eines erfahrenen Arztes wissen! Durch wieviel Umwege hat Gott all dieses an ihm und uns getan! Wieviel mußte der liebe Fris erst leiden, sich öfters in dem härtesten Druck befinden, von seinen Eltern ohne Hilfe, in fremdem Lande einzig sich selbst überlassen und immer im Zweifel sein, wie er seine angefangene Rolle in der großen Welt würde fortspielen können. Zwar hat ihm Gott Kräfte gegeben, aus sich selbst herauszugehen, aber wie viele Beispiele haben wir nicht, daß gleichwohl auch große Genies lange verkannt, und wenn nicht durch Mißgeschick, wenigstens aus Neid und durch Rabalen anderer zurückbleiben müssen. Diese Betrachtung

hat besonders mir um deswegen viel Kummer gemacht, weil ich selbst, trotz aller Mühe, die ich mir gegeben, gerade und rechtschaffen zu handeln, so oft verdrängt und zurückgeschreckt worden, und ich muß jetzt zu meiner Demüthigung bekennen, daß ich für meinen Sohn immer mehr Furcht als Hoffnung genährt habe, und das vornehmlich deswegen, weil ich ihn zur Erreichung seiner über meinen Horizont gegangenen Absichten niemals unterstützen konnte. Inzwischen mag er selbst anjeho die Frage beantworten, ob, wenn er alles vollauf gehabt hätte, sein Fleiß nicht würde nachgelassen haben, anstatt daß er ihn im anderen Fall verdoppeln mußte? Es ist wahrlich kein Ungefähr, das die Dinge in der Welt regiert, denn aus den Folgen erkennen wir eine weise Leitung eines verborgenen höheren Wesens. Diesem wollen wir auch fernerhin vertrauen, hoffen und glauben, daß auch der fernere Lauf unseres Lebens durch seine Güte und Weisheit so eingeleitet werde, wie es zu unserem wahren Besten nötig ist. Teuerste Frau Tochter, ich wende mich jetzt an Sie und danke Ihnen mit dem wärmsten Gefühl eines Vaters für alle Ihre Liebe und Sorgfalt, die Sie Ihrem lieben Gatten, unserem Sohn, erwiesen, und die Sie auch für uns haben. Gott segne Sie mit aller Fülle seines Segens, lasse unseren lieben Sohn bald und vollkommen wieder gesund werden und schenke ihm noch eine große Anzahl erfreulicher Geburtstage. Den heutigen haben auch wir gefeiert und herzlich gewünscht, daß wir hätten mögen beisammen sein, um uns gemeinschaftlich dabei erfreuen zu können.

Schiller.

5.

An Kaspar Schiller

Sena, den 21. März (Montag) 1796.

So tröstlich es mir war, liebster Vater, von Ihrer zunehmenden Besserung zu hören, so herzlich betrüben mich die Nachrichten von dem Zustand meiner guten Nanette. Ach, vielleicht haben wir sie schon verloren, indem ich schreibe, ich gestehe, daß ich das Schlimmste fürchte, weil sie schon vor dem Anfall dieser Krankheit nicht ganz

gesund gewesen ist. Wie schmerzt es mich, so entfernt von Ihnen zu leben und so ganz außerstande zu sein, Ihre Beschwerden und Leiden mit Ihnen, mit der lieben Mama und den armen Schwestern zu teilen und soviel möglich zu erleichtern. Hier kann ich nichts als wünschen und bitten, daß der Himmel alles noch gut lenken möge. Wie dauert mich unsere gute, liebe Mutter, auf die alles Leiden so zusammenstürmen muß! Aber was für eine Wohlthat von Gott ist es auch wieder, daß die gute, liebe Mutter noch Stärke des Körpers genug hat, um unter diesen Umständen nicht zu erliegen und Ihnen noch so viel Beistand leisten zu können. Wer hätte es vor sechs und sieben Jahren gedacht, daß sie, die so ganz hingefallen und erschöpft war, Ihnen allen jetzt noch zur Stütze und Pflege dienen würde. In solchen Zügen erkenne ich eine gute Vorsicht, die über uns waltet, und mein Herz ist aufs innigste davon gerührt.

Wie ängstlich sehe ich Ihrem nächsten Brief entgegen, liebster Vater, der mir von Nanettens Zustand wahrscheinlich die entscheidende Nachricht bringt. Wie werde ich es tragen, eine so liebe und so hoffnungsvolle Schwester zu verlieren, zu deren künftigen Aussichten ich gerade jetzt einige Vorkehrungen treffen wollte, die ihr Glück vielleicht gründeten. [Nanette starb am 23. März 1796.]

Ich wiederhole meine Bitte nochmals auf das nachdrücklichste, liebster Vater: Tun Sie alles, was Sie können, zur Wiederherstellung Ihrer eigenen Gesundheit und zur Stärkung unserer guten Mutter und Schwestern. Schenket uns der Himmel die Freude, daß es sich mit Nanette wieder bessert, so verändern Sie, sobald es nur die Kräfte der Kranken und Ihre eigenen zulassen, den Wohnort und besuchen auf eine Zeitlang mit der ganzen Familie ein gesundes Bad, sowohl um sich zu zerstreuen als sich körperlich zu stärken. Der Himmel erhalte Sie und mache es mit uns allen besser, als wir gegenwärtig hoffen können. Meine Frau ist herzlich bekümmert um die liebe Nanette, und grüßt Sie voll Teilnahme und Liebe. Der kleine Karl ist gottlob recht wohl, und auch mit mir geht es jetzt recht leidlich. Tausend herzlichste Grüße an alle.

Ihr ewig gehorsamster Sohn

F. S.

6.

Prinz von Augustenburg und Graf Schimmelmann an Schiller

Dezember 1791.

Zwei Freunde, durch Weltbürgerfinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken stempeln konnte. Sie fanden in diesen Werken die Denart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich sehr bald an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode (Gerücht, das sich in Dänemark verbreitet hatte), und ihre Tränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

Dieses lebhafteste Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, verteidige uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verlehnung der Absicht dieses Schreibens. Wir fassen es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend edler und gebildeter Seelen, ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

Ihre durch allzu hastige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll; allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern. Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Reichstaler an.

Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der An-

blick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir wissen dies zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Größen, die durch einen solchen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edleren Art von Hochmut frönen.

Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigungen für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich ein großer Handelsplatz ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind nicht die einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste unseres Staates angestellt zu werden, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.

Doch wir sind nicht so klein und eigennützig, diese Veränderung Ihres Aufenthaltes zu einer Bedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsch muß jede andere Betrachtung nachstehen.

7.

An den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg und den Grafen Ernst von Schimmelmann

Jena, 19. Dezember (Montag) 1791.

Erlauben Sie, Verehrungswürdigste, daß ich zwei edle Namen in einen, und zwar in denjenigen zusammenfasse, unter welchem Sie sich selbst in Rücksicht meiner vereinigt haben. Der Anlaß, bei welchem ich mir diese Freiheit nehme, ist an sich selbst schon eine so überraschende Ausnahme von allem Gewöhnlichen, daß ich das reine

idealisches Verhältnis, worin Sie zu mir getreten sind, durch jede Rücksicht auf zufällige Unterschiede herabzuwürdigen fürchten müßte.

Zu einer Zeit, wo die Überreste einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkten und mich mit einer finstern, traurigen Zukunft schreckten, reichen Sie mir wie zwei schühende Genien die Hand aus den Wolken. Das großmütige Anerbieten, das Sie mir tun, erfüllt, ja übertrifft meine kühnsten Wünsche. Die Art, mit der Sie es tun, befreit mich von der Furcht, mich Ihrer Güte unwert zu zeigen, indem ich diesen Beweis davon annehme. Erröthen müßte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anderes denken könnte als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und an die moralische Absicht, zu der es dienen soll. Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich empfangen zu können. Ihr Zweck dabei ist, das Gute zu befördern; könnte ich über etwas Beschämung fühlen, so wäre es darüber, daß Sie sich in dem Werkzeug dazu geirrt hätten. Aber der Beweggrund, aus dem ich mir erlaube, es anzunehmen, rechtfertigt mich vor mir selbst und läßt mich, selbst in den Fesseln der höchsten Verpflichtung, mit völliger Freiheit des Gefühls vor Ihnen erscheinen. Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege. Ich weiß, meine Verehrtesten, daß nur die Überzeugung, von mir verstanden zu sein, Ihre Zufriedenheit vollendet; darum und darum allein erlaubte ich mir, dies zu sagen.

Aber der nahe Anteil, den ein allzu partiisches Wohlwollen für mich an Ihrer großmütigen Entschliebung hat, der Vorzug, den Sie vor so vielen andern mir erteilen, mich als das Werkzeug Ihrer schönen Absicht zu denken, die Güte, mit der Sie zu den kleinen Bedürfnissen eines Ihnen so fremden Weltbürgers herabsteigen, legen mir gegen Sie die persönlichsten Pflichten auf und mischen in meine Ehrfurcht und Bewunderung die Gefühle der innigsten Liebe. Wie stolz machen Sie mich, daß Sie meiner in einem Bunde gedenken, den der edelste aller Zwecke heiligt, den der Enthusiasmus fürs Gute, fürs Große und Schöne geknüpft hat. Aber wie weit ist die Be-

geisterung, welche in Taten sich äußert, über diejenige erhaben, die sich darauf einschränken muß, zu Taten geweckt zu haben. Wahrheit und Tugend mit der siegenden Kraft auszurüsten, wodurch die Herzen sich unterwürfig machen, ist alles, was der Philosoph und der darstellende Künstler vermögen; wieviel anders ist's, die Ideale von beiden in einem schönen Leben zu realisieren. Ich muß Ihnen hier mit den Worten des Fiesko antworten, womit er den Stolz eines Künstlers abfertigt: „Sie haben getan, was ich nur malen konnte!“

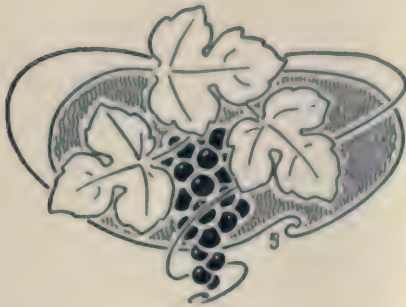
Aber wenn ich es auch vergessen könnte, daß ich selber der Gegenstand Ihrer Güte bin, daß ich Ihnen die schöne Aussicht zur Vollendung meiner Entwürfe verdanke, so würde dennoch in mir eine Verbindlichkeit von sehr hoher Art gegen Sie übrigbleiben. Eine Erscheinung, wie Sie mir waren, richtet den Glauben an reine und edle Menschheit wieder auf, den so zahlreiche Beispiele vom Gegenteil in der wirklichen Welt niederschlagen. Unausprechliche Wollust ist es für den Maler der Menschheit, im wirklichen Leben auf Züge desjenigen Bildes zu treffen, das sich in seinem inneren verklären und seinen Schilderungen zugrunde liegen muß. Aber ich fühle, wieviel ich durch Übernahme der großen Verbindlichkeit verliere, die Sie mir auferlegen. Ich verliere durch sie die süße Freiheit, meiner Bewunderung Sprache zu geben, und eine so uneigennützig schöne Handlungsart mit gleich uneigennützigem Gefühl zu verherrlichen.

Die Möglichkeit, Ihnen denjenigen in Person darzustellen, den Sie sich so tief verpflichtet haben, wird das Werk Ihrer großmütigen Unterstützung sein. Durch diese werde ich mich in den Stand gesetzt sehen, meine Gesundheit allmählich wieder zu gewinnen und die Beschwerden einer Reise, den Wechsel der Lebensart und des Klimas zu ertragen. Gegenwärtig bin ich noch immer den Rückfällen in eine Krankheit ausgesetzt, die mir den Genuß der reinsten Lebensfreuden schmälert, und nur sehr langsam, wie sie kam, wird sie zu heben sein. Unter den vielen Entbehrungen, wozu sie mich verurteilt, ist diese keine der geringsten, daß sie die glückliche Zeit verzögert, wo mich der leben-

dige Anblick und Umgang mit tausend unzerreißbaren Banden an zwei Herzen fesseln wird, die mich jetzt noch aus unsichtbarer Ferne, wie die Gottheit, beglücken, und, wie diese, meinem Dank unerreichbar sind. In dieser schönen Zukunft zu leben und mit seinen Wünschen und Träumen diesem Zeitpunkt voranzueilen, wird bis dahin die liebste Beschäftigung sein

Ihres tief verpflichteten und ewig dankbaren

Friedrich Schiller.





Tagebuch

Schillers Männlichkeit. Mitunter tauchen Stimmen auf, die den Dichter und Denker Schiller nachgerade der Jugend zuweisen möchten. Nun ist es zwar keine Anehre, von tüchtiger Jugend geliebt und geachtet zu werden; aber in diesem Falle will man sagen, daß unser großer Dichter und Erzieher den ernstesten Anforderungen modernen Mannesalters nicht mehr gewachsen sei . . .

Wir unsrerseits schätzen den Mann Schiller und wüßten keinen besseren Erzieher gegenüber weiblichen Entartungen der Gegenwart. Seine Philosophie ist Lebensphilosophie mit ausgesprochen praktischem Endzweck im reifsten Sinne; seine Praxis hält sich nicht mit Einzelfällen auf, sondern geht philosophisch zusammenfassend an die Quelle: — sie übt, stählt, kultiviert die Seele als Ganzes.

Und — das schärfe man sich ein — der klassische Idealismus steht nicht zum Realismus in Gegensatz. Ist er doch selber ein Realismus höherer Gattung; er hat es mit sehr sachlichen seelischen Lebenswerten zu tun. Seine Feindschaft, in den „Xenien“ am deutlichsten ausgesprochen, gilt dem platten Rationalismus, der heute wie ehedem die Mehrheit der zivilisierten Menschheit in Banden hält.

„Dies sollten die Deutschen begreifen“, sagt Kühnemann in seinem gedankenschönen Schillerbuche: „Schillers Philosophie ist Lebensphilosophie. Sie ist auch Philosophie für das Leben. Er arbeitet im Hinblick auf das Bild der vollendeten menschlichen Kultur. Diese ruht auf dem Gedanken des ganzen Menschen, der Persönlichkeit.“ Kühnemann bedauert es als ein „merkwürdiges Zeitsymptom“, daß sich die Deutschen von der „verirrten Phantastik der Nietzsche'schen Gedanken hinreißen ließen, ohne zu ahnen, daß diese Idee in ihrer ganzen Reinheit und

Größe, nur mit unendlich viel mehr Tiefe ohne jeden moralischen Beisatz in unsrer klassischen Philosophie und besonders bei Schiller ausgeführt und begründet war“. Und, nach dieser Verwahrung modernem Impressionismus gegenüber, fügt auch er ausdrücklich hinzu: „Es ist das Leben eines ganzen Mannes, das sich hier ausdrückt, nicht das eines schwärmenden Jünglings, der nur Jünglingen etwas zu sagen hätte. Nur ein Mann bringt in diese Tiefen ein, in welche die Mehrheit der Deutschen ihm ja einstweilen auch noch nicht nachgedrungen ist. Je mehr man zu Schillers Gedanken über sich selbst und den eigenen Beruf kommt, um so mehr erkennt man die herbe Männlichkeit dieses Dichters, seinen untrüglichen Realistenblick für die Wirklichkeit des Lebens, freilich bei der großen Sicherheit über die ewigen Ziele.“

Vom Tragischen. Schopenhauers Denkweise, bemerkt einmal H. v. Stein, „leitet darauf, daß im Innern der Persönlichkeit, ihr angehörig als ihr eigenstes Leben, Mächte walten und Entscheidungen sich vollziehen, deren Wucht und Wesen über den sinnlich lebenden und sterbenden Einzelnen hinausreichen. Eine wichtige Einsicht; ganze Zeitalter scheinen sie vergessen zu haben“ (Zur Kultur der Seele, S. 340). Gleich danach folgt Steins ausgezeichnete Formulierung: „Der Sinn der Welt ist in jedem Menschen durch innere Tätigkeit hervorzubringen; und Lösungen des Welträtsels werden demnach nicht gelehrt, sondern gelebt.“

Die Denkweise, die sich in diesen Sätzen kundgibt, ist den Lesern dieser Hefte geläufig. Schon Wilhelm v. Humboldt prägt über Schiller ein ähnliches Wort: „Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann: war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem.“

Von hier aus läßt sich das Wesen des Tragischen knapp und scharf erfassen. Durch das Außen und das Innen — durch Natur und Herz — geht die eine, nur verschieden gespiegelte gesetzmäßige Kraft; sie waltet im All und sie waltet in unfrem Geist und Herzen, welches ohne diese gemeinsame Kraft das All um uns her nicht verstehen könnte.

Mit dieser doppelseitigen Gesetzmäßigkeit den Einklang zu finden, bedingt für den Menschen Frieden und Glück eines reinen, reifen Menschentums. Mit ihr in Störung zu geraten, bedingt elektrische Katastrophen, — die sich in der Kunst entladen in Form der Tragödie.

Zusammenstoß, Kampf, Konflikt — das gilt demnach als Grundbedingung des tragischen Vorgangs. Da der Vorgang sich vor unsern Augen abspielt, so verlangt er Plastik: einen sich entwickelnden plastischen Kampf. Voraussetzung ist dabei, daß sich die kämpfenden Mächte einigermaßen gewachsen sind, weil nur dann ein sehenswerter, künstlerisch wirkungsvoller Kampf zustande kommt. Ein untergehender Schwächling kann zwar Bedauern erwecken, aber keine tragische Empfindung; diese setzt sich vielmehr zusammen aus Zermalmung und Erhebung. Das Flüchtige, Starke, Tapfere, Bedeutende (als Kraftaufwand bedeutend auch in der Verirrung) erhebt; der Untergang selber zermalmt. Daher „Kraft und Charakter“ von Schiller als Grundeigenschaften der echten Tragödie gefordert werden, zumal sie „mit der Ohnmacht, der Schlassheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen hat“ (an Sävern, 26. Juli 1800). Und: „Kraftmangel ist etwas Verächtliches, und jede Handlung, die uns darauf schließen läßt, ist es gleichfalls. Jede feige und kriechende Tat ist uns widrig durch den Kraftmangel, den sie verrät; umgekehrt kann uns eine teuflische Tat, sobald sie nur Kraft verrät, ästhetisch gefallen“, schreibt der Dichter der „Räuber“ („Über den Gebrauch des Niedrigen“ usw.); und der Dichter des Richard III. nebst seinen altenglischen Dichtergenossen würde ihm recht geben. Wobei man Kraft weit fassen muß, allgemein als seelisch-sinnliche Willenskraft, wie sie in Macbeth glüht, als Leidenschaft, wie sie Othello verblendet. Am diese Träger der Handlung her aber fallen, gleich Blumen, die an sich schuldlosen Cordelia, Desdemona, Ophelia, Mac und Thella.

Die vernichtende Störung kann von innen kommen (Leidenschaft gegen Sittengesetz) oder von außen durch Zusammenstoß des Individuums mit einem anderen, mit der Gattung, mit dem Vorurteil. Oder beides kann sich ineinander verflechten, so daß zu der Not von außen ein inneres Versagen oder Verschulden entscheidend hinzutritt. Oder idealischer Wahn und unidealer Ehrgeiz können — wie im Wallenstein — untrennbar zusammenwirken mit Machinationen von außen, wobei die tragische Ironie um den Verblendeten her wahre Feste feiert. Kurz, die Formen der

elektrischen Störung, die mit Vernichtung des tragischen Helden endet, sind mannigfaltig.

Der Ton der Tragödie ist das Erhabene. Erhabenheit verlangt irgendwie bedeutende Menschen, die ihr Leben einsetzen. „Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl; es ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohsein, das bis zum Entzücken steigen kann“ (Schiller). Diese Verbindung zweier widersprechender Gefühle gilt auch vom tragisch gestalteten „gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“ . . . Erhebt und zermalmt: Frohsein und Wehsein zugleich. Frohsein: wir erkennen in schauernder Ehrfurcht die erhabene Notwendigkeit; Wehsein: wir erkennen das Wertvolle auch im Untergehenden und leiden mit ihm.

Jenseits der Tragödie gibt es, vielleicht wie ein Abendrot nach dem Gewitter, ein noch Reiferes: ein Wehspiel, ein Siegespiel in feelischem Sinne des Wortes. Hier stehen, wie ich schon früher einmal ausführte (Vd. II, S. 117), Faust und Iphigenie, die Dreiste des Aeschylus, Dantes Commedia, Wagners Parsifal. — Aber um den tragischen Ton im Liede der Menschheit kommt kein Sterblicher herum; weshalb denn auch die Tragödie immer eine höchste Äußerung der Kunst bleiben wird.

Gedanken zum Drama. „Die gespannten Gefühle der eng zusammengedrängten Menge werden vor ihr, dort, wo die Kräfte Raum finden, zum sinnbildlichen Kampf, zu einer großen Lösung der lagernden Spannung“, so beginnt Wilhelm v. Scholz unter obigem Titel etliche sehr richtige dramaturgische Betrachtungen (München, Georg Müller). „Der große Dramatiker spricht freilich nicht zum Publikum, aber er nimmt die Zuschauer in den Kreis seiner Welt auf wie ein großes begleitendes Gefühlsorchester. In der Menge verhalten die Wellen der Handlung, aus dem angespannten Willen der Menge scheinen neue Wogen heranzurollen . . . Die Tragödie ist eine Wesenssteigerung des Dramas, eine Potenzierung der dramatischen Form . . . Aus der Aufgabe des Dramas, vor vielen vorgestellt zu werden, aus der Notwendigkeit, Willensspannung zu erzeugen, weil nur sie die Unterschiede der einzelnen aufhebt, eine Menge zusammenschmilzt und zur einen gemeinsamen und dadurch gesteigerten Aufnahme eines Werkes fähig

macht, kurz: aus den Bedingungen des Theaters ergibt sich als Thema für das Drama die Darstellung eines Kampfes" . . .

Eines plastischen Kampfes . . . Hierbei fällt mir ein, wie heftig sich Byron erzürnte, als man seine dramatische Dichtung „Marino Falieri“ auf die Bühne schleppen wollte. „Schöne Narren das, als ob das Buch nicht ein reines Buchdrama wäre. Ich habe Einspruch gegen diese Frechheit erhoben.“ So schrieb er ins Tagebuch; und an den Londoner Zeitungsbefitzer Perry ging ein Brief ab (22. Jan. 1821), dessen stolzer Ton angesichts des heutigen Bühnentreibens mitteilenswert ist:

„ . . . Briefe und Zeitungen erweisen mir die Ehre, mir mitzutheilen, daß einige Londoner Theaterdirektoren die Absicht hegen, die Dichtung „Marino Falieri“ aufzuführen, — ein Stück, das niemals für die Darstellung auf der Bühne geschrieben war und hoffentlich auch nie aufgeführt werden wird. Es ist unzweifelhaft dazu untauglich. Ich habe nur für den einsamen Leser geschrieben und verlange keinen andern Beifall, als seine stille Befriedigung.

Da nun ein Versuch, mich gleich einem Gladiator in die theatrale Arena zu schleppen, eine Verletzung jedes literarischen Anstandes ist, so vertraue ich fest darauf, daß der unparteiische Teil der Presse dieser Beschimpfung Einhalt gebieten wird. Ich sage Beschimpfung, denn das ist jede Rechtsverletzung, und ich berufe mich auf mein gutes Recht als Schriftsteller, um zu verhindern, daß meine Dichtung zu einem Bühnenwerk gemacht werde. Ich habe zu viel Achtung vor der Öffentlichkeit, um dergleichen je zu gestatten. Hätte ich ihre Gunst erlangen wollen, so hätte ich eine Pantomime geschrieben.

Ich habe schon gesagt, ich schreibe nur für den Leser. Der Beifall der Zuhörer in einem Theater würde mich nicht erfreuen, wohl aber könnte ihr Tadel mich schmerzen. Die Bedingungen sind also auf beiden Seiten nicht gleich. Sie werden mich vielleicht fragen, wie das möglich ist: Tadel könnte mich wohl kränken, aber Lob mir doch Vergnügen machen. Keineswegs; der Tritt eines Esels oder der Stich einer Wespe kann denen sehr unangenehm sein, die in dem Schreien des einen oder dem Gebrumm des andern durchaus nichts Schönes finden.

Dies ist vielleicht kein höflicher Vergleich, aber ich habe keinen andern bei der Hand, und er drängt sich einem ganz natürlich auf.“
So dachte Byron über das Theaterpublikum.

Es erinnert das an Kapitel des „Zarathustra“, wie überhaupt Nietzsche und Byron in dieser Hinsicht Verwandte sind. Gibt es nun nicht zu denken, daß zwei so leidenschaftliche Kampfnaturen einen solchen Abscheu hatten vor dem theatralischen Kampfplatz? Auch Gobineau („Rennaissance“) und H. v. Stein („Helden und Welt“) benötigten dramatische Gesprächsformen; aber man kann sie, sowenig wie Byron, schwerlich mit dem Wort „Dramatiker“ kennzeichnen.

Wie erklärt sich das?

Vielleicht so: diese Monolog-Naturen würden durch die beim Drama mitschwingenden Willensanspannungen des Publikums, nach dem sich die Plastik der Worte und Vorgänge richten muß, gestört werden. Auch sie sind im Kampf; aber ihr Kampf geht nach einer andren Richtung und durchströmt ihr ganzes Wesen: es ist ein Kampf im Schaffenden selber mit seinen eigenen Gedanken, im Schaffenden selber mit seinen eigenen Leidenschaften oder Gefühlen. Solche Naturen setzen den verstehend nebenherwandernden Leser voraus, nicht aber eine Menge. Ihre Seele liegt bloß und ist nicht genügend für die Menge verbichtet. Unter „Menge“ sind sie geneigt — Pöbel zu verstehen; unter „Theater“ eine Arena. Und dies lähmt von vornherein.

Aber Schiller? Und Wagner?

Diese hatten die idealisierende Rednerkraft, sich statt des Pöbels ein blutverwandtes Volk als Zuhörer vorzustellen, eine idealisierte Nation, aus deren historischen und mythischen Erinnerungen sie schöpften. Ebenso das kleine, nahe zusammengedrückte Volk der Griechen, eigentlich nur eine vergrößerte Familie, deren Sprecher die Festspielsdichter waren.

Unter den Neuern hat der fest zugreifende Ernst v. Wildenbruch diesen glücklichen Instinkt. Ihn stellt sich nicht eine blutwarme Nation als Mit- und Gegenwirkung vor, sondern etwas Abstraktes, das man „moderne Gesellschaft“ nennt . . . Vor ihr entwickelt er seine weltbürgerlichen Gesellschaftsprobleme.

Schiller und das Theater. „Schillers Bescheidenheit, namentlich bei seinen eigenen Werken, war fast übertrieben. Ein Beispiel möge hier folgen.

Unserem Bohß, der, wie ich früher schon bemerkte, ein ausgezeichnete Künstler war, hatte Schiller die Rolle des Macbeth zu-

geteilt. Bei der ersten Theaterprobe war er seiner Aufgabe noch gar nicht so mächtig, wie man es von ihm erwarten durfte, und selbst die lauteste Hilfe des Souffleurs fruchtete nur wenig. Da aber Bohß wegen seines eminenten Talents bei Goethe und Schiller in hoher Achtung stand und man seine Reizbarkeit kannte, so machten Dichter und Direktor gute Miene zum bösen Spiel, und keine Rüge erfolgte ob der Nachlässigkeit. Dieser störende Uebelstand trat aber auch bei der Hauptprobe hervor; Goethe schwoh nun die Zornesader und er rief, da ich zu fungieren hatte, mit seiner mächtigen Stimme: ‚Herr G’nast‘ (Goethe liebte es, meinen Namen zu apostrophieren), ‚verfügen Sie sich zu mir herab!‘ Er, Schiller und Meyer sahen im Parterre, und der zweite Akt war eben zu Ende. ‚Was ist denn das mit diesem Herrn Bohß?‘ fuhr er mich an. ‚Der Mann kann ja kein Wort von seiner Rolle; wie will er denn den Macbeth spielen? Sollen wir uns vor den höchsten Herrschaften und dem Publikum blamieren? Man sikttere das Stück für morgen, und Sie brauchen das Warum weder vor Herrn Bohß noch dem Personal zu verschweigen.‘ Schiller suchte Goethes Zorn zu beschwichtigen und rühmte die künstlerische Ruhe des Bohß, seine Genialität, die ihn gewiß bei der Darstellung über diese Klippe hinwegführen würde, denn die Auffassung des Charakters sei doch vortrefflich. Auch ich stimmte der Ansicht Schillers bei, und Goethe, der schon aufgestanden war, um das Theater zu verlassen, fügte sich endlich, beauftragte mich aber, Bohß im Vertrauen einen Wink zu geben, was ich wohlweislich bleiben ließ, da ich die heftige Gemüthsart von Bohß nur zu gut kannte.

Die Vorstellung fand den anderen Tag statt. Der Andrang des Publikums war enorm, besonders auf der Jenaischen Straße. Bruder Studio hatte sich in pleno aufgemacht zu Fuß, zu Ross und zu Wagen, um der ersten Vorstellung des ‚Macbeth‘ beizuwohnen. Der Beifall steigerte sich von Akt zu Akt, und namentlich war es Bohß, der das Publikum entusiasmirte. Nach dem zweiten Akt kam Schiller auf die Bühne und fragte in seinem herzigen schwäbischen Dialekt: ‚Wo ischt der Bohß?‘ Dieser trat ihm mit etwas verlegener Miene und gesenktem Kopf entgegen; Schiller umarmte ihn und sagte: ‚Nein, Bohß! ich muß Ihne sage: meischerhaft! meischerhaft! Aber nun ziehe Sie sich zum dritten Akt um!‘ Bohß mußte anderes erwartet haben. Denn mit inniger Freude dankte er Schiller für seine unbegrenzte Rücksicht. Dann wandte sich Schiller mit den Worten zu mir: ‚Sehe Sie, Genascht, wir habe

recht gehabt! Er hat zwar andere Vers gesprochen, als ich sie geschrieben hab', aber er ischt trefflich! Es war eben ein Mann, dessen Milde und Liebendwürdigkeit ganz unwiderstehlich jeden anzog, der das Glück hatte, in seiner Nähe wollen zu dürfen. Ich war nur ein kleines Licht an der Weimarschen Bühne, aber er erkannte bald, wie ehrlich ich es mit der Kunst meinte und daß ich mich mit ganzer Hingebung der Sache widmete; darum würdigte er mich auch öfters seines Vertrauens, und ich durfte als Regisseur ohne Rückhalt meine Ansicht gegen ihn aussprechen.

Schiller war übrigens bei den Proben voll Nachsicht und Freundlichkeit gegen die Schauspieler, man mußte ihn lieb gewinnen; und doch gab es einige gelehrte Ehebaner unter diesen, die sich klüger dünkten als er, weil ihnen die sogenannten Handgriffe des Bühnenlebens mehr zu Gebote standen; und sonach kamen Widersprüche bald von dieser, bald von jener Seite. Mich brachte die Anmaßung dieser Leute öfters in Harnisch und ich hätte gern mit Fäusten dreingeschlagen, aber Schiller widerlegte stets mit der größten Freundlichkeit oft ganz widersinnige Absichten. [Konnte aber auch einmal wild werden, wie folgender Fall zeigt:]

Bei einer Wiederholung von „Tantred“ hielt Schiller die Probe ab, und Goethe hatte ihn ersucht, ein wachsames Auge auf Haide zu haben, der Tantred spielte, daß er nicht, wie bei der letzten Darstellung, die höchsten Töne seines Organs anschlagen und sich der ewigen Malerei mit den Händen und Armen enthalten solle. Der gute Haide hatte sich aber in diesen Fehler, den Goethe schon oft an ihm gerügt, förmlich verbissen; auch die Warnungen Schillers fruchteten nichts; er wollte diesem sogar seine Gründe auf das breiteste auseinandersetzen. Das brachte Schiller aus seiner würdevollen Ruhe heraus, und er rief voller Zorn: ‚Ei was! mache Sie's, wie ich's Ihne sag' und wie's der Goethe habe will. Und er hat recht — es ischt e Graus, des ewige Bagiere mit dene Händ und das Hinaufspeife bei der Rezitation! Haide stand wie vom Donner gerührt da, denn so war Schiller noch nie aufgetreten. Die Folge dieser Szene war, daß Schiller die Szenierung von Nathan der Weise' ablehnte und die ausgeschriebenen Rollen davon an Goethe zur Verteilung schickte . . .

In der zweiten Hälfte des Februar fingen die Leseproben von ‚Wilhelm Tell' an, der am 17. März gegeben wurde. Dieselben Schwierigkeiten hinsichtlich der Besetzung wie bei der ‚Jungfrau von Orleans' stellten sich auch hier heraus; mancher Schauspieler mußte

zwei ja drei Rollen übernehmen. Mir selbst hatte Schiller den Fronvogt und Rößelmann übertragen, dabei hatte ich noch die Regiegeschäfte zu besorgen, und es war keine Kleinigkeit, den Anordnungen Schillers und Goethes nachzukommen. Die erste Theaterprobe, bei der nur drei Akte probiert wurden, dauerte von nachmittags 4 Uhr bis abends 10 Uhr. Mehrere Proben folgten nun noch und die Hauptprobe endlich ging tabellos; wie es denn überhaupt Goethes Prinzip war, daß diese als erste Darstellung von dem Personal betrachtet wurde.

Die Zahl der Fremden, die herbeigeströmt kamen, war so enorm, daß schon nachmittags 3 Uhr der ganze Theaterplatz voll Menschen stand. Die Armen mußten diesen Genuß, Schillers neuestes Werk zu sehen, teuer erkaufen, denn da nichts gestrichen war, dauerte die Vorstellung von $\frac{1}{2}$ 6 Uhr abends bis in die Nacht um 11 Uhr.

Schon bei der Hauptprobe war Schiller über die Länge des Stückes unruhig geworden, indessen hoffte er, daß die Vorstellung viel schneller gehen würde als die Probe; allein es trat der umgekehrte Fall ein. Er war darüber so außer sich, daß er gleich nach der Darstellung das Manuskript an sich nahm, um zu streichen. Schiller war darin überhaupt schonungslos, besonders wenn es seine Stücke betraf; man mußte ihm förmlich in den Arm fallen, um ihn in seiner chirurgischen Arbeit zu hemmen.

Daß das Stück mit dem größten Beifall aufgenommen werden würde, hatten wir alle vorausgesehen; der Enthusiasmus war beispiellos. Den Preis des Abends trug Graff als Attinghausen davon, der in rhetorischer Hinsicht ein Meisterbild voll Würde und Wärme lieferte. In diesem Stück trat Korona Becker, die Tochter unserer unvergeßlichen Neumann, zum erstenmal als Walter Tell auf. Mit Teilnahme betrachteten wir Schauspieler und wohl auch das ältere einheimische Publikum dies Engelsgeßicht, das von seiner Mutter wohl die Schönheit, denn sie sah ihr sprechend ähnlich, aber weniger das Talent geerbt hatte. Goethe hob sie zu sich empor, küßte sie und sah sie mit trüben Blicken an. Nachdem sie Schillers Anweisungen gefolgt war, streichelte dieser ihr die goldblonden Locken und sagte: ‚So isch's recht, mei Mädel! So mußt du's mache.‘

Bis zum Schluß der Saison fanden noch mehrere Wiederholungen, stets bei gedrängt vollem Hause, von diesem Meisterwerk statt.

Acht Tage vor seinem Tode besuchte Schiller noch das Theater.

Ich stand am Eingang, als er kam. Er grüßte mich mit den Worten: „Guten Abend, Genast! Goethe hat mich bis an das Palais begleitet; er kommt heute nicht, aber ich will mir das Stück doch ansehen. Kobebue ist zwar nicht mein Mann, aber er kennt das Theater.“ Ich war erschrocken über sein blasses Gesicht und seine fast gläsernen Augen. Den andern Tag ging ich in geschäftlicher Beziehung zu ihm. Der Bediente sagte mir, daß sein Herr eine sehr schlimme Nacht gehabt habe und zu Bette läge. Trotzdem empfing er mich mit seiner gewohnten Milde. „Ja, ja, mein lieber Genast, da liege ich wieder“, sagte er. „Mit Goethe geht es heute auch nicht gut; ich habe zu ihm geschickt. Seine kräftige Natur hilft ihm über alles hinaus; er wird genesen; wer aber weiß, was uns die nächste Stunde schwarzverschleiert bringt? Unsere Körper werden scheiden, aber unsere Seelen werden ewig zusammenleben.“ Darauf gab er mir einige Befehle und reichte mir zum Abschied die Hand, die fieberisch brannte. Mit tiefer Wehmut verließ ich sein einfaches Stübchen, um ihn nur auf der Bahre wiederzusehen.“

(Aus: Eduard Genast, „Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit“, Stuttgart, Rob. Voss.)

Schillers Tod. Uns zu sagen, wie Schiller gestorben ist, dazu dürfte seine Gattin am ersten berufen sein. Wir stellen also an den Schluß dieses Tagebuches eine sehr zarte und tiefe Gefühlsäußerung: den Brief, den die Witwe an Schillers Schwester Luise (Franch) wenige Wochen nach des Dichters Tod geschrieben hat.

Weimar, den 12. Juni 1805.

Liebe Schwester! Ich schreibe Dir, da ich eben einen ruhigen Moment finde. Was wir eigentlich verloren haben, fühlt niemand als wir; ihr verlorst einen Bruder, der in jeder Lage des Lebens mit Rat und That sich gezeigt hätte und seinen Verwandten mit treuer Kindlichkeit anhing, so liebte er auch seine Kinder wieder! Aber unter uns allen verlor niemand so viel als ich, weil ich ihn liebte, weil ich in ihm die ganze Welt fand! Wie öde mir das Leben vorkömmt, kann ich nur fühlen; diesen treuen Anteil an meinem Wesen, wie die höhere geistige Existenz, deren ich durch seinen Umgang theilhaftig wurde, kann mir nichts, nichts mehr auf der Erde ersetzen und sollte es auch nicht, wenn es auch möglich

wäre; denn dieses Wesen, das vielleicht in Jahrtausenden nicht wieder so erscheint, muß auch einzig geliebt sein.

Mein Trost, meine Kinder seiner würdig zu bilden, ist noch der einzige, den ich haben kann auf dieser Welt; sie allein halten mich noch am Leben, ich kann sonst nur im Grabe wieder Ruhe finden. Sein Geist ist um mich und gibt mir Mut in die Seele, das Leben ohne ihn zu tragen. Er gab mir ein Vorbild, wie ich leben soll, denn er, mit den unendlichen Leiden seines Körpers, vergaß in der Nähe seiner Geliebten sich selbst und war heiter, liebend, teilnehmend. Er wurde immer milder, immer zufriedener mit seiner Lage, seinen Umgebungen, sah das Leben immer mehr aus einem höheren Gesichtspunkt an.

Liebe, gute Luise! Ich fühle mit Schmerz, aber mit Ergebung in Gottes Fügung, daß er uns nicht leben konnte, daß sein Leben, hätte es auch gekrifet werden können durch ein Wunder, doch nicht ohne völlige Kränklichkeit, ohne Verlegung seines hohen Geistes hätte dauern können. Alles war in ihm zerstört; seit dem vorigen Jahr im Julius, wo er die fürchterliche Rolle hatte, daß G. R. Stark, wie er jetzt selbst gestand, ihm keine halbe Stunde mehr Leben gegeben hätte, hat er sich nicht wieder recht erholt. Weil ich ihn schon öfters so krank gesehen hatte, hoffte ich auch jetzt, freute mich seit der Zeit über jeden Beweis seiner Kräfte, ach Gott! und umsonst! Husten, Katarrh, Fieberanfalle hatte er seit der letzten Krankheit beinahe immer; dreimal diesen Winter kam der Fieberanfall, und der letzte dauerte 9 Tage. Er war viel ruhiger als sonst, nahm teil, solange er konnte, an unsern Gesprächen, verlangte nach den Kindern; von Dienstag bis Donnerstag phantasierte er beinahe immer, wollte nichts essen und wenig trinken; in den ersten Tagen brach er alles von sich.

Wir machten ihm begreiflich, daß er sich baden müsse; er tat es, und das erste Bad bekam ihm so gut, daß er sagte, er habe nun völliges Vertrauen zu sich und wüßte nun, wie er sich behandeln müsse in der Zukunft. Ich mußte an Cotta in Leipzig schreiben, daß er besser sei; Cotta hatte ihn krank gefunden, als er hier durchreiste; meine Schwester sollte es Wolzogen schreiben; kurz, er war heiter und voll Vertrauen. Aber dies war Montags; von Montag nacht schlief er wenig mehr; Dienstag und Mittwoch phantasierte er noch viel. Aber Ernst und Emilie lieb er kommen, freute sich über die Kleinen; kurz, wenn er sich seiner bewußt war, war er liebevoll, freundlich.

Meine Gesundheit beunruhigte ihn schon lange; weil ich beständig

Neigung zum Katarrh habe, viel angegriffen war, mußte ich immer etwas gegen den Husten nehmen in seiner Gegenwart, und er sprach auch mit dem Arzt über mich, daß er mit mir nach Brückenau wolle, in ein Bad 20 Meilen von hier, das man uns rühmte. (Jetzt geh' ich zu Ende dieses Monats mit meiner Mutter und Karl und Ernst hin.) Ach Gott, warum ist er, um den ich gern mein Leben hingeben, nun nicht mit uns! Den einen Abend ging ich nahe zu ihm, da nahm er meine Hand und sagte: Liebe Gute! Von mir nahm er ein, wenn er noch so sehr phantasierte, verlangte auch oft nach meiner Schwester, die mit treuer Liebe ihn pflegen half. Kurz, wenn er sich selbst fühlte, fühlten wir seine Liebe. Sein letztes Zeichen von Bewußtsein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, so heiter himmlisch! Ich hob seinen Kopf auf die bessere Seite, und er sah mich so an und küßte mich — ach Gott! Dies war das letzte Zeichen seines Gefühls für mich! Dieser Blick giebt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird. Dafür, daß ich Hoffnung hatte bis zuletzt, danke ich Gott, denn ich hätte sonst den Mut verloren, hätte ihm nicht beistehen können. Den letzten Tag schlief er gegen Nachmittag; ich sah, um ihn nicht zu wecken, in der Nebenstube mit meiner Schwester und sagte leise: „Da er jetzt schläft, habe ich Hoffnung, denn seine Natur ist gut“ (ich rief mir die gute Natur unsrer geliebten Eltern zurück); ich hatte Hoffnung — als der Mensch, den wir an das Bett gesetzt hatten, da wir hinausgingen, uns rief, und der Krampf verzog sein Gesicht, nach wenigen Minuten war er kalt, und ich suchte umsonst die geliebte Hand zu erwärmen. Sein Geist, der vielleicht noch seiner Hülle näher war, hat auch da meine Liebe noch gefühlt!

Nun fürchte ich nichts mehr in der Welt, da ich das einzige Wesen mußte sterben sehen und leben muß. Es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und der Tod hat alle Schrecken verloren auf einmal. Er winkt mir freundlich, ich kann mich innig sehnen nach diesem Moment. Solange ich kann, will ich für unsere Kinder leben und wirken, um ihm zu zeigen, daß ich seiner Liebe wert war, denn sie sind sein teures Erbe. Sie sind gut und brav und lieben mich herzlich. Ich will vor allen Dingen ihre Konstitution stärken und sie nicht in die strengen Regeln der Erziehung beugen, denen gewiß die starke Natur ihres Vaters unterlag; denn das Leben in der Akademie, der Mangel an freier Bewegung des Körpers war gewiß der erste Grund zu unseres Geliebten

Kränklichkeit. Er gab in seiner Jugend zu wenig auf sich Achtung; als er in Mannheim das kalte Fieber so gewaltsam kurierte, war es der zweite schlimme Einfluß auf seinen Körper.

Bei meinen Leiden ist mir der Rückblick auf mein Leben mit ihm ein Trost, denn ich suchte mit allem, was in meinen menschlichen Kräften stand, von ihm abzuwenden, was ihm hätte nachtheilig sein können. Ich habe seinen Geist, seine volle rege Thätigkeit unterhalten, indem ich nur für ihn lebte. Ohne mich wäre er vielleicht nicht so lange der Welt geblieben. Dieser schöne Zweck des Lebens ist nun nicht mehr für mich; ich muß meine Kinder an mein Herz drücken und fühlen, warum ich noch lebe, wenn mir mein ganzer Verlust einfällt. Wenn wir an sein Leben denken, liebe Luise, wenn wir denken, wie hundertmal thätiger und wirkender er lebte und in der Nachwelt leben wird als eine ganze Generation von Menschen, so sollten wir nicht klagen über seine Thätigkeit des Geistes. Er war nicht wie andere Menschen, die sich mühsam anstrengen, um etwas hervorzubringen; wenn er etwas hervorbrachte, so ward es ihm leicht, und er war am glücklichsten in diesem Moment! Ich suchte nur die ängstlichen Vorstellungen gern von ihm zu entfernen und alle Rücksichten, daß sein Geist nicht sollte gehemmt werden. Ich fühlte aber immer, daß ich diesem Geist keine Fesseln anlegen könne, und suchte lieber ihm das wirkliche Leben nicht drückend zu machen durch Störung seiner Wirksamkeit. Ich hätte jedes Schicksal mit ihm geteilt und hätte alle Aufopferungen ihm gebracht, das kann ich mir sagen. Andere, die seinem Geist nicht so nahe lebten, hielten das, was der Erguß seines Wesens war, für künstliche, gefährliche Anspannung. Er hat lange nur noch durch seinen Geist gelebt, so zeigte es sich leider, wie alle sagen. Welchen Anteil, welche Liebe er hatte, werden Dir die öffentlichen Nachrichten sagen; ich lese nichts darüber, denn ich allein habe mehr als die Welt verloren.

Aber, als meiner lieben Schwester, muß ich Dir etwas sagen, das Dich freuen wird, was uns noch als Beweis der Verdienste unseres Beliebten aufrichtet: daß die Großfürstin, die hiesige Erbprinzeß, mir gleich in den ersten Tagen die Versicherung gab, daß Karl und Ernst ihr gehörten; sie sorgt für ihre Erziehung bis in ihr zwanzigstes Jahr, und behält sich noch vor, sie auch anzustellen. Sie hat es auf eine so edle, seine Weise mir geschrieben, daß ich auch mit Feinheit diese Sat behandeln muß. Also sage ich es nicht, und Du und Dein lieber Mann werdet als meine Freunde auch keinen unvorsichtigen Gebrauch davon

machen, ihr werdet es fühlen. Sie hat mir gleich geschrieben, ehe sie noch dieses für die Bühne entschied, daß ich mich bei allem, was mir begegnen könnte, an sie zuerst wenden solle, weil sie Schiller geschätzt hätte und herzlichsten Anteil an mir nähme. Ach hätte dieses unser Geliebter noch wissen können!

Jetzt nimmt er auf diese menschliche Weise nicht mehr teil an den Ereignissen; wenn ich aber nun manches möglich machen kann, was ich sonst nicht konnte für die guten Kinder, so will ich es als den Segen Gottes und ihres Vaters betrachten.

Wenn die geliebte Großfürstin aber auch sich nicht so edel bezeigt hätte, so hätte sie mein Herz ewig gewonnen durch ihren Anteil und ihre Nürung. Sie war bei mir mit der Herzogin und weinte so herzlich, innig an meinem Hals, als hätte sie einen Bruder verloren.

Für mich werde ich niemals ihre Großmuth ansprechen. Die Vorsehung hat Schillers Unternehmungen gesegnet: ich kann ohne Entbehrung leben. Was ich aber kann, werde ich zurücklegen, um den Kindern ein Kapital zu lassen, daß sie doch nicht einst abhängig werden, und im Nothfall, wenn sie sich einschränken wollen, unabhängig leben können. Gib mir Gott Kraft und Mut, so werde ich alles anwenden, um dies zu erreichen, und zurücklegen, was ich kann.

Cotta hat sich auch als teilnehmender Freund gezeigt, und wie er Schiller liebte, ist rührend.

Was wir Wolzogen und meine Schwester sind, kann ich nicht aussprechen; von meiner Schwester erwartete ich stets das Herzlichste und Beste im Leben; aber wenn Du Wolzogens Teilnahme, seine Betrübniß um Schiller gesehen hättest, und die Art, wie er mit mir und meinen Kindern umgeht, wie er uns zu sich rechnet, so würde es in Dir innige Liebe und Achtung und Dankbarkeit erwecken.

Daß man im Unglück auch wieder irgendwo Trost finden kann, dies ist Hilfe, die von oben kommt.

In den Nächten, wo Schiller nicht ruhet, sagte er inbrünstig: Komm von oben herab und bewahre mich vor langwierigen Leiden! Auch zum Himmel laß uns blicken, liebe Luise. Von den letzten Stunden unseres Verewigten laß uns gegen andere Menschen schweigen; sie sind mir zu heilig, als daß ich davon sprechen sollte, und die Menschen sind so zubringlich und wollen unter der Hülle des Mitleidens nur Nahrung für ihre Neugierde und Schreibsucht.

Wir müssen uns nun auch im Namen des Geliebten lieben, und unsre Freundschaft sei treu und unverbrüchlich; was wir uns unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertrauen, bleibe auch verwahrt. Du wirst immer eine treue Schwester an mir finden.

Lebe wohl! Der Brief ist so lang, daß wenn er nicht von einem solchen Gegenstand handelte, er zu beschwerlich zu lesen sein würde. Aber Du wolltest viel wissen. Gott erhalte Dich und den lieben Schwager, den ich herzlich grüße und um den Theil der Freundschaft für mich bitte, die er unserem geliebten Verstorbenen schenkte.

Die Kinder sind wohl: Emilie ist entwöhnt und zahnt, da ist sie etwas schwächlich, aber sehr heiter und freundlich. Es ist mir immer, als wär' es ein Blick, den mir ihr Vater sendet, mich zu trösten, wenn sie mich so liebend anlacht; sie schmiegt sich immer so herzlich an mich an, und ich muß sie immer tragen, wenn ich zu ihr komme.

Küsse Deine lieben Kinder herzlich!

Lotte.



Gruß an Weimar

(Zur Eröffnung des neuen Hoftheaters am 11. Januar 1908)

Über die Erde wandeln die guten Götter.
Über die Erde wandeln die Dämonen.
Vielgestaltig hausen sie im Herzen,
Vielgestaltig in der Menschen Werk:
Aus den reinen Augen Gutes wirkend,
Oder Pfeile schärfend im bösen Blick.

Hier, in Weimar, walteten die Guten.
Durch den alten Park weht noch ein Hauch
Vom Gespräch der beiden großen Guten;
Um die Wasser der umbüschten Ilm
Geistert noch manch heitres Herrenwort,
Flüstert noch manch liebes Damenlied;
Und vom Rennstieghochwald rinnt zur Stadt
Mancher Nachhall aus der Wartburgzeit,
Da der Thüringerwald voll Sänger war.

Weimar ist die Seele der deutschen Welt —
So sei dieser Bau die Seele Weimars!
Wie sich Waldgewässer im Teiche sammeln,
Sammle sich in diesem Bau das Hohe,
Alles Adlige der deutschen Kunst!
Und die fast versloagne muntre Laune
Plattre her von Ettersburg und Tiefurt,
Niste sich in diese neuen Balken —
Wirke weiter in die deutsche Welt!

Vom Lebendigen ist ausgeschlossen
Kein Lebendiger der freien Erde,
Überall ist Raum für Licht und Kraft.
Doch die Stätten, da die Guten weilten,
Sind geweiht wie von Frau Huldas Fuß.
Und die Pilger kommen, Segen suchend,
Und die Pilger gehen, geistgestärkt:
Denn sie wissen, daß die Sonne Weimars,
Dem Empfänglichen im Herzen glühend,
Heut' wie eh'dem unverlöschlich ist.



„Denn er war unser“ . . .

. . . Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heitrem Blicke las;
Doch wie er, atemlos, in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebant:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn, was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Goethe

(„Epilog zu Schillers Wode“)

Ende des fünften Bandes



